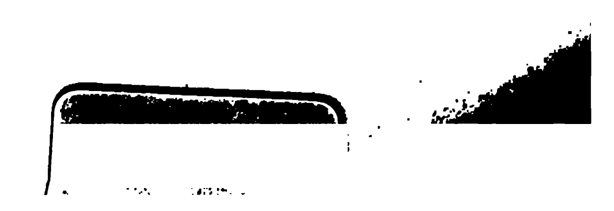



600086419Y







Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung ein und dreißigster Band.

Mainz, 1847.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Wien, bei J. B. Wallishausser.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Vier und vierzigster Band.

Mainz, 1847.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Wien, bei J. B. Wallishausser.

Inhalt.

Geschichte der Oströmer, des Königreiches Jerusalem, nebst einer kurzen Biographie Sultan Saladins, als Einleitung zur Geschichte des dritten Kreuzzuges.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Des Cäsar Andronikus frühere Lebensgeschichte.

Vierter Abschnitt.

Kaiser Isaak Angelus.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte des Königreiches Jerusalem.

Geistliche Ritterorden.

§. 2—4. Hospitium zum heiligen Johannes unter Balduin I, ausschließlich der Armen- und Krankenpflege gewidmet. — Der fromme Gerhard aus der Provence, Vorstand dieses Hospitiums, macht aus demselben ein Kloster und gibt diesem eine feste, auch in allen Johanniterklöstern, welche noch würden oder könnten errichtet werden, zu beobachtende Regel, und wird demnach der Gründer des Johanniterordens, jedoch blos noch als einer rein religiösen Genossenschaft. — Raimund Dupuy, Gerhards Nachfolger. — Weitere Entwickelung des Ordens unter Dupuy. — Neue, um vieles vermehrte Ordensregel. — Ungemein strenge Disciplin in den Klöstern dieses Ordens. S. 166—174.

§. 4—6. Entstehung des Templerordens unter König Balduin II. — Neue, bis dahin in der Kirche Gottes noch nie gesehene Erscheinung des Mönchsthums mit dem Ritterthum in einem vollkommen harmonischen Verein, aller klösterlichen Tugenden und Pflichten mit allen ritterlichen Eigenschaften und Verpflichtungen. — Ein vornehmer französischer Ritter, Hugo von Payens, Stifter dieser halb mönchisch-klösterlichen und halb ritterlich-kriegerischen Genossenschaft. — Auf Bitten und Begehren der vielen, in dem Orden zum heiligen Johannes als bloße Mönche lebenden Ritter wird auch dieser Orden, in Nachahmung des Templerordens, in einen zugleich religiösen und ritterlichen Orden, unter der Benennung: Johanniter-Ritterorden, verwandelt. — Großes Ansehen dieses neuen Ordens bei dem päpstlichen Hofe. S. 174—180.

§. 6. u. 7. Die beiden religiösen Ritterorden verbreiten sich nun bald auch über alle Länder Europa's. — Urtheil des heiligen Bernhardus über die Templer und deren Orden. — Grenzenlose Freigebigkeit aller abendländischen Könige und Fürsten gegen die beiden Orden, vorzüglich gegen jenen der Templer. — Daher deren bald ungeheure Reichthümer, außerordentliches Ansehen und beinahe mit jedem Jahre immer noch höher steigende Macht. — Ungemeine, über alles Lob erhabene Verdienste der beiden Orden in den ersten Zeiten nach ihrer Entstehung um die Christenheit in Syrien und Palästina, sowie um das Königreich Jerusalem, besonders unter der glücklichen und kräftigen Regierung König Balduins II. S. 180—192.

Sechster Abschnitt.

Eigentliche Geschichte des Königreiches Jerusalem.

§. 1—4. Balduin III. — Vormundschaftliche Regierung seiner Mutter, der Königin Melisende. — Erster glücklicher Feldzug des

durch die Eroberung dieser so festen, und erst vor wenigen Jahren von den beiden mächtigsten Monarchen des Abendlandes fruchtlos belagerten Stadt, erwirbt sich Balduin sowohl in Aegypten als bei allen muselmännischen Fürsten in ganz Syrien und Mesopotamien den Ruhm eines eben so weisen, als persönlich tapfern, kriegerischen und kriegskundigen Monarchen. S. 223—236.

§. 14—17. Nourreddin bemächtiget sich durch unedle List und die Verrätherei mehrerer damascenischer Emirs des Fürstenthums von Damascus, und wird dadurch Grenznachbar des Königreiches in Palästina. — Nourreddin verlegt seine Residenz von Aleppo nach Damascus. — Friedensvertrag zwischen Nourreddin und Balduin, wie auch allen übrigen christlichen Fürsten in Syrien. S. 236—242.

§. 17—19. Fortdauernde Uneinigkeit unter den Fürsten. — Leichtsinn der verwittweten Fürstin von Antiochien. — Gegen den Willen des Königes und zum größten Mißvergnügen aller ihrer Barone vermählt sie sich mit Rainald von Chatillon, einem ganz obscuren, verdienstlosen französischen Ritter. — Habsucht des neuen Fürsten. — Dessen unerhört grausames Verfahren gegen den ehrwürdigen Patriarchen von Antiochien. — Dazwischenkunft des Königs zum Schutz des Letztern. — Unseliger, lange andauernder Streit zwischen dem Johanniterorden und dem Patriarchen von Jerusalem und dessen Geistlichkeit. — Aergerliches, höchst sündhaftes Verfahren dieser Ritter gegen den Patriarchen und alle Bischöfe in Palästina. — Gegen ihre Gewaltthätigkeiten suchen der Patriarch und die Bischöfe, obgleich fruchtlos, Schutz und Abhülfe bei dem römischen Hofe. S. 242—248.

§. 19—21. Die nachtheiligen Folgen ungeheurer Reichthümer werden nun auch unter den Templern fühlbar. — Deren unchristliche, von niederer Gewinnsucht zeugende Behandlung eines, in ihre Gefangenschaft gerathenen, sehr edeln ägyptischen Jünglings. — König Balduin überfällt und plündert widerrechtlich, trotz des erst unlängst mit Nourreddin erneuerten Friedens, einen turcomannischen, seine zahlreichen Heerden in dem Walde von Paneas weidenden Volksstamm. — Die Strafe folgt auf dem Fuße. — Die Christen werden am Euphrat von einem Emir aus Damascus geschlagen, und König Balduin selbst wird gleich im folgenden Jahre von Nourreddin in einem mörderischen Treffen auf das Haupt geschlagen. S. 248—254.

§. 21—22. Ankunft des edeln und hochherzigen Grafen Dieterich von Flandern. — Dessen wohlthätiger Einfluß auf die äußeren wie inneren Angelegenheiten des Königreiches. — Auf seinen Rath vermählt

Siebenter Abschnitt.

Amalarich folgt seinem Bruder auf dem Throne von Jerusalem.

von Damiette aufzuheben, und kehrt, nachdem er durch sein Betragen die Erbitterung der Griechen gegen die Franken noch um vieles vermehrt hatte, wenig ehrenvoll wieder nach Jerusalem zurück. S. 297—305.

§. 10—13. Schreckliches, in ganz Syrien und Phönizien wüthendes, eine Menge Städte, Burgen, Schlösser und Flecken zerstörendes Erdbeben. — Traurige, hülfsbedürftige Lage des Königreiches.— Um Hülfe zu suchen geht Amalarich selbst zu dem Kaiser nach Constantinopel. — Prachtvoller Empfang des Königs an dem kaiserlichen Hoflager. — Zwischen ihm und dem Kaiser kommt ein neuer Vertrag gegen Aegypten zu Stande, und voll der kühnsten Hoffnungen, und von dem Kaiser mit verschwenderischer Freigebigkeit beschenkt, kehrt Amalarich nach einem beinahe zweimonatlichen Aufenthalt in Constantinopel wieder nach Palästina zurück. S. 305—314.

§. 13 u. 14. Tod des Athabeken Nourreddin (1173). — Auf die erste Nachricht von diesem Todesfall zieht Amalarich sein Heer zusammen und belagert die Stadt Paneas, hebt jedoch nach vierzehn Tagen gegen den Empfang einer nicht sehr bedeutenden Summe Geldes die Belagerung wieder auf, erkrankt aber auf dem Rückwege in der Stadt Tiberias, setzt demungeachtet seine Reise fort, und stirbt, wenige Tage nach seiner Ankunft in Jerusalem (1173), im achtunddreißigsten Jahre seines Alters und im zwölften seiner wenig Heil bringenden Regierung. S. 314—317.

Achter Abschnitt.

König Balduin IV.

§. 1—6. Auf dem Throne folgt König Amalarich dessen erst dreizehnjähriger Sohn Balduin IV. — Treffliche Anlagen dieses Prinzen; aber äußerst schwache körperliche Constitution, in der man frühzeitig alle Keime jener furchtbaren Krankheit erblickte, die den jungen Monarchen schon in der Blüthe seines Alters ergriff, und ihn auch sein ganzes Leben nicht mehr verließ. — Für die Zeit der Minderjährigkeit des Königs wird Graf Raimund von Tripolis einstimmig zum Reichsverweser ernannt, und um die Thronfolge zu sichern, des Königes älteste Schwester Sybilla mit Wilhelm, Grafen von Montferrat, vermählt. — Große Hoffnungen, zu welchen diese Verbindung zu berechtigen scheint, jedoch schon im folgenden Jahre durch des Markgrafen allzufrühzeitigen Tod wieder vereitelt. S. 317—324.

Neunter Abschnitt.

Sultan Saladin von Aegypten.

zirats und aller damit verbundenen Gewalt, und wird auch von Nourreddin sowohl in der Statthalterschaft von Aegypten, als in dem Oberbefehl des syrischen Heeres bestätiget. — Saladin weiß so sehr das Zutrauen Nourreddins zu gewinnen, daß dieser sogar Saladins Vater und Brüder von seinem Hofe entläßt und reichlich beschenkt sie ihm nach Cairo sendet. S. 364—376.

§. 11—14. Saladins ungemein feine innere und äußere Politik. — Erste Spuren des in Nourreddin gegen Saladin erwachenden Argwohns. — Saladin weiß den Nourreddin wieder zu beruhigen, und erobert hierauf durch seinen Bruder Turanschah Nubien und den größten Theil von Arabien. — Immer zunehmende Spannung zwischen Nourreddin und Saladin. — Ein förmlicher Bruch scheint unvermeidlich, und beide Theile rüsten sich zum Kriege. S. 376—379.

§. 14—17. Nourreddin stirbt, und sein einziger, kaum eilfjähriger Sohn Maleck-as-Saleh ist Erbe sämmtlicher Länder seines Vaters. — Saladin erkennt den Saleh als den rechtmäßigen Nachfolger in der Herrschaft seines Vaters an und huldiget ihm als seinem Oberherrn. — Große Bewegungen unter den Emirs in Damascus wegen der Vormundschaft über den noch minderjährigen Fürsten. — Der Verräther Kamsteghin beredet den Saleh, mit ihm nach Aleppo zu gehen, und weiß so sehr die Gunst des fürstlichen Knaben zu gewinnen, daß dieser ihn zu seinem Vezir ernennt. — Saladin wirft sich zum Vormünder Saleh's auf, und die durch seine Drohungen geschreckten Emirs in Damascus erkennen ihn in dieser Eigenschaft an. — Unter dem Titel eines Statthalters Saleh's reißt Saladin das Fürstenthum Damascus an sich, wird aber vor der Stadt Aleppo zurückgeschlagen. S. 379—389.

§. 17—20. Saladins neunjähriger Krieg gegen das Haus Nourreddins. — Saiffeddin, Fürst oder König von Mosul, ein Neffe Nourreddins, zieht unter dem Vorwand, seinen jungen Vetter gegen dessen Feinde zu schützen, gegen Saladin, wird aber in zwei mörderischen Treffen gänzlich geschlagen. — Saladins ungemein milde und menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen und Verwundeten. — Saladin tritt jetzt als selbstständiger, unbeschränkter Beherrscher auf und legt sich den Titel Sultan bei. — Saleh ist gezwungen um Frieden zu bitten, muß an Saladin alle von demselben bisher gemachten Eroberungen abtreten, und behält blos Aleppo nebst einem an die Stadt grenzenden, wenig bedeutenden Striche Landes. — Saladin belagert die feste Burg Ezaz; und wird während der

Zehnter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte des Königreiches Jerusalem bis zu Saladins Eroberung der heiligen Stadt.

Des

zweiten Zeitlaufes

zwei und dreißigster Zeitraum.

Von

der Thronbesteigung Kaiser Friederichs I. 1152 bis zum Ende des dritten Kreuzzuges 1192.

Zweite Abtheilung.

Geschichte des oströmischen Reiches und des Königreiches Jerusalem, nebst einer kurzgefaßten Biographie Sultan Saladins, als Einleitung zur Geschichte des dritten Kreuzzuges.

Oströmer.

I.

Alexius II. unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Kaiserin Maria *).

1. Mit dem Tode Kaiser Manuels endiget sich die bisherige, trotz dem zunehmenden Verfall des griechischen Reiches doch immer noch so glanzvolle Periode der byzantinischen Geschichte, und immer sichtbarer und schneller eilt von jetzt an das Reich

---

*) Die vornehmsten und zuverläßigsten Quellen sind: *Cinamus*, de reb. gest. Imperat. Constantinop. Lib. VI. (in dem Corp. Histor. Byzant. Venet. 1729.). Ferner: *Nicetas Chroniates* Chron. (edit. Paris.) — Die neuern Hülfsschriften, die wir wieder zu Rathe gezogen, sind dieselben, die wir schon früher unsern Lesern bekannt gemacht haben.

der Oströmer seinem völligen Untergange entgegen. Die ersten Comnenen, Alexius I., Johann und Manuel, obgleich ungewöhnlich ausgezeichnete Regenten, vermochten blos den Einsturz des morschen Staatsgebäudes noch einige Zeit aufzuhalten. Durch eine Reihe glücklicher, aber das Reich noch mehr schwächender Kriege gelang es ihnen zwar, das Reich zu seinem frühern Ansehen in dem Auslande wieder zu erheben, selbst dessen Grenzen nach Norden und Osten nicht ganz unbedeutend zu erweitern und durch eine Menge glänzender Waffenthaten ihre Regierung mit einem neuen, in der Ferne ungemein täuschenden, jedoch schnell wieder vorübergehenden Schimmer zu umgeben, so daß wirklich unter der Regierung des kriegerischen ritterlichen Kaisers Manuel nicht leicht ein nur einigermaßen merkwürdiges Ereigniß statt haben konnte, welches dem Hofe von Constantinopel fremd geblieben wäre, und auf welches derselbe nicht einen bald mehr bald minder thätigen Einfluß gehabt hätte. Aber um so weniger vermochten eben diese drei, nur nach kriegerischem Ruhme dürstenden Comnenen auch die innern, alle Grundlagen des Staates untergrabenden Feinde zu bekämpfen und noch weniger sie zu besiegen, nämlich die Schwungsucht unruhiger, herrschsüchtiger Großen, die grenzenlose, nie zu befriedigende Raubsucht der höhern wie niedern Beamten, den zank- und streitsüchtigen Geist jenes unseligen Schisma, das alles ächte religiöse Leben erstickte, Kirche und Staat immer mehr verwirrte*), daher jene Comnenen auch

*) Statt das Volk auf eine seinen Begriffen angemessene Weise in dem Glauben und der christlichen Sittenlehre zu unterrichten, fing, besonders unter der Regierung der letzten Comnenen, der, bekanntlich von jeher Streit- und Zungengefechte ungemein liebende griechische Clerus immer mehr an, sich mit Untersuchung der schwersten, den menschlichen Verstand weit übersteigenden Fragen

um so weniger im Stande waren — worauf es doch jetzt vorzüglich ankam — der immer furchtbarer zunehmenden, von den höhern Ständen auch auf die niedern Volksklassen sich verbreitenden Unsittlichkeit Einhalt zu thun. Das verderbliche Beispiel ging von dem Throne selbst aus. Man fing an, das Laster nicht mehr bloß wegen des flüchtigen Genusses, den es gewährte, sondern sogar bloß schon seiner selbst wegen zu lieben. Man suchte dem Laster einen gewissen äußern, blendenden Schein zu geben, der selbst den stillen, wohlthätigen Glanz der Tugend noch bei weitem überstrahlte; sogar die Sprache mußte dem Verbrechen dienen, denn die Ausdrücke, mit denen man besonders in der großen und vornehmern Welt auch die gröbsten

zu beschäftigen, wie z. B. über die Natur und das Wesen Gottes, über die heiligste Dreieinigkeit, das große Geheimniß der Menschwerdung rc. Nothwendig gab es darüber eben so viele verschiedene Meinungen als es Köpfe gab; es entstanden eine Menge Parteien, die mit Wuth sich bekämpften, einander verfolgten, sich gegenseitig mit dem Namen Ketzer brandmarkten; und da jede dieser Parteien auch unter den Laien Anhänger suchte und fand, so ward endlich durch diesen tollen Unfug sogar die öffentliche Sicherheit und die Ruhe des Staates bedrohet, und Kaiser Manuel endlich gezwungen, durch ein strenges Edict seinem gesammten Clerus sehr ernstlich zu verbieten, sich in Zukunft mit Untersuchung solcher, außerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft liegenden Fragen zu beschäftigen. Cinamus, ein übrigens sehr besonnener Geschichtschreiber, der dieses erzählt, lobt den Kaiser wegen dieses Edicts und fügt noch sehr naiv hinzu: „Nach solchen unerforschlichen Dingen zu forschen, habe nur der Kaiser allein das Recht." So lächerlich diese Aeußerung auch scheint, so liegen derselben doch gewisse, an sich sehr schöne Prämissen zum Grunde, die, wenn sie nicht bisher schon so oft als unrichtig wären erkannt worden, die Bemerkung des ehrlichen Cinamus einigermaßen rechtfertigen könnten.

Ausschweifungen der verdorbensten Wüstlinge bezeichnete, waren so gewählt, daß sie eher zum Verbrechen reizten, als von demselben zurückschrecken konnten, und gerade Diejenigen, die dem Volke als ein vorleuchtendes Muster hätten dienen sollen und deren Beispiel bekanntlich eine so hinreißende Macht auf alle Stände und Classen einer Nation ausübt, scheneten sich nicht, ihre Ruchlosigkeit den Augen des Volkes zur Schau zu stellen, und ohne Scheu und Schaam, und zur Schmach der Kirche, sich ihrer, der christlichen Religion höhnenden Frevel als eben so vieler, von ihrem starken Geiste errungener Trophäen laut und öffentlich zu rühmen *). Von der christlichen Religion waren bloß die leeren Formen noch übrig, aus denen aber der Geist ächten Christenthums völlig entflohen war; kurz, es waren Zeiten; wie solche gewöhnlich jeder, Throne und Reiche stürzenden Katastrophe unmittelbar voranzugehen pflegen: bis zur Ueppigkeit fruchtbar an Lastern und jeder Art von Frevel, desto ärmer an Tugend, wie an kräftigen Männern und edlen Naturen. Indessen wäre das, obgleich schon am Rande des Unterganges schwankende Reich dennoch vielleicht für jetzt noch zu retten gewesen, aber dazu hätte eine starke, die Zügel der Regierung mit eben so viel Kraft als Weisheit und Klugheit lenkende Hand gehört, denn es bedurfte jetzt durchaus einer, alle Verhältnisse des bürgerlichen wie häuslichen Lebens durchgreifenden Remedur aller der vielen, in dem tiefsten Innern des Staatsorganismus liegenden Uebel und Gebrechen. Aber woher hätte jetzt diese Hülfe kommen können, da ein, von der Natur aus schon sehr beschränkter und in seiner Erziehung völlig vernachläßigter Knabe auf dem Throne von Constantinopel

*) Die Belege zu dem Obigen werden sich bald von selbst dem Leser darbieten.

saß, eine leichtsinnige, der Regierung unfähige Fürstin an der Spitze der Verwaltung stand, und die wenigen kraft- und charactervollen Männer, die allenfalls noch hätten helfen können, den mit Verbrechen besudelten Schauplatz sämmtlich verlassen und aller fernern Theilnahme an dem Staatsleben entsagend, sich in die Stille ländlicher Einsamkeit zurückgezogen hatten. Rettungslos mußte nun auch bald das griechische Reich in der wilden, nichts als Greuel ausschäumenden Fluth der, theils von der Nation selbst, theils und zwar ganz vorzüglich von ihrer elenden Regierung herbeigeführten, völligen Desorganisation zu Grunde gehen; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir jetzt bald sehen werden, daß, nachdem vorher noch ein scheußliches Ungeheuer von einem Tyrannen den Thron auf das Schändlichste entweihet und ein paar kraftlose Regenten denselben noch tiefer herabgewürdiget hatten, endlich Constantinopel, das Herz und der Mittelpunct aller pulsirenden Kraft des griechischen Reiches, sammt allen europäischen Provinzen der Oströmer die leichte Beute eines abendländischen Heeres tapferer Kreuzfahrer und kühner Abentheurer ward *).

2. Unmittelbar auf dem Throne folgte dem Kaiser Manuel dessen kaum eilfjähriger Sohn Alexius II. Bevor noch Manuel verschieden war, hatte schon seine Gemahlin, die Kaiserin Maria, untröstlich über den ihr bevorstehenden Verlust, den Palast verlassen und sich in ein außerhalb Constantinopel gelegenes Kloster zurückgezogen. Indessen bedurfte es doch nur weniger

*) Dieß geschah ungefähr fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Kaisers Manuel. Es versteht sich von selbst, daß in der Folge noch weit umständlichere Erwähnung davon geschehen wird.

Tage, um in der Brust Mariens die Wunde zu heilen, die der Tod ihres Gemahls ihrem Herzen geschlagen hatte. Bald erwachten in ihr wieder die Bilder der Welt und deren Herrlichkeit, und noch jung, lebenslustig und an orientalische Anbetung gewohnt, verließ sie unter dem Vorwande, daß das zarte Alter ihres Sohnes der mütterlichen Stütze bedürfte, nach einem kurzen Aufenthalt von acht Tagen wieder das Kloster, eilte nach Constantinopel zurück, setzte sich in den Besitz des Palastes, und übernahm die Vormundschaft über den unmündigen Kaiser und zugleich damit auch die Verwaltung des Staates. Manuels erste Gemahlin, die liebenswürdige Pfalzgräfin Bertha *), Schwester der Gemahlin König Conrads III., ausgezeichnet durch hohe weibliche Würde, deutsche Sittsamkeit und ächte Frömmigkeit, hatte durch ihre Sanftmuth, freundliche Herablassung selbst gegen die Geringsten im Volke, so wie durch ihre ungeheuchelte Tugend, verbunden mit einer ihr eigenen, über ihr ganzes Wesen verbreiteten Grazie des edelsten Anstandes und der würdevollsten Haltung sich Achtung und Ehrfurcht erworben. Man vergaß, daß sie aus abendländischem, deutschem Blute entsprossen sey, und trotz der Griechen bekannten Abneigung gegen Fremde und Ausländer mußten sie dennoch bald gestehen, daß wirklich die deutsche Fürstentochter eine wahre Zierde des griechischen Kaiserthrons sey, und der holden Bertha's stille Ergebenheit, mit der sie die Vernachläßigung ihres Gemahls und dessen Ausschweifungen ertrug, zogen ihr nur in einem noch höhern Maße die Achtung und Liebe der Nation zu. Aber

*) Als Gemahlin des Kaiser Manuels hatten die Griechen ihr den Namen Irene gegeben, unter welchem sie auch in allen griechischen Chroniken und Geschichtbüchern erscheint.

Manuels zweite Gemahlin, die antiochenische Prinzessin Maria, hatte kein anderes Verdienst, als ihre, obgleich bezaubernde, in dem ganzen Orient bewunderte Schönheit. Bei den zahllosen Bewohnern des Palastes und den nicht minder zahlreichen Schaaren der Höflinge mag dieses Verdienst wohl großen Werth gehabt haben, aber nicht so bei dem Volke, und Mariens lateinische Abstammung, ihr französisches Blut, ihre weiche asiatische Lebensweise und ihre ungemeine Vorliebe für die Abendländer, die ihr verstorbener Gemahl, Kaiser Manuel, schon in hohem Maße mit ihr getheilt hatte, waren keineswegs geeignet, ihr das Zutrauen und die Liebe der Nation zu verschaffen. Unglücklicher Weise war des jungen Kaisers ebenfalls noch junge Mutter durchaus zur Regierung untauglich. Um das Staatsruder nur einigermaßen mit Nachdruck zu führen, waren ihre Hände viel zu schwach, sie selbst auch viel zu leichtsinnig, und bisher an einen ununterbrochenen Wechsel von Freuden und Ergötzungen gewöhnt, hatte und kannte sie keinen andern Zweck ihres Lebens, als sich zu vergnügen und ihre Schönheit von aller Welt bewundern zu lassen.

3. Maria stand noch immer in der vollen Blüthe aller ihrer jugendlichen Reize; und da Jedermann wohl voraussah, daß sie den Thron blos als einen Sitz sorgenloser Ruhe und jeder Art des Vergnügens betrachten werde, aber die mit der höchsten Gewalt verbundenen Sorgen und Arbeiten gewiß nicht nach ihrem Geschmacke seyn möchten, sie daher sich bald einen Gehülfen suchen würde, auf dessen Schultern sie alle Last der Regierung legen könnte; so bemühete nun der ganze Hof, sich ihr auf das Gefälligste zu erweisen; man suchte jeden ihrer geheimsten Wünsche zu belauschen, durch das bereitwilligste Entgegenkom-

men, so wie durch alle Beweise der sclavischen Unterwürfigkeit ihre Blicke auf sich zu ziehen, ihre Gunst zu gewinnen, und durch diese sich immer zu höhern Stufen von Macht und Reichthum emporzuschwingen. Aber auf Mariens Wagschale des Verdienstes wog keiner schwerer, als der Comnene Alexius, Sohn eines Neffen des verstorbenen Kaisers. Alexius hatte als Mann gerade dasselbe und kein anderes Verdienst, als welches auch die Kaiserin hatte: eine ganz ungewöhnliche körperliche Wohlgestalt, ungemein liebliche Gesichtszüge und die feinsten, gefälligsten und lieblichsten Manieren. Dieser Verein liebenswürdiger Eigenschaften machte ihn dem Herzen der Kaiserin werth; sie ernannte ihn zu ihrem ersten Minister, überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, erhob ihn sogar zu der hohen Würde eines Protosebasten *), und der Hof und mit ihm ganz Constantinopel sagten laut: der neue Protosebast sey der Kaiserin noch etwas weit mehreres, als blos deren Freund und Minister. Leider war der Protosebast ein höchst flacher Kopf, ohne alle Kraft und innere Haltung, und ward daher auch auf der Höhe, zu welcher er sich plötzlich erhoben sah, gleich jedem verdienstlosen Emporkömmling, sogleich von einem ihn völlig übermannenden Schwindelgeist überfallen. Bald genügte es ihm nicht mehr, der erste nach dem Kaiser und der Regentin zu seyn, die höchste Gewalt mit ihnen zu theilen; er wollte sogar Beide noch an Machtvollkommenheit übertreffen; den jungen Kaiser suchte er immer in tieferen Schatten neben sich zu stellen, damit ja die Blicke der ganzen Welt blos auf ihn, als den einzigen Mittelpunkt aller wahren Größe und Macht, gerichtet seyn sollten. Es war ihm ein Leichtes, den jun-

*) Nach der kaiserlichen Würde die erste und höchste im griechischen Reiche.

gen, noch unverständigen Monarchen zu bereden, ein Edict zu erlassen, wodurch der Nation bekannt gemacht ward, daß in Zukunft jede, selbst von dem Throne ausgegangene Verordnung so lange keine Kraft und gesetzliche Verbindlichkeit haben sollte, als bis der Protosebast sie genehmiget und ebenfalls unterzeichnet hätte. Seine Unterschrift gab er nun gewöhnlich mit den Worten: „es soll und darf geschehen, wie hier oben befohlen wird."

4. In seiner unbegreiflichen Verblendung hielt der Protosebast sich über jedes widrige Geschick weit erhaben. Statt also durch gefälliges, zuvorkommendes Benehmen den Neid der großen und mächtigen Familien zu entwaffnen, erwiederte er sogar deren Huldigungen mit zurückstoßender, verächtlicher Kälte, und wer sich nicht entschließen konnte, vor ihm im Staube zu kriechen, hatte sich auch keines gnädigen Blickes von dem Uebermüthigen zu erfreuen. Um die Liebe des Volkes, dessen Anhänglichkeit ihn auf seinem usurpirten Posten hätte erhalten und befestigen können, bekümmerte er sich keinen Augenblick. Das Wohl oder Wehe der Provinzen war auch nicht von Ferne ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Blos mit Intriguen und immer schwungsüchtigern Entwürfen beschäftiget, überließ er sorgenlos die Provinzen der Raubsucht ihrer höheren wie niederen Beamten, ohne die Klagen der Unterdrückten nur im mindesten zu beachten, und noch viel weniger den Gewaltthätigkeiten ihrer Dränger Einhalt zu thun. Aber während die schon unter Manuels Regierung äußerst erschöpften Provinzen in immer tiefere Armuth und größeres Elend versanken, beinahe jede Ader des bürgerlichen Lebens ausgesaugt war und in allen Provinzen der Gedanke an Empörung immer lebhafter sich regte, folgten in dem Palaste in Constantinopel nur

Feste auf Feste, eines glänzender und prachtvoller als das andere; und die Kaiserin-Regentin, die sich aller Geschäfte entschlagen, weil alle Gewalt in die Hände ihres Günstlings gelegt hatte, betrachtete, wie es scheint, den Thron ihres Sohnes blos als einen, für sie einstweilen höchst bequemen Sitz träger Ruhe und eines ununterbrochenen Wirbels von Freuden und geräuschvoller Vergnügungen. Daß dabei die Erziehung des jungen Kaisers gänzlich vernachläßiget ward: dieß versteht sich von selbst. Umgeben von einer Schaar junger Leute gleichen Alters und gleichen Gelichters, waren Jagen, Reiten, Fahren, die Spiele der Rennbahn und andere frivole Vergnügungen, verbunden mit öftern, sich bis tief in die Nacht hineinziehenden lärmenden Gelagen die einzige Beschäftigung des zur Regierung eines der damaligen größten Reiche bestimmten gekrönten Jünglings. Allen Staatsgeschäften blieb er völlig fremd; und es hat alles Ansehen, daß man ihn absichtlich davon entfernte, damit seine Unmündigkeit und völlige Regierungsunfähigkeit nie ein Ende nehmen möchten. Nachher ward sogar gesagt: die Kaiserin-Mutter hätte ihrem Sohne heimlich ein langsam tödtendes Gift beibringen lassen, dessen Wirkung jedoch durch die Gegenmittel der Aerzte, die so etwas geargwohnt hätten, wieder wäre vereitelt worden. Mariens Absicht sey dabei gewesen, nach dem Tode ihres Sohnes sich mit dem Protosebasten zu vermählen und diesen als Kaiser ausrufen zu lassen*).

---

*) Diese Beschuldigung ist jedoch völlig ungegründet; auch ward sie erst in späteren Zeiten vorgebracht, nämlich unter der Regierung des Kaisers Andronikus, da man, um diesem Tyrannen zu schmeicheln und sich ihm gefällig zu machen, sich der gröbsten Lästerungen gegen die unglückliche, verlassene, blutig verfolgte und endlich grausam gemordete Maria erlauben zu dürfen glaubte.

5. An dem Hofe selbst hatten sich indessen drei Parteien gebildet, wovon jedoch keine die Farbe des Ministers trug. Die Eine bestand aus Solchen, die blos um die Gunst der Kaiserin buhlten, auf alle nur mögliche Weise sich ihr wohlgefällig zu machen suchten, um ihrem Herzen vielleicht eine andere Neigung einzuflößen, die ihr den Protosebasten alsdann entbehrlich machen könnte. Obgleich nun Jeder dieser Partei in dem Andern seinen Nebenbuhler erblickte, dessen Wünsche und Bestrebungen die seinigen feindlich durchkreuzten, so vereinigten sich doch wenigstens Alle darin, daß sie den Protosebasten zu stürzen und von der Seite der Kaiserin zu verdrängen suchten. Die andere Partei, zu welcher viele der mächtigsten und reichsten Familien, und selbst Manuels Tochter, die Prinzessin Marie gehörten, bestand aus lauter erklärten Feinden des übermächtigen und übermüthigen Ministers. Ihr Plan war nichts geringeres, als den Protosebasten zuerst aus dem Wege zu räumen, hierauf der Kaiserin die Regentschaft zu nehmen, sie in ein Kloster einzusperren, alle Gewalt an sich zu ziehen, und dann während der wahrscheinlich nie mehr endenden Minderjährigkeit des Schattenkaisers ein oligarchisches Regiment einzuführen. Die dritte Partei, welche man die neutrale oder indifferente nennen könnte, bestand aus Staatsmännern von gewöhnlichem Schlage, die, wohl einsehend, daß die tolle Wirthschaft am Hofe nicht von langem Bestand seyn könnte, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen suchten, um den Fiscus zu bestehlen und sich und ihre Familien zu bereichern; übrigens aber, wenig bekümmert um das Wohl des Staates, vor dem Protosebasten krochen, und auch vor jedem andern, der ihm folgen würde, zu kriechen bereit waren. Aber desto thätiger war die zweite Partei. Eine Verschwörung nach der andern brach aus. Aber die ge-

fährlichste von allen war jene, an deren Spitze Kaiser Manuels Tochter erster Ehe, die so eben erwähnte, mit dem Markgrafen von Montferrat vermählte Prinzessin Marie stand. An einem Festtage, an welchem der Protosebast, wie man wußte, in feierlichem Zuge sich in die große Sophienkirche begeben würde, sollte er ermordet werden. Kühnen und verwegenen Meuchelmördern waren ihre verschiedenen Posten angewiesen, und schon zweifelte kein Verschworner mehr an dem erwarteten Erfolge, als auf einmal ein, uns unbekannter Zufall den ganzen Plan und dessen Ausführung vereitelte. Indessen war dem Protosebasten doch Etwas von dem gegen ihn gerichteten mörderischen Anschlage, jedoch nur ganz unbestimmt, zu Ohren gekommen. Er ließ also geheime Nachforschungen anstellen, und nun ward nach einigen Wochen der ganze Verschwörungsplan in seiner ganzen weitläufigen Verzweigung entdeckt. Sämmtliche Theilnehmer, worunter sich die ersten und vornehmsten Männer, und auch zwei Söhne des Andronikus, von welchem jetzt sogleich die Rede seyn wird, befanden, wurden verhaftet und in das Gefängniß geworfen, worin sie in wenigen Tagen ihr Todesurtheil erwarteten. Aber Manuels Tochter war eine Fürstin von männlichem Character und kühnem Geiste. Sie wollte sich nicht den Vorwurf machen, ihre Freunde in das Verderben gebracht zu haben. In den ehrerbietigsten Ausdrücken schrieb sie also an die Kaiserin und an den Protosebasten, und bat für die Eingekerkerten um Gnade und Verzeihung. Die Antwort war trotzig und abschlägig. Aber nun warf die Prinzessin die Maske ab, eilte an der Seite ihres Gemahls, des Cäsar Johannes *), durch die Straßen

*) Nämlich des Markgrafen von Montferrat, der bei seiner Vermählung von dem Kaiser Manuel die Würde

von Constantinopel, flehete um Beistand das Volk an: „Schützt," rief sie mit gerungenen Händen, „die Tochter eueres glorreichen Kaisers gegen die Grausamkeit einer unnatürlichen Stiefmutter und die Tyrannei ihres stolzen, verdienstlosen Günstlings!" Aus Theilnahme an dem, der verlassenen Prinzessin bevorstehenden Schicksal, ließ der Patriarch Theodosius ihr die Thüren der Kirche öffnen. Mit ihr drängte sich eine Menge Volkes hinein, immer liefen noch mehrere Leute hinzu und bald war die Kirche von Menschen angefüllt. Auf das leicht zu bewegende Volk machten die Bitten und Thränen der Prinzessin einen sichtbaren Eindruck, den auch das Geld, das Mariens Gemahl, der Cäsar Johann, reichlich austheilte, noch um vieles verstärkten. Alles rann aus der Kirche heraus zu den Waffen. Wohlbewaffnet eilten jetzt sogleich ein paar tausend Lateiner herbei, um ihre bisherige hohe Beschützerin nun ebenfalls zu beschützen; auch die vielen Isaurier, die sich gerade damals, Handelsgeschäfte wegen, in Constantinopel aufhielten, ein rohes kriegerisches Volk, das um Sold jedem zu dienen bereit war, kam herbei und bot der Prinzessin ihre Dienste an. Marie wieß diese nicht zurück, und hatte nun schon am Abend desselben Tages ein kleines, aber ihr gänzlich ergebenes Heer zu ihrem Gebote.

6. Der Regierung schien nun dieser Aufstand immer bedenklicher zu werden. Man glaubte zu gelindern Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen, und der Protosebast ließ durch den jungen Kaiser, dessen er sich gewöhnlich als seines Organs zu bedienen pflegte, die Prinzessin und ihren Gemahl seiner Gnade und völ-

---

eines Cäsars und den bei den Griechen so beliebten Namen Johann erhalten hatte.

ligen Verzeihung versichern, wenn sie die Kirche verlassen, ihre Leute auseinander gehen, und die Ruhe der Stadt nicht länger stören wollten. Aber dieser offenbare Beweis von Schwäche machte Manuels Tochter nur noch kühner. „Ich und mein Gemahl," erwiederte sie stolz, „bedürfen keiner Gnade und keiner Verzeihung; sondern uns steht es jetzt zu, Gnade und Verzeihung denjenigen zu ertheilen, die derselben würdig sind. Auf dem Protosebasten lastet alle Schuld der gegenwärtigen Verwirrungen, und alle Uebel, unter denen Constantinopel und das ganze Reich seufzen, und wir werden nicht eher die Waffen niederlegen, als bis dieser übermüthige, zur Verwaltung des Reiches durchaus untaugliche Emporkömmling aller seiner Würden und Aemter entsetzt und vom Hofe und aus der Stadt verbannt seyn wird." Dieß war eine förmliche Kriegserklärung. Da die Palasttruppen nicht hinreichend schienen, den Aufstand zu unterdrücken; so ließ man einen Theil der jenseits des Bosphorus liegenden Truppen in Constantinopel einrücken. Aber Marie und der Cäsar Johann machten indessen alle nöthigen Anstalten zu dem hartnäckigsten Widerstand. Die Sophienkirche ward in eine Festung verwandelt; verschiedene zu nahe an der Kirche stehende Gebäude, welche die Angriffe der Belagerer hätten decken können, wurden niedergerissen, andere dafür, welche die Belagerten schützen und die Angriffe der Belagerer erschweren konnten, auf das beste befestiget und mit bewaffneten Schaaren besetzt. Sobald die Truppen von jenseits des Bosphorus angekommen waren, begann die Belagerung. Die Belagerer bemächtigten sich nach kurzem Kampfe der Kirche zum heiligen Johannes, und schleuderten von dem hohen Dach derselben einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Leute des Cäsars. Da auf dem breiten Platze vor der Kirche eine

Menge Volkes versammelt war, so wurden viele davon von den Pfeilen und Steinen theils getödtet, theils verwundet, und die übrigen auseinandergetrieben, worauf die kaiserliche Reiterei hervorbrach, um den Fliehenden die Rückwege zu der Kirche und deren Vertheidigern abzuschneiden; denn aus Haß gegen den Protosebasten und die Kaiserin war der größte Theil des ohnehin sehr gemischten Volkes von Constantinopel gänzlich auf der Seite der Prinzessin. Aber nun machte der Cäsar an der Spitze seiner Leute einen heftigen Ausfall, drückte anfangs die kaiserlichen Soldaten zurück, die jedoch, weil sie sogleich neue Verstärkung erhielten, die Empörer wieder in die Kirche zurücktrieben. Hatte man auf den Straßen mit Erbitterung gefochten, so ward das Gefecht jetzt auch in dem innern Raum der Kirche wie auf einem ordentlichen Schlachtfelde fortgesetzt. Um den Greuel von heiliger Stätte zu entfernen, erschien der Patriarch in seiner ganzen hohenpriesterlichen Kleidung, umgeben von einem Theile seiner Geistlichkeit und das heilige Evangelienbuch in seiner Hand. Im Namen Gottes forderte er die Kämpfenden auf, ihre Waffen sinken zu lassen, den Tempel Gottes nicht länger mehr zu entweihen, und endlich selbst die Altäre mit frevelhaft vergossenem Blute zu beflecken. Aber unter dem schrecklichen Tumult und dem Geklirr der Waffen ward die Stimme der Religion nicht mehr gehört, und unverrichteter Dinge mußte der Patriarch sich mit seiner Geistlichkeit, und zwar eiligst wieder zurückziehen. Ein paar Tage dauerte dieser schreckliche Unfug fort, während in allen Straßen sich zahlreiche Haufen Volks zusammenrotteten und die Paläste oder Wohnungen Aller, die man als Freunde und Anhänger des Protosebasten und der Kaiserin kannte, theils niederrissen, theils in Brand steckten, oder plünderten, und Alles, was sie nicht fortbringen

konnten, zerschlugen und zertrümmerten. In allen Theilen der Stadt wütheten Brand, Mord, Raub mit allen damit gewöhnlich verbundenen Greuelscenen, und Constantinopel bot jetzt das grauenvolle Schauspiel der blutigsten Anarchie und zügellosesten Empörung dar. Endlich, als beide Parteien einen ganzen Tag hindurch sich bald in den Straßen, bald vor und in der Kirche geschlagen hatten, fühlten am Abend desselben die Kämpfenden auf beiden Seiten sich so ermüdet, daß ein, gleichsam stillschweigend geschlossener Waffenstillstand eintrat. Diesen günstigen Augenblick wußte der Patriarch trefflich zu benutzen. Er begab sich zuerst zu der Prinzessin Maria, dann zu der Kaiserin; drohete Beiden mit den unausbleiblichen Gerichten Gottes, und sprach so salbungs- und nachdrucksvoll, daß endlich unter folgenden Bedingungen der Friede zu Stande kam. Alle Verhafteten sollen unverzüglich in Freiheit gesetzt werden, die nach Constantinopel gezogenen Truppen wieder in ihre vorigen Standquartiere zurückkehren, der Cäsar und seine Gemahlin ebenfalls ihre Schaaren auseinander gehen lassen, das aufgeregte Volk wieder beruhigen und selbst ruhig und still in ihren Palast zurückkehren. Zufolge dieses Vertrages ward sogleich am Morgen des folgenden Tages eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Sämmtlichen Eingekerkerten öffneten sich die Thüren ihrer Kerker, die herbeigerufenen Truppen kehrten wieder über den Bosphorus zurück, und auch die Prinzessin, das Haupt und die Seele des ganzen Aufstandes, entließ ihre Leute, nachdem sie ihnen für ihre, ihr und ihrem Gemahl bewiesene treue Anhänglichkeit gedankt hatte, und begab sich mit ihrem Gemahl, unter dem frohen Zurufen des ihnen begegnenden und zum Theile sie begleitenden Volkes wieder in ihren Palast.

7. Die äußere Ruhe war zwar jetzt wieder hergestellt, aber bei dem allgemeinen, unter allen Klassen des Volkes gegen den Protosebasten herrschenden Hasse hatte sich eine ungeheure Menge brennenden Stoffes gesammelt, den der kleinste Funke, welchen irgend ein Zufall darauf schleudern konnte, auf das neue wieder in Flammen setzen mußte. Aber statt die gährenden Gemüther nach und nach zu beruhigen durch irgend eine, dem gemeinen Volke gefällige Handlung, sich mit demselben auszusöhnen und auf diese Weise die mit so vieler Mühe hergestellte öffentliche Ruhe zu befestigen, sann der Protosebast gleichsam vorsätzlich darauf, alles Volk auf das neue gegen die Regierung zu reizen. Nichts schmerzte ihn nämlich mehr, als daß durch die allgemeine Amnestie ihm jedes Opfer, das er seiner Rachgier bringen wollte, war entzogen worden; um so mehr traf jetzt das ganze Gewicht seines Zorns den Patriarchen. Da Theodosius keiner Partei angehörte, daher auch keine derselben während des Aufstandes begünstiget, sondern nur zwischen beiden Theilen den Frieden zu vermitteln gesucht hatte, so war er auch, da er für seine Person keiner Gnade und keiner Verzeihung bedurfte, auch in der Amnestie nicht mit eingeschlossen. Auf diesen Umstand bauete der Protosebast seinen Plan, den Patriarchen, der wahrscheinlich, als er die Kaiserin und deren Günstling zum Frieden und zur Nachgiebigkeit ermahnte, einige Worte fallen ließ, die das stolze, nur an Schmeicheleien gewöhnte Ohr des Protosebasten beleidiget hatten, von seinem Patriarchenstuhl zu vertreiben. Er ernannte demnach ein, aus einigen von ihm erkauften Würdeträgern der byzantinischen Kirche und eben so vielen feilen Senatoren zusammengesetztes Gericht, welches die Aufführung und das Benehmen des Patriarchen während jener verhängnißvollen Tagen untersuchen sollte. Na-

türlicher Weise ward der Patriarch schuldig befunden und ohne weiteres seiner Würde entsetzt. Sobald die Prinzessin Marie dieses erfuhr, ließ sie den Patriarchen ersuchen, ja nicht seine Kirche zu verlassen; man sey bereit und auch im Stande, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Da jedoch die Prinzessin befürchtete, der sanftmüthige, friedeliebende Theodosius möchte, statt dem Sturme zu trotzen, sich vielmehr demselben zu entziehen suchen, so sandte sie Bewaffnete, welche alle Ausgänge aus dem Palaste des Patriarchen sogleich besetzen und strenge bewachen sollten. Als der Protosebast dieses erfuhr, ließ er dem Patriarchen sagen: Der Wille der Regierung sey, daß er ganz in der Stille, ohne Aufsehen zu erregen, mithin ohne alle Begleitung seinen erzbischöflichen Palast verlassen und nach einem vor den Thoren von Constantinopel liegenden, ihm genau bezeichneten Kloster sich begeben solle. Der sanftmüthige Theodosius gehorchte, wußte in der folgenden Nacht die Wachsamkeit seiner Wächter zu täuschen und begab sich in das ihm vorgeschriebene Kloster. Aber kaum ward am Morgen die Entfernung des Patriarchen kund, als die ganze Stadt in die schrecklichste Bewegung gerieth, besonders da sich das, obgleich völlig ungegründete Gerücht verbreitete: der Protosebast habe den Patriarchen in das Meer werfen lassen. Viele der angesehendsten Männer, sogar sämmtliche Anverwandten der kaiserlichen Familie, die Prinzessin Marie an ihrer Spitze, eilten in den Palast, überhäuften den Protosebasten mit Vorwürfen und erklärten ihm, daß die ganze ungeheure Bevölkerung der Stadt zur Vertheidigung des frommen, tugendhaften, allgemein angebeteten Patriarchen die Waffen ergreifen würde. Was aber noch weit mehr als dieß den unverständigen Minister jetzt ängstigte, war, daß auch das Volk sich wüthend in alle Straßen ergoß und

unter wildem tumultuarischem Geschrei ganz Constantinopel in Brand zu stecken drohete, wenn man ihm nicht unverzüglich seinen Patriarchen zurückgäbe. Der Protosebast, der bisher Mißgriffe auf Mißgriffe gehäuft und schon bei dem letzten Aufstande bewiesen hatte, wie sehr es ihm an Kraft und Festigkeit des Characters fehle, sah sich nun abermals gezwungen, sich dem Willen eines tobenden Volkes zu unterwerfen. Er sandte Abgeordnete an den Patriarchen, ließ ihn bitten, das Geschehene zu vergessen und ungesäumt wieder nach Constantinopel zu seiner Kirche zurückzukehren. Gerne hätte Theodosius sich dem wilden Tummelplatze niedriger Leidenschaften auf immer entzogen und wäre in seinem Kloster geblieben; aber um einem verderblichen Volksaufstande zuvorzukommen, gehorchte er abermals dem Gebote der Regierung. Das im höchsten Grade aufgeregte Volk konnte jedoch die Ankunft desselben nicht erwarten. Zahllose Volkshaufen aus allen Ständen eilten ihm entgegen; und als man endlich in der Stadt mit Gewißheit erfuhr, daß der Patriarch wirklich schon auf dem Rückwege begriffen sey, wurden in größter Eile alle Straßen, durch welche der Patriarch kommen mußte, auf das prachtvollste geschmückt, an vielen Orten wurden herrliche Teppiche auf der Erde ausgebreitet, und die kostbarsten, wohlduftendsten Aromate und Rauchwerke brannten auf beiden Seiten jeder Straße. In einem wahren Triumphzuge ward nun der oberste Priester der griechischen Kirche von dem vor Freude taumelnden Volke, unter dem sich jetzt auch eine Menge ruhiger Bürger und der angesehensten Männer befand, in die Stadt zurückgeführt. Lauter Jubel erscholl von allen Seiten. Alles drängte sich herbei, um dem Kommenden die Hände oder wenigstens dessen Rock zu küssen; und das Gedräng um den Patriarchen war so groß, daß

er, obgleich er des Morgens ziemlich frühe an dem Thore von Constantinopel angekommen war, dennoch erst des Nachmittags sehr spät in seinem Palaste ankam.

8. Die Verwirrung am Hofe und in der Stadt hatte nun den höchsten Grad erreicht; der Protosebast, wie die Kaiserin, allen Credit verloren, und Beide waren nur Gegenstände, der Eine des allgemeinen Hasses, die Andere einer eben so allgemeinen, ja selbst noch zu weit getriebenen Verachtung. Die Gesinnungen der Hauptstadt theilte man auch größtentheils in den Provinzen, und der Wunsch nach einer, so bald als möglich eintretenden Regierungsveränderung lag in jeder Brust. Selbst die, welchen die Erhaltung des jungen Kaisers, wie das Wohl des Reiches höchst gleichgültige Dinge waren, und die in ihrer trägen Ruhe nicht leicht ein ernster Gedanke, oder ein Blick in die verhängnißvolle Zukunft stören konnte, fühlten die Nothwendigkeit, daß an die Spitze der Verwaltung unverzüglich ein Mann von Character und Energie treten müßte, der im Stande wäre, der so tief gesunkenen Regierung wieder das nöthige Ansehen zu geben, und dem so sehr zerrissenen und zerrütteten Staat wieder nur einigermaßen aufzuhelfen. Zwar gab es in den Provinzen, unter den Befehlshabern großer Städte, noch manchen braven, redlichen Mann, der mit Treue an der kaiserlichen Familie und dem Sohne seines verstorbenen Kaisers hing, dem auch der unvermeidliche Ruin des Reiches nichts weniger als gleichgültig war, daher ganz gewiß den Erwartungen der Völker wie den Bedürfnissen des so bedeutend kränkelnden Staates vollkommen entsprochen haben würde. Aber ganz unvermuthet, und wie durch Zauber geblendet richteten sich jetzt plötzlich, und besonders in

Constantinopel, alle Blicke auf den, seit einigen Jahren in freiwilliger Verbannung von dem Hofe in Oenöa *) lebenden Cäsar Andronikus. — Schwerlich möchte man in den Archiven der Sittlichkeit und Unsittlichkeit aller untergegangenen wie noch lebenden Völker ein, diesem verworfenen Menschen an Lastern nur einigermaßen ähnliches Seitenstück finden können. In den feinsten Fasern seines Herzens wurzelte tief eine ganz eigene, jedes seiner Gedankenorgane vergiftende Verruchtheit, und da es ihm an großen Naturanlagen nicht fehlte, so wucherte auch bei ihm das Laster mit allen Kräften des Verstandes und einer höhern Intelligenz. Wollust und Herrschsucht waren die beiden Pole, zwischen denen sein ganzer innerer und äußerer Mensch, unter dem steten Wechsel bald gelungener, bald mißlungener Ereignisse, wovon immer eines unedler und schlechter als das andere war, sich unaufhörlich bewegte, und zwar ohne an irgend einem Orte einen Ruhepunkt seiner Schandthaten zu finden. Seinen brennenden Durst nach Größe, Macht und Ungebundenheit vermochte nur eine völlig unumschränkte Krone zu befriedigen, und schon zu Lebzeiten Manuels hatte er einigemal eine verrätherische, ja wohl mörderische Hand nach derselben ausgestreckt; und von frühester Jugend an bis auf den Zeitpunkt, wo er auf Kaiser Manuels Befehl seinen Sitz in Oenöa nehmen mußte, war sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette der unerhörtesten Frevel gewesen. Aber alles dieß ward jetzt auf einmal vergessen. Man gedachte nicht mehr seiner zahllosen zum Himmel schreienden Verbrechen, seines wüsten, unlautern, selbst in den Augen eines erklärten Wüst-

*) Eine an dem Pontus Euxinus, in einer ungemein anmuthigen und von Weinbergen umgebenen Gegend, liegende Stadt.

lings ekelhaften, nichts als Schmach und Schande ausschäumenden Lebens. Man erinnerte sich blos seiner geistigen Superiorität, seines kühnen, an Hülfsmitteln unerschöpflichen Genies, seines Muthes, seiner Riesenstärke und persönlichen Tapferkeit. Man schmeichelte sich sogar mit der Hoffnung, daß Alter, Unglücksfälle und reife Erfahrungen wohlthätig auf ihn gewirkt und in ein ganz anderes Wesen verwandelt haben könnten, und da seine schon ziemlich weit vorgerückten Jahre die Haare seines Hauptes ungemein gelichtet hatten, so ward sogar sein Kahlkopf nun ein Gegenstand der Verehrung; kurz, der lasterhafteste, verworfenste Mensch ward jetzt auf einmal in den Augen des stupiden, gedankenlosen Volkes ein Weiser, ein Freund der Menschheit, der Tugend und Gerechtigkeit. — Von allen Seiten erhielt also Andronikus jetzt eine Menge der dringendsten Briefe, welche ihn einluden, nach Constantinopel zu kommen und die Verwaltung des Reiches, das seiner kräftigen Hand bedürfte, ungesäumt zu übernehmen. Selbst Manuels Tochter, die Prinzessin Marie, schrieb öfters an ihn, machte ihm sogar bittere Vorwürfe, daß er noch immer zögere, da er doch überall in jeder Stadt und vorzüglich in Constantinopel mit offenen Armen würde empfangen werden. — Andronikus, der den Leichtsinn der jungen, keines ernsthaften Geschäftes anhaltend fähigen Kaiserin, so wie die Unfähigkeit ihres Lieblings und dessen zurückstoßenden, weder Liebe noch Zutrauen einflößenden Charakter kannte, hatte den baldigen Umsturz einer solchen Regierung vorausgesehen, ohne jedoch noch zu wissen, ob irgend ein Vortheil sich daraus für ihn ergeben könnte. Aber alle seine, selbst kühnsten Hoffnungen erwachten jetzt in ihm mit erneuerter Stärke, als er zu seinem eigenen Erstaunen sah wie ungemein günstig für ihn sowohl in den Provinzen, wie in der Hauptstadt des Reiches die

öffentliche Meinung gestimmt sey, und wie allgemein dagegen die Kaiserin und der Protosebast sammt dessen ganzem Anhange gehaßt und verachtet wären; und überzeugt, daß der junge, in seiner Erziehung so sehr vernachlässigte und noch nicht einmal zum Jüngling gereifte Kaiser nun bald auch in seinen Händen eben so sehr, wie bisher in jenen des Protosebasten, ein geduldiges, sich zu Allem willenlos hingebendes Werkzeug seyn würde, bauete er nun auch auf alle diese ihm so günstigen Verhältnisse ein ganz eigenes System der unerhörtesten Gräuelthaten, mit denen ein gekrönter, von dem Glück auf einige Zeit begünstigter Unmensch je noch einen Thron besudelt hatte.

II.

Des Cäsars Andronikus frühere Lebensgeschichte.

1. Andronikus war ein Sohn Isaaks, eines Bruders des Kaisers Johann, mithin Oheims des Kaiser Manuels. Aber die ganze Brut dieses Comnenen taugte nichts; sein ältester Sohn Johann hatte, wie man sich erinnern wird, auf einem Feldzuge gegen die Türken, weil sein Stolz durch einige Worte des Kaisers sich verletzt glaubte, das kaiserliche Lager treulos verlassen, war zu den Türken übergegangen, hatte diesen den herabgekommenen Zustand des christlichen Heeres entdeckt und diesem Verrath endlich noch dadurch die Krone aufgesetzt, daß er von dem Christenthume abfiel und zum Lohn seiner Treulosigkeit eine Tochter des Sultans von Ikonium zur Gemahlin, und mit dieser eine Menge bedeutender Ländereien erhielt. So verworfen nun auch dieser Prinz war, ward er doch an Ruchlosigkeit von seinem jüngern Bruder Andronikus noch bei weitem übertroffen. — Bei Austheilung ihrer Gaben hatte die Natur die körperliche Gestalt dieses Prinzen mit verschwenderischer

Freigebigkeit bedacht, aber dafür dessen Vernunft und Gemüth in der größten Armuth gelassen, diesen Beiden alles entzogen, blos um, wie es scheint, dessen niedere Verstandeskräfte um so mehr damit zu bereichern; aber eben daher wollte auch dem schönen, kräftigen Körperbau, dem reizenden Ebenmaße aller seiner Glieder und deren, dem Auge so gefälligen athletischen Muskelkraft das Gesicht des Andronikus durchaus nicht entsprechen; selbst das schärfste Auge vermochte auf demselben auch nicht die mindesten Spuren von Güte, Milde und Wohlwollen zu entdecken, wogegen aber eine gewisse Wildheit, Härte, Grausamkeit und tückische Bosheit aus allen Zügen desselben warnend und schreckend hervortraten. — Ungefähr von gleichem Alter mit dem Sohne des Kaisers Johann, ward er auch mit demselben erzogen, theilte mit Manuel den, demselben in allen ritterlichen Uebungen ertheilten Unterricht und erlangte darin bald eine solche Fertigkeit, daß nur Manuel allein ihm noch an die Seite gesetzt werden konnte. — Nicht minder mächtig war er auch seiner Sprache. Es fehlte ihm nicht an der Gabe der Wohlredenheit; seine Beredsamkeit schmiegte sich mit der größten Leichtigkeit allen nur gedenkbaren Verhältnissen des Lebens an; sie wußte sich der Gemüther der Menschen zu bemächtigen, sie zu rühren, zu schrecken, zu erweichen und sogar bisweilen zu begeistern. Aber nie floß ihm die Rede süßer und lieblicher von den Lippen, als wenn er im Sinne hatte zu täuschen und zu betrügen; und in der Heuchelei und Verstellung war er ein solcher Virtuos, daß selbst jene, welche ihn für einen Heuchler erkannten, sich dennoch von ihm wieder bethören und betrügen ließen *). — Indessen hatte

*) Durch lange, ununterbrochene Uebung in der Verstellungskunst hatte Andronikus sie ungemein lieb gewonnen. Aber einen Menschen recht schmerzhaft zu täuschen

Andronikus durch seine ungemeine Gewandtheit im Gebrauch der Waffen jeder Gattung, durch seinen Muth, seine Riesenstärke und persönliche Tapferkeit im Zweikampfe die Gunst des jungen Monarchen in hohem Maße gewonnen. Er bildete Manuels engste und nächste Umgebung, begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, Reisen und Jagden, wußte durch seine frohe Laune ihn oft zu erheitern, sogar durch seinen gewöhnlich sehr richtig treffenden, aber zugleich auch stets boshaften, schmerzlich verwundenden Witz, mit dem er, wenn seine spöttische Laune ihm anwandelte, selbst seine nächsten Verwandten und besten Freunde nicht verschonte, ihn öfters zum Lachen zu reizen. Manuel gewann ihn immer lieber, und selbst die Ausschweifungen, denen sich Andronikus frühzeitig ganz zügellos ergab, schienen ihn dem Herzen des Kaisers, dessen Leben wie wir wissen, nichts weniger als rein war, nur noch theuerer zu machen. Als Manuel unglücklicher Weise gegen seine eigene Nichte Eudoxia in unlauterer Liebe entbrannte und es bald darauf bekannt ward, daß er in blutschänderischem Umgang mit ihr lebte, eilte Andronikus, mit Eudoxia's Schwester Theodora ein ähnliches schandbares Verhältniß anzuknüpfen, und Palast und Lager wurden nun abwechselnd

---

und dadurch dessen Herz nur desto blutiger zu verwunden, war für ihn eine ganz eigene Lust. Als Kaiser gab er in kurzer Zeit so viele Beweise davon, daß endlich Jeder, dem er öffentliche Lobsprüche ertheilte und die schmeichelhaftesten Sachen in das Gesicht sagte, sogleich für seinen Kopf oder seine Augen zitterte, auch nie oder nur selten der Hinrichtung oder Verstümmelung entging. Eben so hatte auch ein Jeder, dem er irgend ein Geschenk von einigem Werth machte, nichts Eiligeres zu thun, als von seinen beweglichen Habe, so viel er konnte, zu verbergen und in Sicherheit zu bringen, indem gewöhnlich wenige Tage darauf dessen ganzes Vermögen confiscirt ward.

Zeugen, daß Andronikus in den Armen Theodorens schwelge, und während diese noch stolz darauf war, des Cäsars begünstigtere Geliebte zu seyn, machte er selbst aus diesem nicht minder blutschänderischen Umgange gar kein Geheimniß, rühmte sich noch öffentlich desselben und bemerkte gewöhnlich sehr scherzhaft dabei: seine Aufführung sey noch weit geregelter als jene des Kaisers; dieser habe seine eigene Nichte zur Concubine, er aber blos seine Base *).

2. In den ersten Jahren der Regierung Manuels hatte es das Ansehen, als sehne sich Andronikus weder nach hohen Würden, noch glänzenden, mit großer

*) Theodorens Bruder, der Comnene Johannes, und auch der Feldherr Cantacuzen, Gemahl einer Schwester der Theodora, längst schon im höchsten Grade gegen den Andronikus wegen der Schmach, die er über ihre Familie brächte, im höchsten Grade aufgebracht, gingen endlich in ihrer Erbitterung so weit, daß sie denselben wollten ermorden lassen. In einer finstern Nacht begaben sie sich mit einem Haufen Gewaffneter nach dem Zelte des Andronikus, besetzten dessen Eingänge, mit dem festen Entschluß, denselben, so wie er heraustreten würde, sogleich niederzustoßen. Aber mit welcher Vorsicht und Stille sie auch dabei zu Werke gehen mochten, konnte doch alles Waffengeräusch nicht gänzlich vermieden werden. Theodora erwachte darüber, begriff sogleich was es zu bedeuten habe, und weckte nun auch ihren Geliebten. Sie gab ihm den Rath, die Kleidung einer ihrer Frauen anzulegen, und so als Dienerin sich der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. Aber Andronikus verschmähete diesen Rath, nahm sein Schwert, hieb die hintern Wände des Gezeltes zusammen, bahnte sich ebenso auch einen Weg durch das dichte und hohe, sein Zelt umgebende Gestreich und entkam glücklich den Händen seiner Feinde, welche nachher noch mehrere ähnliche Versuche machten, die jedoch stets an der Wachsamkeit, Gewandtheit und Kühnheit des Andronikus wieder scheiterten.

Macht verbundenen Staatsämtern; es schien, als wolle er, frei von allen Sorgen und Geschäften, nur ausschließlich seinen Lüsten und Vergnügungen fröhnen, und begnüge sich daher vollkommen damit, blos der Günstling des Kaisers, dessen unzertrennlicher Gefährte und Theilnehmer aller Vergnügungen desselben zu seyn. Als aber Manuel seinen Neffen, den Cäsar Johann, Sohn seines ältern, aber vor dem Vater verstorbenen Bruders Andronikus, einen ungemein liebenswürdigen Prinzen, dessen einnehmender körperlichen Wohlgestalt eine nicht minder seltene Seelenschöne entsprach, zuerst zur Würde eines Protovestiärs und bald darauf zu jener eines Protosebasten erhob *), erwachte auch plötzlich der bisher schlummernde Ehrgeiz des Andronikus. Er klagte darüber bei dem Kaiser, der, um seinen Liebling zu entschädigen, ihm die Statthalterschaft von Cilicien und zugleich auch den Oberbefehl über das dahin bestimmte Heer ertheilte. Der armenische Prinz Thoros, Bruder des, dem Leser schon bekannten Fürsten Leo und dessen Nachfolger, war mit einem zahlreichen Heere tapferer und kriegerischer Gebirgsbewohner plötzlich von den Gebirgen des Taurus in Cilicien eingefallen, hatte zwei griechische Befehlshaber der dort liegenden Besatzungen geschlagen und einiger der vornehmsten festen Städte des Landes sich bemächtiget. Cilicien stand auf dem Punkte, dem griechischen Reiche entrissen zu werden. Um den tapfern Thoros und seine Krieger wieder in ihre Gebirgsschluchten zurückzuwerfen, bedurfte es eines kühnen und unternehmenden Feldherrn. Diesen glaubte der Kaiser

*) Dieser allgemein geehrte und geliebte Prinz hatte auf einem Turnier, als er mit einem italiänischen Ritter eine Lanze brechen wollte, durch einen ungeschickten Stoß des Italiäners ein Auge verloren, worauf der Kaiser, um ihn wegen dieses Unfalles zu trösten, zu der Würde eines Protosebasten erhob.

in seinem bisherigen Günstling zu finden; und so ward nun Cilicien der erste Schauplatz des öffentlichen Lebens des Andronikus, dessen Tapferkeit und Kühnheit, aber auch zugleich dessen unbegreiflichen Leichtsinnes und unwiderstehlichen Hanges zu Ausschweifungen. Im Anfange schien das Betragen des Andronikus die Wahl des Kaisers vollkommen zu rechtfertigen. Sobald er bei dem Heere in Cilicien ankam, gewann alles eine andere Gestalt. Ueberall ward der Feind zurückgetrieben und Thoros gezwungen, sich mit seiner ganzen Macht in Mopsuesta einzuschließen. Sogleich begann nun die Belagerung dieser großen und volkreichen Stadt. Am Tage ward die Belagerung mit der größten Lebhaftigkeit betrieben, aber die Nacht nur den ausschweifendsten Vergnügungen, Tanz, Musik, Schauspiel, üppigen geräuschvollen Gelagen ꝛc. geweihet, und ein zahlreicher Haufe von Komödianten und Lustigmachern, die Andronikus aus Constantinopel mit sich gebracht hatte und die er mit größerer Auszeichnung, als alle Officiere seines Heeres behandelte, machten einen wesentlichen Theil seines Gefolges aus. Natürlich war diese außerordentliche Fahrlässigkeit des obersten Befehlshabers des Heeres nicht geeignet, die Unterfeldherren zu sehr großer Wachsamkeit zu ermuntern. Sie folgten dem Beispiel ihres erlauchten Führers. Bald hörte in dem Lager des Nachts alle Disciplin auf, selbst die nothwendigsten, von Vernunft und Erfahrung einem in der Nähe des Feindes lagernden Heere vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln wurden vernachlässiget und jeder, gleichsam als wenn für die Nachtszeit jedesmal ein Waffenstillstand geschlossen wäre, suchte nun sich so viele Beqnemlichkeiten als möglich zu verschaffen. Aber der wachsame und thätige Thoros ward endlich durch seine Kundschafter von der, bei nächtlicher Weile in dem römischen Lager herrschenden Unordnung unterrichtet. In einer äußerst finstern

Nacht machte er mit seinem ganzen Heere einen wüthenden Ausfall; gleich bei dem ersten Angriffe geriethen die Griechen in die größte Verwirrung. Des obersten Feldherrn augenblickliche Gegenwart hätte wahrscheinlich die Ordnung wieder herstellen können. Aber das Hauptquartier befand sich außerhalb dem Lager, ungefähr eine kleine Stunde davon entfernt, in einem sehr romantisch gelegenen Lustschloß. Sobald Andronikus von dem zu ihm aus dem Lager geschickten Officier von dem feindlichen Ueberfall Kunde erhielt, legte er zwar sogleich seine Rüstung an und eilte dem Schlachtgewühle entgegen; aber leider war es, als er ankam, schon zu spät. Sein ganzes Heer war in voller Flucht und Verwirrung. Bei dem raschen, ungestümmen Vordringen des seinen Sieg verfolgenden Feindes war es ihm nicht mehr möglich, die Fliehenden wieder zu sammeln, und nichts blieb ihm jetzt übrig, als mit seiner unüberwindlichen, jede feindliche Brust durchbohrenden Lanze sich durch einen dichten feindlichen Haufen durchzuschlagen. Er floh nach Antiochien, wo er, gefühllos für Ehre und Schande, seine erlittene schimpfliche Niederlage noch zu einem Gegenstand witziger und lustiger Einfälle machte.

3. Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen kehrte Andronikus zu dem Kaiser, der damals mit einem andern Heere in Macedonien stand, wieder zurück und zwar so zutraulich und heiter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Manuel, welcher die den römischen Waffen in Cilicien zugefügte Schmach so sehr als möglich zu verhüllen suchte, und demnach wünschte, daß man den ganzen Vorfall als eine unbedeutende Kleinigkeit betrachten möchte, empfing aus diesem Grunde den Andronikus im Oeffentlichen ganz ungemein gnädig, gab ihm aber unter vier Augen einen desto schärfern Verweis, daß er seiner eigenen

wie der Ehre des Reiches uneingedenk, blos seiner Ausschweifungen wegen ein ganzes Heer in das Verderben gestürzt habe. Indessen hatte der Kaiser seinen unwürdigen Vetter doch noch immer so lieb, daß er an dessen Unfall wahren Antheil nahm, ihn aufrichtig bemitleidete, und um ihn darüber zu trösten, ihm die Fürstenthümer Naissus, Braniseba und Castoria zum Geschenke machte. Man sollte glauben, daß ein Mensch, der seiner schlechten, für das Reich so verderblichen Aufführung wegen das Beil verdient hätte, dem aber sein Monarch nicht nur großmüthig verziehen, sondern sogar zum Beweis seiner völligen Verzeihung ihm noch einige Fürstenthümer zum Geschenke gemacht hatte, nun von dem wärmsten Dankgefühle ergriffen, sein ganzes Leben hindurch einem so großmüthigen und gütigen Herrn mit unbegrenzter Treue ergeben seyn würde. Aber ein solcher edler Zug lag nicht in dem durchaus verdorbenen Herzen des Andronikus. Nur der schwärzeste Undank sollte dem Kaiser zum Lohne werden; denn jetzt sann der Bösewicht auf nichts geringeres, als den Monarchen vom Throne zu stürzen und sich darauf zu erheben. Kaum zu dem Besitz der drei so eben erwähnten Fürstenthümer gelangt, ließ Andronikus sich in einen verrätherischen Briefwechsel mit den Ungarn ein. Er versprach dem Könige Bela, eine bedeutende Grenzstrecke abzutreten, wenn er ihm mit Truppen und Geld zur Ausführung seines Vorhabens behülflich seyn wollte. Auch an den Kaiser Friederich I. sandte Andronikus ähnliche verrätherische Schreiben. Aber zum Glücke der gerechten Sache ward gleich im Anfange dieser gottlosen Correspondenz ein Brief des Andronikus aufgefangen; und da Manuel denselben nun noch schärfer beobachten ließ, so kamen auch bald noch mehrere andere Briefe desselben in die Hände des Kaisers, so daß der ganze schändliche Verrath des Undankbaren nun klar am Tage

lag. Manuel hatte so viele Gewalt über sich, daß er von Allem, was er wußte, sich nicht das mindeste gegen den Andronikus merken ließ. Dieser wähnte sich also in voller Sicherheit, ward aber gerade dadurch nur noch kühner gemacht. Wie es scheint, wollte er jetzt sein gottloses Vorhaben noch ausführen, bevor der Friede mit den Ungarn geschlossen und der Kaiser mit dem Heere wieder in Constantinopel zurückgekehrt seyn würde. Da Manuel, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, während des jetzt geschlossenen Waffenstillstandes mit dem Feinde sein Zelt außerhalb dem Lager und nur unter der Bewachung weniger Leute von seiner Leibwache in einem nicht ferne gelegenen Wald hatte aufschlagen lassen, so glaubte der Bösewicht diesen Umstand benutzen zu können, um den Kaiser in seinem Zelte zu ermorden. Um sich unkenntbar zu machen, legte er das Kleid eines gemeinen Troßbuben des Heeres an und schlich sich, mit Schwert und einem Doch bewaffnet, des Nachts nach dem kaiserlichen Zelt. Aber Johannes Comnenes, Bruder der Theodora, mithin der ärgste Feind des Verführers seiner Schwester, bemerkte den langsam heranschleichenden Bewaffneten, beobachtete ihn schärfer und rief, als er seiner Sache sicher zu seyn glaubte, die Wache sogleich zu den Waffen. Andronikus war nun gezwungen, sein Vorhaben für diesmal aufzugeben, freuete sich jedoch, jetzt abermals wieder nicht entdeckt worden zu seyn. Darin irrte er sich doch sehr. Johannes Comnenes hatte ihn erkannt und gleich am folgenden Morgen den Kaiser davon in Kenntniß gesetzt. Auch jetzt ließ Manuel in seinem Benehmen dem Andronikus nicht die mindeste Veränderung bemerken, traf aber solche Maaßregeln, daß derselbe nicht den mindesten Schritt mehr thun konnte, der nicht dem Kaiser sogleich angezeigt ward. Wenige Tage darauf ward Andronikus selbst zu seinem eigenen Verräther;

Seit einiger Zeit nämlich zeigte er für eines seiner Pferde eine solche Sorgfalt, daß er es in eigener Person wartete. Davon ward endlich auch der Kaiser unterrichtet, und da nun Manuel ihn gerade in eben dieser sonderbaren Beschäftigung überraschte und ihn frug, aus welchem Grunde ihm dieses Pferd so sehr lieb und werth sey, daß er, damit es ja recht sorgfältig möchte gewartet werden, sich sogar zu einem Stallknecht erniedrige? gab Andronikus, ebenso unbesonnen in seinen Reden wie in seinen Handlungen, zur Antwort: „Ich lege auf dieses Pferd einen weit höhern Werth als auf alle übrigen Pferde in meinem Stalle, denn wenn ich meinen ärgsten Feind werde getödtet haben und dann zur Flucht gezwungen seyn sollte, wird dieses Pferd, bei der außerordentlichen Schnelligkeit seines Laufes, mich jeder Verfolgung entziehen." — Unter dem ärgsten Feinde konnte man eben so gut den Johannes Comnenes als auch den Kaiser selbst verstehen. Manuel stellte sich, als wenn er den Sinn dieser Worte nicht verstehe. Indessen war der Friede zwischen dem Reich und den Ungarn zu Stande gekommen. Manuel kehrte daher mit seinem Heere und dem Andronikus wieder nach Constantinopel zurück; aber kaum allda angekommen, ward Letzterer auf Befehl des Kaisers verhaftet und in einem, zum Gefängniß für große Staatsverbrecher eingerichteten Thurm des Palastes eingesperrt.

4. Ungefähr zwölf Jahre blieb Andronikus im diesem Gefängniß. Für einen so lebenslustigen, an körperliche Thätigkeit und einen ununterbrochenen Wechsel von Vergnügungen gewöhnten Menschen, wie Andronikus, war die stille Einsamkeit eines engen Kerkes eine unerträgliche, jeden Tage für ihn peinlicher werdende Qual. Tag und Nacht sann er auf Mittel, seine Freiheit wieder zu gewinnen, und doch wollte von

keiner Seite eines sich ihm darbieten. Schon zwei und ein halbes Jahr hatte er in diesem traurigen Aufenthalte verlebt, als er eines Tages, in Gedanken versenkt, in einem Winkel seines Zimmers mehrere zerbrochene Ziegelsteine bemerkte. Diese nahm er heraus, erweiterte nach und nach immer noch mehr die Oeffnung, und fand hinter der Mauer eine Wand, deren offener Eingang in ein anstoßendes Gemach führte. Bei dieser Entdeckung belebte ihn auf einmal wieder ein, obgleich nur schwacher Strahl von Hoffnung einer vielleicht dadurch möglich werdenden Flucht. In dieses Gemach zog sich nun Andronikus mit den in seinem bisherigen Gefängniß noch vorfindlichen Lebensmitteln zurück, brachte hierauf die Steine wieder in ihre vorige Lage und verbarg so sorgfältig als möglich die Spuren seines Durchbrechens. Als die Wachen zur gewöhnlichen Stunde kamen, um nach den Gefangenen zu sehen, fanden sie zu ihrem größten Erstaunen das Zimmer des Andronikus leer, jedoch die doppelte Gefängnißthüre fest verschlossen und verriegelt, auch die starken eisernen Gegitter vor den Fenstern waren nicht im mindesten verletzt. Auf natürlichem Wege, glaubten sie, könnte der Gefangene nicht entkommen seyn. Sie eilten, das Wunder ihren Behörden zu melden. In wenigen Augenblicken war die Flucht des Andronikus auch bei Hofe bekannt. Der ganze Palast nebst dessen sämmtlichen nähern und fernern Umgebungen geriethen in die größte Bewegung. Alle Schlupfwinkel der kaiserlichen Burg wie der herumstehenden Gebäude, der Gärten und Gebüsche und vorzüglich des Hafens wurden auf das sorgfältigste durchsucht, zugleich auch Eilboten an die Statthalter aller Provinzen und die Befehlshaber aller Städte mit den schärfsten Befehlen gesandt, auf alle Fremde und Reisende ein aufmerksames Auge zu haben, und im Falle sie den, aus seinem Gefängnisse entflohenen Andronikus entdecken würden,

ihn unverzüglich wieder unter hinreichender Bedeckung bewaffneter Mannschaft nach Constantinopel zu liefern. Da unglücklicher Weise auf die Gemahlin des Andronikus der Verdacht fiel, die Flucht ihres Gatten begünstiget und erleichtert zu haben so ward diese nun, und zwar auf eine eben so unedle als schonungslose Weise verhaftet und in dem nämlichen Zimmer, das ihrem Gemahl zum Gefängniß gedient hatte, eingesperrt.

5. Aber wie erschrack nicht diese würdige Dame, als sie gleich in der folgenden Nacht, bei dem matten Schimmer des Mondlichts, aus der Mauer ein Phantom herausgehen sah, jedoch durch die ihr wohlbekannte Stimme ihres Gemahls sogleich wieder beruhiget ward. Zärtlich umarmten sich jetzt Beide. Die Einsamkeit des Kerkers und die unerträgliche Langeweile des Alleinseyns konnten sie sich nun gegenseitig um Vieles erleichtern. Andronikus theilte mit seiner Gemahlin die ihr täglich gebrachten Lebensmittel. Wann die Stunde sich nahete, in welcher die Wächter die Zimmer des Gefängnisses untersuchten, zog sich Andronikus in sein verborgenes Gemach zurück, kehrte jedoch bald wieder zu seiner Gemahlin zurück; und da ihm jetzt jede Möglichkeit benommen war, ausschweifend und lüderlich zu seyn, so ward auch nach Verlauf eines Jahres ein Sohn die Frucht dieser nächtlichen verstohlenen Besuche. — Indessen waren die Wächter des Gefängnisses immer sorgloser und zutraulicher geworden; sie glaubten, die Bewachung eines schwachen hülflosen Weibes bedürfe nicht der gewöhnlichen, ihnen oft so lästigen Vorkehrungen; und so fand endlich auch Andronikus Gelegenheit zu wirklicher Flucht, die dadurch noch um so mehr begünstiget wurde, da man ihn schon seit Jahr und Tag in irgend einem barbarischen Lande jenseits der Donau in Sicherheit

glaubte. Demungeachtet ward er doch in einer, nicht sehr ferne von Constantinopel gelegenen Stadt erkannt, alsogleich wieder verhaftet und mit doppelten Ketten gefesselt nach Constantinopel zurückgebracht. Härter als je war jetzt sein Gefängniß, und strenger und sorgfältiger als vorher ward er von jetzt an bewacht. Dennoch fand er endlich den Augenblick und die Mittel seiner Befreiung. Zu seiner Bedienung hatte man ihm nur einen kleinen, in seinem Hause und bei seiner Familie als Sklave dienenden Knaben gelassen, der ihm jeden Tag zweimal die für ihn in seinem Hause zubereiteten Speisen brachte. Aber dieser Knabe war ein schlauer Junge. Es gelang ihm die Wächter zu berauschen, sich der Gefängnißschlüssel zu bemächtigen und einen Abdruck davon in Wachs zu machen. Diesen gab er einem der Söhne des Andronikus, welcher nach demselben Modell ähnliche Schlüssel verfertigen ließ. In einem Fäßchen Wein wurden die Schlüssel, eine Strickleiter und noch einige andere kleine Werkzeuge glücklich in das Gefängniß dem Andronikus in die Hände gespielt. Der Werkzeuge seiner Rettung bediente sich Andronikus mit eben so vieler Besonnenheit als Unerschrockenheit. Gegen Mitternacht öffnete er die Thüre seines Gefängnisses, ließ sich von dem Thurm herab und verbarg sich den Tag über in dem Gebüsche. Die folgende Nacht überstieg er eben so glücklich die hohe Gartenmauer. Als er aber im Begriffe stand, nicht ferne von dem Hafen eine zweite, weit weniger hohe Mauer zu übersteigen, ward er von einer Schildwache bemerkt und angehalten. Andronikus versicherte dieselbe: man habe ihn blos Schulden wegen gefangen gesetzt; bot ihr auch einen kostbaren Stein, den er immer bei sich trug, zum Geschenke an. Der Soldat sehr richtig urtheilend, daß an der Entweichung eines, blos auf Begehren seiner Gläubiger festgesetzten Gefangenen der Regierung wenig oder

gar nichts gelegen seyn könnte, nahm das Anerbieten an und ließ seinen Gefangenen wieder frei. In dem Hafen lag bereits ein Boot zu seiner Aufnahme in Bereitschaft. Er besuchte nun sein Haus, umarmte seine Kinder, entledigte sich seiner Ketten, bestieg hierauf ein flüchtiges Roß und nahm seinen Weg nach der Donau. Zu Anchiales in Thracien versah ihn der unerschrockene Pupaces, der ehemals unter ihm gedient hatte, mit Gelde, gab ihm auch sichere Wegweiser, die ihn auf dem kürzesten Wege nach den Ufern der Donau führten*). Mit Pfeilesschnelle durchflog Andronikus die Steppen der Moldau, hatte die carpatischen Gebirge bald in seinem Rücken und die Stadt Halicz, das Ziel seiner Reise, beinahe schon erreicht, als er von einem Haufen herumschweifender Wallachen aufgefangen ward; die, in der Hoffnung einer großen Belohnung für die Einbringung eines so ansehnlichen Gefangenen, sogleich unter einander eins wurden, denselben trotz seines Bittens wieder nach Constantinopel zurückzuführen. Andronikus mußte sich in sein Schicksal ergeben; mit Gewalt war hier nichts auszurichten, nur in einer wohl ersonnenen List vielleicht noch Rettung zu finden; und da es ihm, wenn es auf irgend einen schlauen Streich ankam, nie an

*) Diese, in Anchiales dem Andronikus geleistete Hülfe ward nachher bekannt, der ehrliche Pupaces daher gefesselt nach Constantinopel gebracht und dort an den Ecken der vornehmsten und bevölkertsten Straßen öffentlich gegeißelt, wobei jedesmal ein Polizeidiener ausrief: „so wird derjenige bestraft, der den Feinden seines Kaisers Beistand leistet und zu ihrer Flucht ihnen behülflich ist!“ — „Setze noch,“ rief endlich der unerschrockene Pupaces dem Polizeidiener zu, setze noch hinzu: „und der lasterhaft genug ist, seinen ehemaligen Wohlthäter nicht zu verrathen und die vielen, von ihm erhaltenen Wohlthaten nicht mit dem schwärzesten Undank zu erwiedern!“

Kopf fehlte, ihn zu erfinden, noch auch an Muth und Besonnenheit, ihn auszuführen; so wußte er auch jetzt wieder sich von seinen lästigen Begleitern zu befreien. Er stellte sich nämlich sehr unwohl, stieg unter dem Vorwande eines ihn sehr quälenden Bauchflusses öfters vom Pferde, entfernte sich einige Schritte und kam nach einiger Zeit wieder ganz ruhig zurück. Dieses wiederholte er so oft, daß seine rohen Führer, endlich daran gewöhnt, gar nichts Arges sich mehr dabei dachten. Als sie aber in einer Nacht ganz nahe an einem Wald vorüberzogen, stieg er unter demselben Vorwande wieder vom Pferde, entfernte sich aber diesmal um einige Schritte weiter, steckte sogleich seinen langen Stock in die Erde, hing sein Oberkleid darüber, setzte seine Mütze darauf und entschlüpfte in den Wald. Nachdem die Wallachen lange genug gewartet hatten, besorgten sie, ihrem Gefangenen möchte etwas Besonderes zugestoßen seyn, gingen also auf ihn zu, fanden aber statt desselben einen bloßen Strohmann. Sogleich durchstreiften sie den Wald nach mehreren Richtungen; aber alle ihre Bemühungen, den Entwischten wieder aufzufangen, waren fruchtlos und Andronikus langte, obgleich auf mancherlei Umwegen glücklich in Halicz*) an. Bei dem russischen Befehlshaber der Stadt fand Andronikus eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und sobald der Großfürst Jeroslav die Ankunft eines kaiserlichen Prinzen in Halicz erfuhr, ließ er denselben sogleich an seinen Hof einladen, schickte ihm auch einige seiner Großen entgegen, mit denen er unter einer sehr glänzenden, von dem Statthalter von Halicz erhaltenen Bedeckung in Kiow einzog.

---

*) Eine am Dniester gelegene, damals sehr bevölkerte Stadt, die auch heut zu Tage noch über viertausend Einwohner zählt.

6. Bei seiner Gewandtheit, sich schnell in alle Formen und Verhältnisse des Lebens einzuschmiegen, erwarb Andronikus sich immer mehr und mehr die Freundschaft des Großfürsten; auch für den Hof desselben, sowie überhaupt für alle Russen ward er durch die Kühnheit und die ungemeine körperliche Stärke, die er auf Jagden im Kampfe mit wilden Bären und Elendthieren bewies, ein Gegenstand hoher Achtung, und da er dem Jeroslav, so oft dieser ihm von seinen Angelegenheiten sprach, stets sehr verständigen Rath ertheilte, so gewann er endlich dessen Vertrauen in einem solchen Grade, daß er nichts mehr ohne die Genehmigung seines neuen Freundes unternahm. In der Stellung, in welcher sich Andronikus jetzt befand, hing es von ihm ab, dem griechischen Kaiser einen ganz ungemeinen Dienst zu erweisen. Manuel war nämlich, wie wir wissen, schon seit mehreren Jahren in beinahe ununterbrochene Kriege mit den Ungarn und dem Könige oder Fürsten von Servien verwickelt. Der Letztere hatte sich endlich an den russischen Großfürsten gewandt, und mit demselben ein Bündniß gegen die Griechen geschlossen. Jeroslav war zum Vortheil des servischen Fürsten so sehr eingenommen, daß er ihm sogar eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen hatte. Natürlich lag es in dem Interesse des Kaisers, diesen Bund gleich in dessen Geburt wieder zu trennen. Er ordnete also Gesandten nach Kiow und ließ nun auch von seiner Seite dem Großfürsten ein, für denselben höchst ehrenvolles Bündniß antragen. Eine so günstige Gelegenheit, seiner langen Verbannung ein Ende zu machen, ließ Andronikus nicht unbenutzt vorübergehen. Mit einem feierlichen Eide versprach er dem Kaiser, seinem Herrn, in Zukunft mit unverbrüchlicher Treue ergeben zu seyn, worauf ihn auch Manuel, der wohl einsah, welche bedeutende Vortheile der Einfluß seines Vetters bei dem

Großfürsten ihm jetzt verschaffen konnte, ihn sogleich vollkommen begnadigte, völlige Vergessenheit alles Geschehenen ihm zusagte und die Erlaubniß ertheilte, nach Constantinopel oder wo immer das kaiserliche Hoflager sich befinden möchte, wieder zurückzukommen. Einen Beweis seiner Dankbarkeit wie seines Diensteifers gab nun Andronikus gleich dadurch, daß er den Großfürsten bewog, nicht nur seinem Bündniß mit dem servischen König zu entsagen und das wegen der Hand einer seiner Töchter gemachte Versprechen wieder zurückzunehmen, sondern überdieß auch noch unverzüglich ein bedeutendes Hülfscorps zu dem Heere seines neuen kaiserlichen Verbündeten in Ungarn stoßen zu lassen. — An der Spitze von zwölftausend russischen Reitern zog also Andronikus gleich im Anfang des Frühjahrs von den Ufern des Borysthenes an jene der Donau. Bald darauf begann die Belagerung der ungemein befestigten Stadt Zeugmine, während welcher Andronikus wieder Beweise von Kühnheit, Muth und Entschlossenheit gab, die kaum noch von jenen des Kaisers übertroffen wurden. Er war der erste, der im Sturm die Mauern von Zeugmine erstieg und Manuels siegreiches Panier auf derselben aufpflanzte. In der Brust Manuels war die Neigung gegen seinen Vetter nie ganz erloschen und dessen jetzt abermals gegebene Beweise von ungewöhnlicher ritterlicher Tapferkeit machten ihn auf das neue seinem Herzen so theuer, daß er ihm seine volle ehemalige Gunst wieder schenkte. Nach geschlossenem Frieden mit den Ungarn kehrte derselbe mit dem Kaiser und dessen Heere nach Constantinopel zurück.

7. An der Seite des Kaisers konnte nun Andronikus ein völlig freies, frohes, seinen Wünschen angemessenes Leben führen. Für seinen Durst nach Thätigkeit konnte er nicht nur auf den Feldzügen und

den vielen Jagden, wohin er den Kaiser begleitete, sondern selbst in Constantinopel stets volle Befriedigung finden; denn in den kurzen ruhigen Zwischenzeiten, welche Manuel in seinen Palästen in Constantinopel verlebte, folgten gewöhnlich Feste auf Feste, an welchen Andronikus einen um so lebhaftern Antheil nahm, da dieselben stets mit allerlei Ritterspielen verbunden waren, in denen Andronikus bekanntlich vor allen Uebrigen ganz vorzüglich glänzte. Aber wahre Anhänglichkeit und feste Treue lagen eben so wenig als warmes Dankgefühl in dem Herzen des Andronikus. Es dauerte nicht lange, so gab er dem Kaiser neuen Anlaß zur Unzufriedenheit. Als es nämlich bekannt ward, daß Manuel entschlossen sey, seine einzige Tochter, mithin die Erbin seines Reiches, mit dem jungen ungarischen Prinzen Bela zu verloben, erwachte auf einmal wieder sein Ehrgeiz. Zwischen dem Throne und einem so kühnen und unternehmenden Angehörigen des comnenischen Hauses wäre freilich eine Prinzessin nur ein schwaches Hinderniß gewesen. Aber mit der Verlobung dieser Prinzessin mit dem eben so tapfern und thätigen als klugen Prinzen Bela mußte jeder Strahl einer solchen kühnen Hoffnung auf immer verschwinden. In seinem Unmuth sprach er laut und öffentlich, und zwar in den härtesten Ausdrücken gegen eine solche Verbindung; er nannte sie eine Schmach des römischen Namens, eine Herabwürdigung nicht nur sämmtlicher nähern wie fernern Verwandten der Kaiserfamilie, sondern überhaupt auch aller Edeln des Reiches; er betheuerte, daß er für den neuen Erben den Huldigungseid, wenn man ihn von ihm verlangen sollte, nie leisten werde. Diese Reden, oft und bei jeder Gelegenheit immer lauter wiederholt, mußten dem Kaiser um so mehr mißfallen, da er befürchten mußten, daß nach und nach die ganze Nation dieselben Ansichten und Gesinnungen mit seinem

unruhigen, intriganten Vetter theilen möchte. Manuel hielt also für das rathsamste, durch eine abermalige, ehrenvolle Verbannung den Andronikus von dem Hofe und seiner Umgebung zu entfernen. Er übertrug ihm daher wieder die Statthalterschaft von Cilicien und den Oberbefehl über das dortige Heer, ließ ihm dafür nicht nur ungeheure Geldsummen anweisen, sondern stellte noch zu dessen Verfügung auch sämmtliche reiche Einkünfte der Insel Cypern.

8. Auf Andronikus, der immer nur für den gegenwärtigen Moment lebte, machten daher auch alle Lehren der Vergangenheit, sogar selbstgemachter Erfahrungen nie den mindesten Eindruck. Sein Betragen in Cilicien war jetzt gerade wieder dasselbe, das es auch vor ungefähr fünfzehn Jahren gewesen war. Für seine Person zwar stets tapfer und unerschrocken, aber unbegreiflich leichtsinnig, ausschweifend und nur seinen Vergnügungen nachjagend, ward er öfters von Thoros unvorbereitet überfallen, verlor bei solchen Ueberfällen gewöhnlich viele brave Soldaten, wußte aber stets die Schande, die dadurch auf ihn zurückfiel, durch irgend eine kühne, Erstaunen erregende Waffenthat sogleich wieder einigermaßen in Vergessenheit zu bringen. Als z. B. eines Tages die Armenier das griechische Heer wieder zurückgeworfen hatten, und demselben unter steten Angriffen auf dem Fuße folgten, bemerkte Andronikus unter dem vordersten feindlichen Haufen den Fürsten Thoros, von mehreren seiner auserlesensten Kriegern umgeben. Ohne die Zahl der Feinde zu bemessen, und blos auf seine Riesenstärke sich verlassend, warf Andronikus voll Wuth über seine abermals erlittene Niederlage, sein Pferd schnell herum, sprengte mitten unter den feindlichen Haufen, ebnete sich mit seiner furchtbaren Lanze den Weg zu dem Fürsten, und warf diesen gleich mit dem ersten Stoße seiner Lanze

auf die Erde. Nur der Dichte und Festigkeit seines Panzers hatte Thoros die Erhaltung seines Lebens zu danken. Mit demselben Erfolge schlug sich nun auch Andronikus durch die vielen ihn umringenden Feinde durch und kam glücklich, sogar ohne eine Wunde erhalten zu haben, bei seinem noch immer im Rückzuge begriffenen Heere wieder an. Aber nun erreichte sein Leichtsinn und seine Gefühllosigkeit für Ehre und Schande ihren höchsten Grad. Cilicien schien ihm auf einmal kein, sein und seiner Thaten mehr würdiger Schauplatz. Ohne von dem Kaiser die Erlaubniß dazu sich zu erbitten, verließ er plötzlich ganz heimlich und auf die schändlichste Weise das Heer und den ihm anvertrauten Posten, nahm die ungeheuern Geldsummen, die er für die Verpflegung der Truppen, so wie überhaupt für den Dienst des Kaisers erhalten hatte, und floh damit nach Antiochien. Was ihn dahin zog, waren die seltenen Reize der jungen antiochenischen Prinzessin Philippa, Schwester der Kaiserin Marie. Zwar hatte Andronikus dieselbe noch nie gesehen, war aber, bei der bloßen Erzählung von der bezaubernden Schönheit der jungen Fürstin schon, ohne sie gesehen zu haben, in leidenschaftlicher Liebe gegen sie entbrannt, das heißt, in jener unlautern Liebe, die blos im Blute ihren Sitz hat und nach gestillter Begierde sogleich wieder erlischt. — Alles, was des Andronikus an Blendwerken jeder Art erfinderisches Genie erdenken mochte: verschwenderische Pracht, kostbare Geschenke, geschmackvolle Feste, unaufhörliche Betheuerungen ewiger Liebe; kurz, Alles ward angewandt, um Philippus Verstand und Herz zu bethören. Die schwache, noch unerfahrne, mithin leichtgläubige Prinzessin vermochte nicht lange Widerstand zu leisten; sie erlag den Künsten des geübten Verführers. Aber nur zu bald ward das wenig ehrenvolle Verhältniß, in welchem Andronikus und die Prinzessin mit ein-

ander standen, ruchbar. Als die Kunde davon auch nach Constantinopel zu den Ohren des Kaisers kam, glaubte der Monarch mit den Ausschweifungen seines Vetters nicht mehr dieselbe Nachsicht, wie bisher, haben zu dürfen, denn auch auf ihn selbst, als Gemahl einer Schwester Philippa's, traf nun ebenfalls ein Theil der Schmach, die Andronikus über das ganze antiochenische Fürstenhaus verbreitet hatte. Seinen, an der syrischen Grenze stehenden Befehlshabern schickte also Manuel die Weisung, sich der Person des Andronikus zu bemächtigen und ihn nach Constantinopel abführen zu lassen. Andronikus, von des Kaisers jetziger übeln Stimmung gegen ihn von seinen Freunden in der Hauptstadt unterrichtet, glaubte sich nun in Antiochien nicht mehr sicher. Diese Stadt zu verlassen kostete ihm kein Opfer; denn seiner bisherigen Geliebten war er jetzt schon wieder überdrüssig. Ohne also von ihr Abschied zu nehmen, eilte er aus Antiochien nach Jerusalem und völlig unbekümmert um das Schicksal Philippa's, überließ der Gemüthlose die unglückliche Prinzessin ihren Thränen und einer leider allzuspäten Reue.

9. Andronikus kriegerischer Ruf, obgleich durch seinen letzten Feldzug in Cilicien etwas getrübt, aber auf der andern Seite durch seine hohe Geburt wieder ungemein gehoben, versicherte ihn schon zum voraus einer Aufnahme in Jerusalem, die, wenn sie auch seinen Erwartungen nicht völlig entsprach, ihn doch zu großen Hoffnungen ermuntern konnte. Die fromme, begeisternde Sprache, welcher der Heuchler wie gewöhnlich wieder eine, selbst das Auge der Schärfersehenden täuschende Farbe von Wahrheit zu geben wußte, in Verbindung mit seinen wiederholten Versicherungen, daß blos sein Verlangen, an den heiligen Orten anzubeten, die Kirche von Jerusalem zu begrüßen, und

sich den frommen Vertheidigern des heiligen Grabes anzuschließen, ihn hieher geführt hätten, gewannen ihm bald in vollem Maaß das Zutrauen des Königes, des Patriarchen, der Tempelritter und der gesammten Clerisei. Man wünschte sich Glück, einen durch seine persönliche Tapferkeit und unüberwindliche Athletenkraft ausgezeichneten Prinzen zum Kampfe gegen die Feinde des christlichen Namens gewonnen zu haben. Der König überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen jeder Art, und um ihn desto fester an die Sache der Christenheit in Palästina zu fesseln, belehnte er ihn mit der, an der phönizischen Küste liegenden Stadt Berytus und deren sehr bedeutendem Gebiete. Aber in seiner Nachbarschaft wohnte eine junge schöne Königin, Wittwe Balduins des Dritten, Königes von Jerusalem. Sie war eine Urenkelin des Kaisers Alexius; und da, wie es scheint, Blutschande für Andronikus einen ganz besondern Reiz hatte, so ward nun auch Theodora wieder ein neues Opfer seiner verführerischen Künste, auch ihre Schande auf eine noch weit ärgerlichere und öffentlichere Weise bekannt, als es bei der antiochenischen Prinzessin der Fall gewesen war. Aber heftiger als je zürnte nun auch der Kaiser dem durch nichts mehr zu bessernden Wüstling. Alle Befehlshaber, alle Beamten, alle Unterthanen und Alliirten diesseits und jenseits der syrischen Grenze wurden wiederholt aufgefordert, sich des Flüchtlings zu bemächtigen, ihm beide Augen ausstechen zu lassen und gefesselt nach Constantinopel ihn zu liefern. Aber der, in ihren Verführer leidenschaftlich entflammten Theodora fiel einer dieser kaiserlichen Briefe in die Hände. Sie warnte ihren Geliebten, und dieser, der jetzt in Syrien für sich keine Sicherheit mehr sah, irrte nun mit Theodora, die ihn auf seiner Flucht nicht verlassen wollte, lange Zeit unstät und heimathslos im Morgenlande umher; und für die Sultans und deren Emirs

war es nun ein sonderbares, nicht wenig interessantes Schauspiel, einen Sprößling des mächtigen oströmischen Kaiserhauses und ehemalige Gemahlin eines christlichen Königes als die demüthige Beischläferin eines hülflosen, ausser dem Gesetze erklärten, bei ihnen Schutz suchenden Flüchtlings zu erblicken. Indessen fand Andronikus mit Theodora und seinem Haufen hoffnungsloser Abentheurer doch überall gastfreundliche Aufnahme. Zuerst in Damaskus bei dem großmüthigen Nur-edding; aber stets gefoltert von dem Gedanken, daß er den Nachstellungen seines gegen ihn so sehr erbitterten Kaisers endlich dennoch unterliegen könnte, daher mißtrauisch und voll Argwohn gegen Alles, was ihn umgab, weilte er nicht sehr lange in Damaskus, ging nach Iberien, von da nach Persien, besuchte, weil mit einem Empfehlungsschreiben des edeln Nureddins versehen, verschiedene persische Höfe, kam auch nach Bagdad; streifte hierauf lange Zeit längs dem caspischen Meere und in den Gebirgen Georgiens umher, und ließ sich endlich mit seinen, ihm ähnlichen Begleitern unter den Türken Kleinasiens, der Christen ärgsten Feinden, nieder*). Der Sultan von Colonia nahm ihn freundlich auf, und versicherte ihn seines Schutzes. Aus Dankbarkeit dafür machte er nun

*) Mit sichtbarem Vergnügen verbreitete sich Andronikus nachher, als er schon zur Herrschaft gelangt war, in weitläufigen Erzählungen über die auf seiner Flucht ihm zugestoßenen Abentheuer. Er verglich sich alsdann gewöhnlich mit dem König David, der ebenfalls von seinen Feinden verfolgt lange Zeit außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes habe herumirren müssen. — Fürwahr, eine sonderbare Zusammenstellung: David, den die heilige Schrift einen Mann nach dem Herzen Gottes nennt, und Andronikus der Blutschänder, Verführer der Unschuld, Thronräuber, Henkersknecht der kaiserlichen Familie und scheußlicher, mit dem Blute zahlloser Unterthanen besudelter Tyrann!

häufige Einfälle in die angrenzende griechische Provinz Trebizond, kam gewöhnlich mit reicher Beute und einer Menge gefangener, christlicher Einwohner zurück und hatte die Niederträchtigkeit, diese gefangenen Christen theils dem Sultan zum Geschenke zu machen, theils dessen Emirs als Sclaven zu verkaufen. — Als die Kunde von dieser unerhörten Ruchlosigkeit nach Constantinopel kam, versammelte der Patriarch eine Synode, die den gottlosen Seelenverkäufer aus der Gemeinschaft der Kirche ausschloß und mit dem Bannfluche ihn belegte.

10. Von dieser Geißel wünschte der Kaiser seine christlichen Unterthanen in Trebizond zu befreien. Da aber Andronikus durch seine und Theodorens Wachsamkeit allen Fallstricken, die seine Verfolger ihm legten, sich bisher stets zu entziehen gewußt hatte; so sann der Statthalter von Trebizond auf eine List, durch die er vielleicht den Andronikus aus der Nachbarschaft seiner Provinz würde entfernen können. Sie gelang ihm vollkommen. Durch einen überraschenden Streich bemächtigte er sich der Person Theodorens und ihrer beiden Kinder, und Theodora ward nun sammt ihrem Sohne und ihrer Tochter, lebendige Zeugen der Verirrungen ihrer Mutter, gefangen nach Constantinopel abgeführt. Dieser unvermuthete Schlag beugte den Trotz des Andronikus. Durch ihren Verstand, ihren Geist und ihre warme Anhänglichkeit hatte sie weit fester als jede andere, den Wüstling an sich zu fesseln gewußt. Ihre Gesellschaft erleichterte ihm die Härte seiner Verbannung, wie die traurige Einsamkeit seiner Lage unter lauter halbwilden, rohen Barbaren. Das Leben in dem, ungefähr vierzig Stunden von Trebizond gelegenen Colonia ward ihm jetzt unerträglich. In den demüthigsten und zugleich rührendsten Ausdrücken schrieb er also an den Kaiser und bat

um die Erlaubniß, nach Constantinopel kommen und zu den Füßen seines großmüthigen, von ihm so schwer beeidigten Monarchen um Gnade und Verzeihung flehen zu dürfen. Wir haben schon bemerkt, daß Andronikus die Sprache vollkommen in seiner Gewalt hatte, daß ihm aber auch die Worte nie süßer, rührender und pathetischer aus dem Munde floßen, als wenn er im Sinne hatte zu täuschen, zu betrügen, oder seine schwarze Seele mit irgend einem neuen Frevel schwanger ging. Manuels Neigung zu seinem unwürdigen Vetter war trotz dessen gehäuften Verbrechen doch noch nicht völlig erloschen, immer glimmten davon in seiner Brust noch einige schwachen Funken, die aber jetzt durch den so rührenden, demüthigen, nichts als Reue und Buße athmenden Brief auf das neue wieder entflammt wurden. Manuel ließ also dem Andronikus schreiben, daß er in voller Sicherheit an das kaiserliche Hoflager zurückkommen könne. Andronikus zögerte nicht, die erhaltene Erlaubniß zu benutzen. Aber in Constantinopel angelangt sann er sogleich wieder auf eine neue Posse, von deren Wirkung er, und zwar mit allem Rechte, sich ungemein Vieles versprach. Als er nämlich zum erstenmale nach seiner Ankunft wieder in dem Palaste erschien und nun in den Thronsaal eintreten sollte, blieb er unter dem Eingang desselben einige Augenblicke unbeweglich stehen, warf sich dann der ganzen Länge nach auf die Erde, flehete unter einem Strome von Thränen zu der Milde des Kaisers, und erklärte zugleich, daß ein so großer Sünder, wie er, nicht würdig sey, sich dem Throne eines so edeln und erhabenen Monarchen zu nähern, wenn nicht irgend einer der Anwesenden aus Mitleiden mit ihm ihn an der Kette, die er schon um den Hals gewunden und unter seinem Kleide verborgen mitgebracht hatte, zu den Stufen des Thrones auf der Erde hinschleifen würde. Der ganze Hof gerieth dar-

über in Erstaunen; und da Andronikus unter anhaltendem Stöhnen und Seufzen fortfuhr zu betheuern, daß er nicht eher aufstehen werde, als bis die Buße, die er sich aufgelegt, die jedoch noch lange nicht die Beleidigungen sühnen könnte, deren er sich gegen seinen Herrn und Kaiser schuldig gemacht, an ihm würde vollzogen worden seyn; so trat endlich Isak Angelus, einer der ersten kaiserlichen Hofbeamten hinzu, ergriff die Kette und zog ihn langsam zu dem Throne*). Auch hier blieb er in derselben demüthigen Lage und noch häufiger floßen seine Thränen, die, wie wir wissen, ihm keine Anstrengung kosteten und ihm, so oft er wollte, zu Gebote standen. Nur auf die wiederholte Aufforderung des Kaisers erhob er sich endlich wieder von der Erde. Aber diese noch nie gesehene Scene, die jedoch bei Andronikus nichts als ein elendes Gaukelspiel war, machte auf alle Anwesenden einen ganz ungemeinen Eindruck. Man hielt ein solches Betragen für den sprechendsten Beweis eines zerknirschten, völlig gedemüthigten Herzens, und jeder gab sich der, obgleich so falschen und trügerischen Ueberzeugung hin, daß eine, wahrscheinlich längst schon tief und schmerzhaft gefühlte Reue den grauen Sünder endlich zur Besinnung gebracht, ihn gebessert und in einen andern Menschen verwandelt habe. Selbst der Kaiser, obgleich in frühern Zeiten schon so oft durch

*) In der Comödie, die Andronikus jetzt vor dem Kaiser und dessen Hofe aufführte, und in welcher er die Rolle des Büßenden mit größerer Kunst als irgend ein Schauspieler zu geben wußte, ist diese Scene in so ferne die interessanteste, weil durch eben diesen Kettenzieher, Isaak Angelus, Andronikus nachher Krone und Leben verlor. Als diese Catastrophe nach einigen Jahren wirklich eintrat, erinnerte man sich auch wieder jenes Umstandes, in welchem man nun eine, das künftige Schicksal des Tyrannen ankündigende Vorbedeutung zu erblicken glaubte.

die heuchlerischen Künste des Andronikus betrogen; theilte jetzt diese Ueberzeugung. Da er jedoch den Leichtsinn und die Unbeständigkeit seines nur zu leicht zu verführenden Vetters kannte, so glaubte er, um ihn gegen einen Rückfall, dem er in dem stürmischen Gewühle eines geräuschvollen, von Leidenschaften umhergetriebenen Hoflebens mehr als an irgend einem andern Ort ausgesetzt wäre, zu schützen, ihn durch eine ehrenvolle Verbannung von seinem Hofe entfernen zu müssen. Er wieß ihm also die an dem Pontus Euxinus, in einer äußerst anmuthigen Umgebung liegende Stadt Oenöa zu seinem fernern Aufenthalt an, setzte ihm auch zu seinem Unterhalt ein höchst anständiges, sehr bedeutendes Jahrgeld aus. Bevor jedoch Andronikus Constantinopel verließ, ward er in einer zahlreichen, von dem Patriarchen versammelten Synode von dem über ihn ausgesprochenen Bannfluche gelöst; er erhielt völlige Lossprechung von allen seinen Sünden und Freveln, und ward von der heiligen Synode auf das neue wieder in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen!! Aber auch dem Kaiser mußte er auf dessen Begehren einen feierlichen Eid schwören, durch welchen er nicht nur dem jetzt regierenden Monarchen, sondern auch dessen damals noch kaum sechsjährigen Sohne und Nachfolger, dem Knaben Alexius, ewige, unverbrüchliche Treue unter den heiligsten und furchtbarsten Betheuerungen geloben. Es ist unbegreiflich, wie der doch schon beinahe sechszigjährige Kaiser, dem es an Erfahrungen und Menschenkenntniß nicht fehlen konnte, und der jetzt, da er schon eine immer fühlbarer werdende Abnahme seiner Kräfte spürte, wegen des künftigen Schicksals des Knabens, den er vielleicht bald würde verlassen müssen, oft ängstlich besorgt war, nun in einem so durchaus verdorbenen Menschen, wie Andronikus, eine kräftige Stütze für seinen Sohn

während dessen Minderjährigkeit suchen und finden zu müssen glauben konnte. Es war unstreitig der größte Mißgriff, den sich Manuel während seiner langen Regierung noch je hatte zu Schulden kommen lassen; denn wir werden sogleich sehen, daß eben dieser, dem Kaiser Manuel und dessen Nachfolger geleistete feierliche Eid für Andronikus gerade ein Mittel ward, das die Ausführung aller seiner selbstsüchtigen, räuberischen Plane nicht nur begünstigte, sondern ganz auffallend und weit mehr als irgend etwas anderes beförderte.

III.

Kaiser Andronikus I. — Dessen Anfänge, kurze Regierung und schauerliches Ende.

1. Ruhig und dem Scheine nach ohne alle Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates, hatte Andronikus nun schon einige Jahre in Denöa gelebt, als jetzt die von uns erzählten Ereignisse in Constantinopel auf einmal wieder seine Thätigkeit weckten und ihn zu neuen, und zwar zu noch weit größern Verbrechen ermunterten. Bevor Andronikus Denöa verließ, schrieb er eine Menge Briefe an den Patriarchen, mehrere Patricier und verschiedene der vornehmsten Befehlshaber in den Städten. Diese Briefe waren mit passenden Stellen theils aus den Psalmen, theils aus den Episteln des heiligen Paulus angefüllt *), und enthielten die schönsten Aeusserungen über Religion, Vaterland, Freiheit und Bürgerglück, die jedoch nichts weniger

*) Wie Nicetas und noch andere Griechen erzählen, suchte Andronikus seinen Styl nach jenem des heiligen Paulus, und zwar nicht ohne allen Erfolg, zu bilden. Wie weit besser und für ihn selbst wie weit heilsamer wäre es gewesen, wenn er auch sein Betragen und sein ganzes Leben nach dem Beispiel dieses großen und heiligen Apostels zu ordnen und zu regeln gesucht hätte!

als die wahre Sprache seines Herzens waren. Indessen hatte er dennoch, als er sich endlich in Bewegung setzte, nur eine sehr kleine Anzahl schlecht gekleideter und noch schlechter bewaffneter Soldaten um sich versammelt; auch war sein Anhang noch gar nicht zahlreich; denn in den Provinzen verlangte man ihn bei weitem nicht mit derselben Sehnsucht wie in Constantinopel. Um seinen Anhang zu vermehren, und vorzüglich um den Strom der Volksgunst auf sich zu leiten und dadurch Soldaten und eine Armee sich zu verschaffen, bediente er sich nun des nämlichen Eides, den er vor einigen Jahren dem Kaiser Manuel geschworen hatte. Dieser Eid enthielt folgende Stelle: „Wenn der Ehre oder Sicherheit der kaiserlichen Familie irgend eine Gefahr drohen und ich davon Kenntniß erhalten sollte, so will ich dieselbe nicht nur sogleich anzeigen und bekannt machen, sondern auch alle mir zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um das daraus möglicher Weise entstehende Unglück zu verhüten." Diesen Eid veröffentlichte nun Andronikus an allen Orten. Nur die heilige Pflicht, sagte er, die mir dieser feierliche Eid, so wie auch das in mir nie ersterbende Andenken an meinen ehemaligen Herrn und Wohlthäter, den erhabenen Manuel, auflegen, zwingen mich jetzt die Waffen zu ergreifen, um den erlauchten Sprößling meines Wohlthäters aus der Gewalt seiner Feinde, die nicht nur seinen Thron, sondern auch sein Leben bedrohen, zu befreien und seinen Händen die ihm schon entwundene Herrschaft wieder zurückzugeben. Diese Sprache führte Andronikus auch in öffentlichen Volksversammlungen, und seine Seufzer und die vielen Thränen, die er dabei fließen ließ, und alle seine jammervollen, um Mitleid flehenden Gebärden, in welchen ihn der geübteste Schauspieler nicht übertroffen haben würde, gaben seinen Worten einen solchen Nachdruck, daß er alle Herzen dadurch gewann. In allen

Städten, nur mit Ausnahme jener, denen Befehlshaber vorstanden, deren schärferer Blick den Schalk durchschaueten und daher weder durch Versprechungen sich locken, noch durch Drohungen sich schrecken ließen, ward er mit dem größten Jubel empfangen. Mit jedem Tage vermehrte sich sein Gefolg, das nach und nach zu einem förmlichen Heere anwuchs. Als er schon in der Nähe von Nicomedien angekommen war, schickte der Protosebast, um seinen fernen Fortschritten Einhalt zu thun, ein bedeutendes Truppencorps ihm entgegen, übergab aber den Oberbefehl über dasselbe dem Andronikus Angelus. Dieser war ein äußerst schlechter Soldat. Ohne das feindliche Heer zu Gesicht zu bekommen, ward er schon von dem Vortrabe desselben, der doch nur aus lauter wenig geübten paphlagonischen Milizen bestand, in die Flucht geschlagen. Als er nach Constantinopel zurückkam, verlangte man von ihm Rechnung über die sehr bedeutenden Summen, die man ihm zu seiner Expedition gegeben. Dieß war jedoch nicht nach dem Sinne des Angelus. Bei nächtlicher Weile stieg er also mit seiner Frau und seinen Kindern in eine Barke, nahm sämmtliche noch in Händen habende Staatsgelder mit, überschiffte den Bosphorus, eilte dem Andronikus entgegen und trat zu dessen Partei über. Andronikus bewillkommte den Ueberläufer mit einigen Stellen aus dem Evangelium, überhäufte ihn mit den größten Lobsprüchen und noch weit glänzendern Versprechungen für die Zukunft *). An dem Angelus selbst verlor zwar der

*) Von der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieser Lobsprüche und Versprechungen erhielt der elende Ueberläufer den sprechendsten Beweis, den es nur geben konnte, als ihm nämlich noch in dem nämlichen, oder gleich darauf folgenden Jahre, auf Befehl des Andronikus, beide Augen ausgestochen wurden.

Staat nichts, aber durch ihn war jetzt das Beispiel gegeben, dem bald auch noch Andere nachfolgten.

2. Nur langsam und in kurzen Tagmärschen näherte sich Andronikus der Hauptstadt. Als er endlich die Meerenge erreicht hatte, ließ er sein Lager, damit man sein Heer für weit stärker halte, als es wirklich war, daher auch jeder Widerstand schweigen möge, an der jenseitigen Küste des Bosphorus in einer ganz ungemeinen Ausdehnung aufschlagen, auch des Nachts eine ungeheure Menge Wachtfeuer, weit mehr als nöthig gewesen wäre, brennen. Sobald man in der Stadt die Ankunft des Andronikus und seines Heeres erfuhr, waren sogleich die Mauern, wie alle Thürme, alle Anhöhen, alle Dächer großer und hoher Gebäude mit Menschen bedeckt. Von allen Höhen herab weheten spielend in der Luft Fahnen, weiße Tücher, Bänder und Kränze als Zeichen des allgemeinen Jubels über die Ankunft des längst Ersehnten. In zahllosen Haufen strömten die Einwohner aus allen Ständen und von allen Klassen zu den Thoren von Constantinopel hinaus und eilten über den Bosphorus, um den angekommenen Helden auf das freudigste und ehrenvollste zu begrüßen. Zu allen sprach Andronikus ungemein freundliche Worte, gab dabei eine Bescheidenheit kund, die an Demuth gränzte, und äußerte sich über viele Dinge mit solcher Liebenswürdigkeit und anscheinender Herzensgüte, daß alle, die ihn gesehen und gesprochen hatten, ganz begeistert von der Seelenschöne des Andronikus wieder nach Constantinopel zurückkamen. Aber so sehr auch die Volksgunst gegen ihn jetzt anschwoll, so standen doch dem Protosebasten noch eine Menge Mittel zum Widerstand, und zwar selbst zu siegreichem Widerstande zu Gebote. Als aber nun ganz unvermuthet der Großadmiral Cantostephanes mit der ganzen Flotte

zu Andronikus überging *), dann hielt man allgemein den Protosebasten für verloren. Von Allen ward er verlassen; das Gewürm, das in der Glückssonne des Protosebasten sich bisher erwärmt und genährt hatte, verkroch sich jetzt beim nahenden Sturm sogleich in seine Löcher; auch die Palasttruppen fielen theilweise ab, bis endlich der Anführer einer Schaar Waräger sich sogar erkühnte, ihn ergreifen und in ein Gefängniß werfen zu lassen. Zwei Tage ließ man ihn hier seinen Sturz recht empfindlich fühlen. Am dritten Tage ward er auf einem elenden Kameele zur Stadt hinausgeführt, in eine Barke geworfen und vor den Andronikus gebracht, der, ein Feind langer Prozesse, ihm sogleich beide Augen ausstechen ließ **). So ward nun dieser Unglückliche, der durch seinen, alle Menschenwürde niedertretenden Stolz jede Brust

*) Cantostephanes war gerade in dem kritischen Moment, in welchem sich jetzt der Protosebast befand, von demselben empfindlich beleidiget worden. Derselbe hatte nämlich im Sinne gehabt, den Oberbefehl über die Flotte einem seiner Verwandten zu geben. Dieses glaubte Cantostephanes nicht dulden zu müssen, suchte daher seine Rechte als Großadmiral geltend zu machen; und obgleich der Protosebast sogleich nachgab und das Commando über die Flotte dem Großadmiral ließ, so ward dieser dadurch doch nicht versöhnt, ließ daher auch eine so schöne Gelegenheit, sich rächen zu können, nicht unbenutzt vorübergehen. Uebrigens werden wir bald sehen, daß auch Cantostephanes nachher auf gleiche Weise, wie der Ueberläufer Angelus, von Andronikus belohnt ward.

**) Um der Bestrafung des Protosebasten den Schein eines gerichtlichen Verfahrens zu geben, hatte zwar Andronikus einige der Vornehmsten seiner Anhänger versammelt, die jedoch kein anderes Urtheil zu sprechen wagten, als das, welches Andronikus ihnen schon in den Mund gelegt hatte.

empört hatte, für seinen sündhaften Uebermuth bestraft, und zwar von einem Menschen, der noch weit schlechter und verworfener als er war, aber nachher auch ebenfalls auf eine noch weit schrecklichere und grausamere Weise für seine Greuelthaten bestraft ward.

3. Nach dem Sturz des Protosebasten und dem Abfall sämmtlicher Landtruppen betrachtete Jedermann den Andronikus als Herrn der Hauptstadt, und mit dieser des ganzen Reiches. Aber gleich den Anfang seiner Herrschaft bezeichnete schon ein schreckliches, bis dahin noch nie erhörtes Blutbad in Constantinopel. Während der langen Regierung Manuels hatten sich die Abendländer zu vielen Tausenden in Constantinopel häuslich niedergelassen. Durch die großen Begünstigungen des Kaisers, der die Abendländer ihrer Redlichkeit, Treue und besonders ihrer Tapferkeit wegen ehrte und liebte, daher ihnen viele Privilegien und Vorrechte ertheilte, hatte sich ihre Anzahl in dieser langen Reihe von Jahren so sehr vermehrt, daß sie jetzt einen bedeutenden Theil der ganzen Bevölkerung von Constantinopel ausmachten. Aber in demselben Verhältnisse hatte indessen auch die Eifersucht der Griechen, so wie jener, der ganzen Nation eigene tiefgewurzelte Widerwille gegen alle Abendländer, die man Lateiner nannte, immer mehr zugenommen, und da diese der römischen Kirche angehörten, so waren sie noch überdieß in den Augen des vornehmen wie geringen Pöbels nichts als verabscheuungswürdige Ketzer, deren Vertilgung besonders der Fanatismus der griechischen Priester und Mönche unaufhörlich dem Volke als das verdienstlichste, Gott gefälligste Werk anprieß. So lange jedoch Manuel lebte, hatten die Abendländer nichts zu fürchten; eben so wenig auch unter der Regentschaft der Kaiserin-Mutter und des Protosebasten; denn beide theilten

mit dem verstorbenen Kaiser dessen Vorliebe für die Abendländer. Aber kaum war jetzt die bisherige Regierung gestürzt, als auch sogleich der lange genährte, lange in jeder Brust zurückgedrängte Haß gegen die Lateiner einen furchtbaren Ausbruch nahm. Die Letztern waren jedoch gewarnt worden. Viele derselben packten daher in aller Eile ihre Baarschaften und das Kostbarste von ihrer Habe zusammen und eilten auf ihre, in großer Anzahl in dem Hafen von Constantinopel liegenden Galeeren. Weit mehrere ihrer Landsleute aber verschmäheten jede Flucht. Sie glaubten dem herannahenden Sturm, der, wie sie wähnten, nur ein schnell vorübergehender Volksaufstand seyn würde, kühn trotzen zu können. Sie versahen sich jedoch mit Waffen jeder Gattung, ordneten sich, unter selbst gewählten Anführern, in regelmäßige Scharen, besetzten ihr Stadtviertel und erwarteten ruhig den Angriff der Griechen. Dieser erfolgte jetzt noch früher, als er war verabredet worden. Aber die Lateiner empfingen das unordentlich heranstürmende Volk in wohlgeordneten Reihen und Gliedern, fochten mit ihrer gewöhnlichen, in dem ganzen Orient so oft schon bewunderten Tapferkeit, erschlugen eine große Menge Griechen und würden am Ende noch siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen seyn, hätte nicht Andronikus, sobald er von dem, was in der Stadt vorfiel, Kunde erhalten hatte, unverzüglich auf mehreren dreiruderigen Schiffen einen großen Theil seiner auserlesensten Truppen dem Volke zu Hülfe geschickt. Demungeachtet setzten die Abendländer noch einige Zeit den Kampf fort, mußten jedoch, von allen Seiten umringt und angegriffen, endlich der ganz unverhältnißmäßigen Ueberzahl weichen. Jeder suchte nun, so gut er konnte, sich zu retten. Die, welche noch Schiffe in dem Hafen fanden, flohen auf dieselben, mußten aber ihre Familien und alle ihre Reichthümer zurück-

lassen. Andere verbargen sich in den Häusern mehrerer ansehnlicher Großen, von deren Menschlichkeit und Gewogenheit sie sich überzeugt glaubten, fanden auch wirklich in ihrem Vertrauen, das sie auf die Großmuth derselben setzten, sich gar nicht getäuscht. Viele verkrochen sich in andere, theils leer stehende, theils in Ruinen zerfallener Gebäude. Eine große Anzahl flüchtete sich in die, den Römisch-Katholischen von Manuel angewiesenen Kirchen, hoffend, daß die Heiligkeit des Ortes und die unsichtbare Majestät des Tabernakels sie gegen die Wuth ihrer Feinde schützen werde. Aber nun begann erst das schreckliche Blutbad. Die mordlustigen, von ihrem Siege noch mehr erhitzten Mörder ergossen sich in alle Straßen; wer von den Lateinern ihnen in die Hände fiel, mußte sterben. Männer, Frauen, Greise, Kinder, selbst kaum noch lallende Säuglinge wurden erbarmungslos ermordet, die mit Reichthümern jeder Art angefüllten Magazine rein ausgeplündert und dann zerstört; alle katholischen Kirchen in Brand gesteckt und alle darin befindlichen Abendländer, die fruchtlos flehende Hände gegen ihre Mörder ausstreckten, ohne Unterschied des Alters wie des Geschlechts lebendig verbrannt. Gleiches Schicksal traf auch das, von Kaiser Manuel dem Orden der Hospitaliter von Jerusalem geschenkte Hospital. Nachdem man alle darin liegende Kranken, Preshaften, gebrechliche Greise auf verschiedene Weise erwürgt hatte, ward auch dieses Spital mit allen seinen Nebengebäuden und Vorräthen ein Raub der Flammen. Am grausamsten verfuhr man mit den römisch-katholischen Priestern und Mönchen; diese wurden nicht blos gemordet, sondern unter den ausgesuchtesten Qualen langsam zu Tode gemartert. Ein Diacon der römischen Kirche, Namens Johannes, den der Papst Alexander als seinen Legaten nach Constantinopel an den

Kaiser Manuel, kurz vor dessen Tode, gesandt hatte und sich jetzt noch hier aufhielt, wurde von einem wüthenden Haufen ergriffen, schrecklich mißhandelt in den Straßen herumgerissen, endlich öffentlich enthauptet, das abgeschlagene Haupt an den Schweif eines schäbigen Hundes befestiget und zum Spott und Hohn der römischen Kirche durch die Straßen der Stadt geschleift und dann in eine schmutzige Cloake geworfen. Die völlig entzügelte Wuth des fanatisirten Volkes schonte selbst der zartesten Bande des Blutes nicht. Da die Abendländer schon seit einer sehr langen Reihe von Jahren in Constantinopel ansässig waren, auch als gesetzlich Eingebürgerte alle Rechte der übrigen Bürger genossen und unter dem Schutze und der Herrschaft derselben Gesetze standen, so hatten viele von denselben auf mancherlei Weise nähere Verbindungen angeknüpft. Abendländer hatten ihre Töchter mit Griechen und diese die ihrigen mit Abendländer vermählt, wodurch diese oft schon nach wenigen Jahren sich in eine sehr weit verzweigte Verwandtschaft versetzt sahen. Aber auch diese, von Gott, Natur und der Kirche geheiligten Bande wurden jetzt gewaltsam zerrissen. Schwiegersöhne lieferten ihre Schwiegerväter, diese ihre Eidame, und Brüder ihre Schwäger und Schwägerinnen, wenn sie dieselben nicht mit eigener Hand erwürgten, ihren Mördern aus. Selbst die Gräber jüngst Verstorbener wurden aufgewühlt, die Leichen ihren Ruhestätten entrissen, auf das schmachvollste mißhandelt und dann deren Gebeine an den unsaubersten Orten umhergestreut. Bemerkenswerth ist es, daß bei diesen schauderhaften Mordscenen gerade die griechischen Priester und Mönche sich am thätigsten zeigten. Von einem Haufen mordlustigen Pöbels umgeben, durchsuchten sie alle Wohnungen und Schlupfwinkel, wo sie nur immer einen Lateiner finden zu können glaubten, rissen denselben, wenn sie einen fanden, aus

seinem Versteck hervor und übergaben ihn seinen Mördern, diese stets dabei aufmunternd, keines Lebens irgend eines der abendländischen Kirche Angehörigen zu schonen. Stromweise floß in allen Straßen abendländisches Blut. Diejenigen von dem wüthenden, griechischen Pfaffenvolke, in deren Brust noch nicht jeder Funke von Menschlichkeit erloschen war, mordeten zwar die unglücklichen Opfer nicht, die ihnen in die Hände fielen, sperrten sie aber einige Tage ein und verkauften sie als Sclaven an die Türken; und man behauptet, daß die Zahl derjenigen, die dieses beinahe noch grausamere Schicksal traf, sich auf vier tausend Seelen belaufen haben soll *). — Aber diesen unerhörten Greuelthaten folgte nun auch eine nicht min-

*) Hören wir darüber auch jetzt den ehrwürdigen Erzbischof von Tyrus, obgleich derselbe weniger umständlich als die andern Geschichtschreiber ist: — Immemores igitur et foederis et obsequiorum, quae plurima imperio nostri contulerant, peremtis istis, qui resistere posse videbantur, ignem eorum domiciliis subjiciunt, et universam eorum regionem subito convertunt in favillam; mulieribus et parvulis, senibus ac valetudinariis incendio consumtis. Nec sufficiebat eorum impietati in loca desaevire profana, verum ecclesias et loca quaelibet venerabilia succendentes, qui ad ea salutis causa confugerant cum ipsis pariter sacris sedibus concremabant. Nec erat differentia plebejorum et cleri, nisi quod atrocius in eos desaeviebant qui religionis et honestatis habitum praetendebant. Monachis enim et sacerdotibus primas injungebant injurias, et exquisitis perimebant cruciatibus. Inter quos virum venerabilem, Joannem nomine, sanctae Romanae ecclesiae subdiaconum, quem pro negotiis ecclesiae dominus Papa ibidem direxerit, comprehendentes in contumaliam ecclesiae decollaverunt, apud ejus ad caudam immundae canis religantes. Sed nec mortuis, quibus omnis parcere consueverat impietas, inter tam detestabiles et pejores parricidis sacrilegos tuta quies erat etc. (*Guillelm. Tyr.* L. I. cap. 12. p. 1024.)

der schreckliche Rache auf dem Fuße. Die, welche noch vor dem Ausbruch des blutigen Tumults auf ihre Galeeren geeilt waren, hatten zwar den Hafen von Constantinopel sogleich verlassen, waren aber nicht sehr weit gesegelt, sondern in mäßiger Entfernung von der Stadt sich vor Anker gelegt. Sie wollten, ehe sie weiter schifften, erst den Ausgang des Gefechtes ihrer Landesleute mit den Griechen abwarten. Als sie aber erfuhren, mit welcher Unmenschlichkeit das Volk in Constantinopel gegen alle Abendländer wüthete, beschlossen sie einmüthig, das Schicksal ihrer Brüder eben so blutig auch an den treulosen Griechen zu rächen. Als nun die später ausgelaufenen Schiffe der Abendländer zu den Galeeren, welche schon früher den Hafen verlassen hatten, gestoßen waren, diese auch noch mehrere andere, in griechischen Häfen liegende lateinische Fahrzeuge mit sich vereiniget hatten, bildeten sie eine sehr ansehnliche und dabei eben so zahlreich bemannte Flotte. Mit dieser verheerten sie nun, in einer Ausdehnung von mehr als siebenzig Meilen, auf das Schrecklichste alle Inseln und Küstenstrecken des Propontis, des Hellesponts und des Archipels. An Grausamkeit und völliger Schonungslosigkeit suchten sie die Griechen in Constantinopel noch zu überbieten. Wo sie landeten, bezeichneten Raub, Mord und Brand jeden ihrer Schritte; die Einwohner wurden erschlagen, ihre Besitzungen geplündert, Kirchen und Klöster ausgeraubt und niedergebrannt, alle griechischen Geistlichen, Weltpriester wie Mönche, ohne Erbarmung erwürgt; und die ungeheure Beute, die sie an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, an goldenen und silbernen Kirchengefäßen, prachtvollen Gewanden, edeln Steinen und andern Kostbarkeiten machten, überwog bei weitem den Werth der Waaren, die sie in ihren Magazinen in Constantinopel hatten zu-

rücklassen müssen. Plündernd und raubend besuchten sie endlich sogar auch die Küsten von Macedonien und Thessalien. Da sie sich aller in den dortigen Häfen liegenden Schiffe bemächtigten und ihre, ohnehin schon zahlreiche Flotte dadurch immer noch mehr verstärkten, so wehete nun bald die lateinische Flagge drohend und furchtbar auf allen jenen Gewässern. Kein griechisches Schiff durfte sich mehr auf dem Meere erblicken lassen, und nicht zu berechnen war der Schaden, den der griechische, auf diesen Meeren so thätige Handel dadurch erlitt *).

*) Nam qui, ut praemisimus, in galeis exierant, et qui postmodum eos aliis navibus sunt subsecuti, habentes secum multitudinem maximam et classem non modicam; et qui postquam cognoverunt plenius, quod ii, qui in civitate tumultum excitaverant, eorum succenderant regionem, uxores quoque et liberos et omnem familiam partim gladio partim consumserant incendio, justa indignatione commoti exarserunt in iram. Et cupientes vehementi fervore, ultum iri suorum sanguinem, circuierunt utrumque Hellesponti littus, ab ostio maris Pontici, quod ab urbe Constantinopoli distat triginta milliaribus, usque ad ostium maris mediterranei, quod ab eadem distat milliaribus ducentis, urbes et quaelibet mancipia in utroquae sita littore comprehendentes violenter, et eorum habitatores ferro perimentes universos sed et monasteria, quae tam in utroque littore ejus maris, quam in insulis modicis, quae per illud mare dispersae sunt, sita erant, pervadentes, pseudomonachos et sacrilegos eorum sacerdotes in ultionem fraterni sanguinis gladio peremerunt, ipsa monasteria cum iis, qui ad ea confugerant, succendentes. Ex quibus locis infinitas auri, argenti, gemmarum et holosericorum dicuntur extraxisse copias, unde damnum rerum amissarum et dispendia bonorum suorum multiplici foenore poterant sibi compensare. (*Guillelm. Tyr.* Hist. Hierosolymit. Lib. XXII. cap. 13.)

4. Indessen war Andronikus mit seinem Heere an der diesseitigen Küste des Bosphorus gelandet, nachdem vorher schon seine beiden Söhne sich einiger der vornehmsten Paläste bemächtiget hatten (im August 1182). Sobald Andronikus unter dem Jubel einer zahllosen Menge Zuschauer, unter welchen besonders die Großen des Reiches und die Vornehmsten des Hofes durch erkünstelte Zuvorkommenheit vor Allen sich auszuzeichnen suchten, an das Land getreten war, eilte er sogleich in den, nahe an dem Ufer liegenden Palast Mangane, wohin auf sein Verlangen, auch der junge Kaiser mit seiner Mutter, der Kaiserin Maria, sich begeben hatten. Den Erstern begrüßte er in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken als seinen Kaiser und Herrn, warf sich ihm zu Füßen und benetzte dessen Kniee mit seinen Thränen, von denen er stets einen reichen Vorrath mit sich führte. Aber mit finsterm, Unglück weissagendem Gesichte machte er der Kaiserin nur eine ganz kleine, stumme Verbeugung, worauf er den Palast verließ und in sein Lager zurückkehrte. Nachdem schon alle Großen sich um den Befreier gereihet hatten und auf seine Winke warteten, kam endlich, aber ganz zuletzt, auch der fromme und sinnige Patriarch Theodosius. Er hatte den Andronikus noch nie gesehen, aber der verstorbene Kaiser Manuel ihm vieles von dem tückischen und boshaften Character desselben erzählt. Sobald man dem Andronikus sagte, daß der Patriarch sich nähere, trat er eiligst aus seinem Zelte hervor, ging demselben einige Schritte entgegen und überhäufte ihn mit den übertriebensten Lobsprüchen. Theodosius hörte diese mit sichtbarer Gleichgültigkeit an, beobachtete aber desto schärfer das Gesicht des Andronikus und sagte dann einem, nahe bei ihm stehenden Geistlichen ganz leise in das Ohr: „ich finde ihn ganz so, wie man ihn mir beschrieben hat." Andronikus, der aus

der Miene des Patriarchen errathen konnte, daß das, was derselbe jenem Geistlichen in das Ohr gesagt hatte, schwerlich zu seinem Lobe seyn möchte, winkte einem seiner Hofleute und sagte nun auch diesem ganz leise: „sehet hier," auf den Theodosius deutend, „einen recht rohen Armenier!" Demungeachtet that sich der Heuchler noch Zwang an und sprach ungemein freundliche Worte zu dem Patriarchen, fühlte sich aber sichtbar erleichtert, als Theodosius sich endlich wieder entfernte. Um die Gunst des bethörten, für ihn ohnehin schon so sehr eingenommenen Volkes noch mehr auf sich zu fesseln, fand Andronikus jetzt für gut, auch in der Pantokratorskirche als ein geübter Schauspieler eine Scene aufzuführen, wodurch er den Einwohnern von Constantinopel einen hohen Begriff von seiner Pietät (pietas filialis) und seinem kindlich guten, versöhnlichen Herzen beibringen wollte. Schon am zweiten oder dritten Tage nach seiner Landung hatte nämlich Andronikus eine außerordentliche Sehnsucht geheuchelt, sobald als möglich das Grab seines ehemaligen, und wie er sagte, gegen ihn so huldvollen Kaisers und Anverwandten zu besuchen, an demselben zu beten und das Andenken des großen Verstorbenen zu segnen. Von einem, wie gewöhnlich, zahlreichen Haufen Volkes begleitet, begab er sich also in die so eben erwähnte Kirche. Das Volk blieb natürlich in dem Schiffe der Kirche stehen, aber Andronikus ließ sich zu dem, nahe am Altar stehenden Grabe Manuels führen. Als er sich demselben nahete, befahl er seiner Umgebung, um nicht im Gebete gestört zu werden, einige Schritte hinter ihm zurückzubleiben. Mit gegen Himmel gehobenen Armen trat er nun zum Grabstein, und in der Stellung eines Betenden murmelte er Worte, die freilich Niemand verstehen konnte. Alles Volk wie alle, die sich in der Kirche befanden, glaubten, daß er betete. Aber einige aus seinem Gefolge, denen die

Natur ein schärferes Gehör gegeben hatte, vernahmen nun deutlich, daß er, statt zu beten, dem Andenken des verstorbenen Kaisers fluchte. „Feindseliger, mürrischer Alter!“ soll er gesagt haben, „jetzt fürchte ich dich nicht mehr; du bist nun unter einem siebenfachen Gewölbe verschlossen, aus welchem du erst bei dem letzten Posaunenschall wieder hervorgehen wirst. Du hast mich viele Jahre aus einem entfernten Lande in das andere vertrieben. Aber nun ist die Reihe an mir. Jetzt soll dir, wie du es verdient hast, vergolten werden; und ohne Schonung und Erbarmung will ich deine ganze Nachkommenschaft, zuerst deine hinterlassene Wittwe wie deinen Sohn, und dann alle deine ehemaligen Freunde und Angehörigen unter meinen Füßen zertreten.“

5. In den ersten Wochen seiner Regentschaft beschäftigte sich Andronikus vorzüglich damit, daß er aus dem Palaste Alle vertrieb, von denen er eine treue Anhänglichkeit an die Person des jungen Kaisers vermuthete. Ebenso entfernte er auch unter mancherlei Vorwand alle Beamten, deren Redlichkeit seinen Argwohn weckte, von aller Theilnahme an der Verwaltung, verbannte sogar einige unter dem Vorgeben, daß sie ganz besondere Vertraute und Gehülfen des gehaßten Protosebasten gewesen wären, besetzte alle dadurch erledigten Aemter und Stellen mit lauter ihm blindlings ergebenen Paphlagoniern, und trieb dieses Spiel so lange, bis er alle Zweige der Verwaltung in seiner Hand vereiniget hatte. Aber sobald er sich in der Herrschaft vollkommen befestiget sah und Alle, die ihm zuwider hätten seyn können, gleichsam wehrlos gemacht hatte, warf er auch die Maske ab. Den jungen Kaiser überließ er zwar seinen bisherigen Vergnügungen; aber dessen Mutter, die Kaiserin Maria, sollte als das erste Opfer seiner Rache fallen. Das Volk jedoch noch immer fürchtend,

und daher ihm schmeichelnd, ließ der schändliche Tyrann zuerst durch seine zahllosen Späher und gedungenen Schreier den Namen der Kaiserin auf das unerhörteste lästern, die schandbarsten Verläumdungen in Umlauf setzen, so daß endlich der Pöbel sich haufenweise zusammenrottete und mit lautem Ungestümm die Vertreibung der unglücklichen Fürstin aus dem Palaste foderte. Standhaft widersetzte sich jedoch diesem der ehrwürdige Theodosius. Aber auch gegen den Patriarchen selbst wußte Andronikus das Volk so zu erregen, daß es beinahe den erzbischöflichen Palast gestürmt hätte, und dem Patriarchen die gröbsten Vorwürfe machte, daß er es wage, eine offenbare Feindin des Staates und ihres eigenen Sohnes in Schutz zu nehmen. Alle der hohen Würde eines Patriarchen schuldige Ehrfurcht ward völlig bei Seite gesetzt*), selbst drohende Stimmen ließen sich hören, so daß endlich Theodosius, dadurch geschreckt, allen Muth verlor und einige Tage sich in den innern Gemächern seiner erzbischöflichen Wohnung verschlossen hielt. Da Andronikus jetzt völlig freie Hand hatte, ließ er die Kaiserin verhaften, und aus einem Uebermaß von Grausamkeit und teuflischer Rachsucht nicht in eines der gewöhnlichen Gefängnisse, sondern in einen unterirdischen dunkeln Kerker werfen, den kaum bisweilen ein Strahl der Sonne durchdrang. Hier ward sie auf das Empörendste mißhandelt. Man entzog ihr alle Nahrung, ließ sie den quälendsten Hunger und den bittersten Durst leiden, während sie dabei noch unaufhörlich dem Spotte, dem Hohne und den niederträchtigsten Schmähungen roher, gefühlloser Wächter ausgesetzt war. Auf halb verfaultem Stroh auf der

*) Tanta enim circumforaneae turbae verecordia erat, ut verendum esset, ne in barbam ejus (Patriarchae) involarent, nihil in eo elucentem sanctimonium reveriti (Nic. Chron. lib. c.)

Erde niedergestreckt, erwartete sie mit Sehnsucht den Henker, der endlich ihren Leiden ein Ende machen würde. Aber der schändliche Tyrann wollte dem Mord der unglücklichen Fürstin das Ansehen eines gesetzlichen richterlichen Verfahrens geben. Vor einem aus seinen Anhängern und mehreren Senatoren bestehenden Gericht ließ er die Kaiserin des Hochverraths anklagen; sie habe, ward sie beschuldigt, einen verrätherischen Briefwechsel mit König Bela von Ungarn gepflogen, und diesen aufgefodert, mit Heeresmacht in die Provinzen des Reiches einzufallen. Aber — was wirklich in jenen Zeiten an das Wunderbare zu grenzen scheint — unter den Richtern befanden sich drei edle Männer, deren Gewissen sich, durch Rücksichten auf persönliche Sicherheit oder Gewinn, nicht bestechen ließen. Einer derselben erklärte, daß, bevor man sich in eine Untersuchung, ob die Anklage gegründet oder ungegründet sey, einlassen könne, man erst Beweise haben müsse, daß die Kaiserin wirklich auf unmittelbaren Befehl des Kaisers, ihres Sohnes, sey verhaftet und angeklagt worden. „Da sehe man wieder," rief jetzt der Tyrann mit furchtbarer Stimme aus, „drei verkappte Anhänger und ehemaligen Gehülfen des Protosebasten, die auch jetzt noch jede heilsame, die Sicherheit und Erhaltung des Staates beabsichtigende Maßregel zu vereiteln suchen!" und zu seinen Warägern sich wendend, befahl er diesen, alle drei zu ergreifen. Aber in demselben Augenblick stürzte der Pöbel, von dem sich Andronikus auch in diese gerichtliche Sitzung hatte begleiten lassen, herbei, jedoch nicht um jene Edeln zu retten, sondern sie in Stücken zu zerreißen; aber dieß war gerade ihr Heil; denn unter dem wilden Gewirr und Getümmel, da jeder die Hände nach ihnen ausstreckte, gelang es ihnen zu entwischen und nach ihren Wohnungen zu entfliehen. Andronikus ließ sie nicht verfolgen, schon zufrieden,

daß durch ihre Entfernung jeder fernere Widerstand beseitiget wäre, worauf auch wirklich der sämmtliche kriechende Richterhaufe niederträchtig genug war, ohne in die Anklage näher einzugehen, Kaiser Manuels Gemahlin, ohne sie vernommen und ihre Rechtfertigung gehört zu haben, für schuldig zu erklären und zum Tode zu verurtheilen. Aber ein größeres Beispiel von mehr als gewöhnlicher Verworfenheit, von mehr als satanischer Bosheit kann es gewiß nicht geben, als daß es der verabscheuungswürdige Tyrann, nachdem jene feilen, gewissenlosen Richter die Kaiserin verurtheilt hatten, nun auch noch die Schwäche und Unerfahrenheit eines Kindes so ruchlos mißbrauchte, daß er den jungen Kaiser, nachdem er bei demselben die unglückliche Marie auf das gräßlichste verleumdet hatte, endlich gar noch zwang, mit eigenen Händen das Todesurtheil seiner Mutter zu unterzeichnen. Zwar haben wir bisher in dem Laufe der Geschichte gesehen, daß das Laster und das laute Verbrechen weit öfters triumphiren als die stille Tugend, und daß die Menge kleiner und großer Bösewichter, kühner und glücklicher Frevler die Anzahl jener edeln Seelen, die das Ebenbild Gottes noch in ihrer Brust zu bewahren suchen, bei weitem übertrifft; aber ein solcher grauenvoller Act unbegreiflicher, allen Gefühlen der Menschennatur Hohn sprechender Bosheit, um den selbst die Teufel den Tyrannen mögen beneidet haben, hatte bis dahin noch nie die Annalen irgend eines Volkes oder einer Nation besudelt*).

*) Die Vollstreckung des gefällten Urtheils wollte Andronikus seinem ältesten Sohne Manuel übertragen; aber dieser edle, eines bessern Vaters würdige Jüngling wies diesen Auftrag mit Abscheu zurück. Er habe, sagte er, an der ungerechten Verurtheilung der Kaiserin keinen Antheil genommen und wolle jetzt um so weniger ein Werkzeug zu ihrer Ermordung werden. Darüber

6. Den jungen Kaiser ließ Andronikus immer noch ungekränkt, jedoch so genau bewachen, daß er ohne sein Wissen keinen Schritt thun, auch ohne seine Erlaubniß Niemand sich ihm nähern konnte. Wir haben schon bemerkt, daß Andronikus nie süßere Worte im Munde führte, nie einem Menschen mehr liebkosete, als wenn er gerade dessen Untergang beschlossen hatte. Auf diese Art betrug er sich jetzt auch geegen den noch arglosen Alexius, unterließ dabei auch nicht überall, und besonders wo es öffentlich geschehen konnte, und gewöhnlich unter Thränen und Seufzern von der Heiligkeit seiner Pflicht zu sprechen, für den jungen Monarchen und dessen Erhaltung unermüdet zu wachen und zu wirken *). Laut tadelte

erzürnte der Tyrann so sehr, daß er nachher, als er endlich die Herrschaft erlangt hatte, die Thronfolge nicht diesem trefflichen Jüngling, sondern seinem zweiten Sohne Johann, einem von der Natur wenig begabten, ganz unbedeutenden Prinzen, übertrug. Da es jedoch keinem Tyrannen wenn er auch die greuelvollste That begehen wollte, je noch an Werkzeugen dazu fehlte; so übernahmen nun ein gewisser Constantin, Befehlshaber der fremden Leibwache, und ein kaiserlicher Kämmerling die Vollziehung des gefällten Bluturtheils. Maria ward in ihrem Kerker erdrosselt, ihr entseelter Körper in das Meer geworfen, und um ihr Andenken noch mehr zu schmähen, ließ Andronikus alle von ihr vorhandenen Bildnisse zerstören, aber dafür Gemälde verfertigen, welche diese, ihrer blendenden Schönheit wegen von dem ganzen Orient bewunderte Fürstin, durch die schändlichste, carricaturartige Verzerrung aller ihrer Gesichtszüge und körperlichen Formen als das häßlichste, widerlichste und eckelhafteste Weib darstellten.

*) Als Andronikus eines Tages auch in einer Unterredung mit dem Patriarchen, diesem ebenfalls den Vorwurf machte, daß er, obschon der verstorbene Kaiser ihm ganz vorzüglich die Sorge für seinen Sohn empfohlen habe, sich dennoch jetzt nicht mehr sehr für das Wohl

er jetzt überall, daß man mit der Krönung desselben bisher noch gezögert habe *). Zu dieser feierlichen Handlung, die er mit aller nur möglichen Pracht zu umgeben suchte, machte er nun ganz außerordentliche Anstalten. Am Tage der Krönung befand sich Andronikus am Eingange der Kirche, und als Alexius ankam, begrüßte er ihn nicht nur auf das ehrerbietigste, sondern erbat sich auch die Erlaubniß, ihn auf seinen Schultern in die Kirche tragen zu dürfen, worauf er, ohne die Antwort des Kaisers abzuwarten, ihn sogleich ergriff und wirklich auf seinen Schultern in die Kirche und auf den darin für denselben errichteten Throne trug. Indessen waren aber schon die zahllosen, aus allen Ständen gedungenen und besoldeten Schreier und Lobredner des Andronikus angewiesen, überall laut und kühn zu behaupten, daß das ohnehin sinkende Reich in den Händen eines,

---

des jungen Kaisers interessire, gab ihm Theodosius ganz kalt zur Antwort: er habe von dem Augenblicke an, als Andronikus die Vormundschaft über den Alexius übernommen, denselben als todt betrachtet. Aber ein brennender, von Zorn funkelnder Blick des Tyrannen erinnerte ihn sogleich, daß ihm ein unbesonnenes Wort entfahren, und um dieses wieder gut zu machen, setzte Theodosius hinzu: „denn sobald ein so weiser, erfahrner und der Geschäfte so kundiger Prinz, wie Andronikus, sich der Vormundschaft des jungen Monarchen unterzogen, es ihm, einem Greise und der Welthändel wenig kundigem Diener der Kirche nicht mehr geziemt hätte, sich in die Angelegenheiten desselben zu mischen, für ihn wäre er gleichsam wie todt gewesen. Andronikus, der wohl fühlte, daß der Patriarch ihn durchschaue, ließ es indessen dabei bewenden und verbarg so gut er konnte den innern Aerger, den er darüber empfand.

*) Diese war jedoch schon zu Lebzeiten Kaiser Manuels vollzogen worden, was aber jetzt Andronikus, wie es scheint, ignoriren wollte.

noch kaum zum Jüngling gereiften und der Geschäfte völlig unkundigen Fürsten zu Grunde gehen müsse. Das Reich, hieß es, könne nur durch einen Mann gerettet werden, der des Krieges eben so kundig wie der Staatskunst, und reich an Erfahrung und Menschenkenntniß, das Regiment mit fester und sicherer Hand zu führen gelernt habe; daher es auch jetzt die Pflicht jedes patriotisch gesinnten Mannes sey, den jungen Kaiser zu nöthigen, seinen Vetter, den großen und weisen Andronikus, zum Gehülfen und Genossen seiner Herrschaft anzunehmen. Nachdem man das Volk durch diese und dergleichen Reden einige Zeit zu bethören und zu gewinnen gesucht hatte, nachdem endlich einige der wärmsten Anhänger des Andronikus in dem versammelten Senat den Antrag, den Andronikus, weil das Wohl des Staates es dringend erfordere, alsogleich zum Mitregenten zu wählen, und wenn er sich dessen weigern sollte, seiner bescheidenen Weigerung nicht zu achten, sondern ihn zur Uebernahme der höchsten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu nöthigen; so erscholl von allen Seiten sogleich rauschender Beifall. „Schon lange," riefen jetzt Viele, „sey dieß der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, und die Nothwendigkeit dieser weisen Maßregel ihre vollkommene Ueberzeugung gewesen; jede fernere Zögerung sey ein Verrath an der Nation." Unter dem Rufe: es leben die beiden Kaiser Alexius und Andronikus! stürmten nun alle aus dem Senat und eilten unter ununterbrochener Wiederholung jenes Rufes, wodurch auch eine Menge Volkes herbeigelockt ward, nach dem Palaste. Aber zu gleicher Zeit eilte auch jetzt Andronikus nach der kaiserlichen Burg, trat ganz erschrocken in das Gemach des Kaisers, und fragte diesen ängstlich um die Ursache des unten auf der Straße vor dem Palaste entstandenen Tumults. Aber während er noch sprach, drangen schon Senatoren und Pöbelhaufen in

das Gemach des Kaisers und riefen den Andronikus zum Kaiser und Mitregenten aus. Natürlicher Weise stellte sich dieser noch immer, als wenn er sich der Annahme der höchsten Würde weigere. Aber man hörte nicht mehr auf seine Worte, trug ihn, ungeachtet seines verstellten Sträubens, auf den Thron, und der junge Kaiser, der sich von einer wilden, tobenden und wie von einem und demselben bösen Geiste getriebenen Menge umgeben sah, daher für sein eignes Leben zagte, wandte nun mit eigenen Händen das Diadem um die Stirne des Verräthers.

7. Wenige Tage darauf hatte auch die Salbung und Krönung des Eingedrungenen, und zwar mit ungewöhnlicher Pracht und den größten Feierlichkeiten statt. Aber jetzt ward schon gegen die natürliche Ordnung, entweder aus Versehen des Herolds, oder wahrscheinlicher weil derselbe dazu angewiesen war, der Name des Andronikus vor jenem des Alexius genannt. Als endlich, nach Sitte neugekrönter Kaiser, Andronikus mit der Kaiserkrone auf dem Haupte die heilige Eucharistie empfangen sollte, communicirte er nur unter einerlei Gestalt, nahm aber den consecrirten Kelch in die Hand, stand auf, erhob einigemal die Augen gegen Himmel, und schwur dann unter den Augen alles Volkes mit lauter Stimme, bei den furchtbaren Geheimnissen, die er jetzt feiere, bei dem heiligen Leibe Jesu Christi, den er so eben empfangen, und dem kostbaren Blute seines göttlichen Erlösers, das er in seinen Händen halte, einen schrecklichen Eid, daß er blos aus Liebe zu seinem so nahen Anverwandten, dem Kaiser Alexius, die Krone angenommen habe, und er in Zukunft nur für die Erhaltung und den Ruhm desselben leben und wirken wolle. — Wäre nicht längst schon die ganze Hölle in dem Busen dieses Bösewichts gelegen, so hätte jetzt nothwendig, wie einst bei dem Verrathe des Judas, der lebendige Satan in seine ver-

ruchte Seele fahren müssen! *) — Daß auf die Krönung des Andronikus nun bald der Tod des jungen Alexius folgen werde, dieß sahen die Wenigen, die den Thronräuber kannten, jetzt mit Bestimmtheit voraus. Aber wie man dabei zu Werke ging, dieß deutet auf eine, wahrhaft Grausen erregende Verworfenheit der höhern Stände, und eine, selbst in den Zeiten der größten Zügellosigkeit unerhörte Schamlosigkeit im Laster. Zuerst versammelte Andronikus seinen, aus den vornehmsten Staats- und Hofbeamten bestehenden, geheimen Rath. Dieser hatte nun vor allem zu untersuchen: ob nicht bei einer getheilten Herrschaft das Wohl des Reiches zu sehr gefährdet werde. Nur gar zu oft wären nämlich beide Herrscher verschiedener Ansichten, in welchem Falle alsdann selbst die weisesten Maßregeln des Einen durch den Widerspruch des Andern vereitelt werden könnten. Eine öftere Stockung in dem Gange der Regierung und völlige Verwirrung in den öffentlichen Angelegenheiten müßten unvermeidliche Folge davon seyn, wobei alsdann noch zu befürchten wäre, daß die vielen äußeren, das Reich bedrohenden Feinde stets solche Gelegenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen suchen würden. Unter

*) Was aber jetzt in seinem Gemüthe vorging, davon ließ er, wenige Augenblicke darauf, schon so Manches errathen. Es war nämlich Sitte, daß ein neu gekrönter Kaiser, wenn er von der Krönung sich nach seinem Palaste zurückbegab, durch jede, auf seinem Wege liegende Kirche feierlichst hindurchschreiten mußte. Auch dem Andronikus lag auf dem Wege nach seinem Palaste Chalke eine Kirche. Als er aber bei derselben ankam, erblaßte er plötzlich, zögerte einige Augenblicke, und sprengte dann, zum Schrecken und Erstaunen seiner zahlreichen Begleiter, wie des herumstehenden Volkes, mit verhängtem Zügel und im vollen Laufe seines Pferdes, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, durch dieselbe hindurch.

einigen erheuchelten und wie gewöhnlich mit Texten aus der heiligen Schrift begleiteten Seufzern, gestand Andronikus, daß wirklich dergleichen Besorgnisse nicht ungegründet wären, wovon es nun eine natürliche Folge war, daß, nachdem man darüber noch Einiges hin- und hergesprochen hatte, der gemeinsame Beschluß gefaßt ward, den Alexius, seiner Jugend und Unkunde wegen, der Regierung für unfähig zu erklären und ihn in den Privatstand herabzusetzen. Aber kaum war dieses allgemein beschlossen worden, als schon wieder Andere auftraten und der Versammlung bemerkbar machten, daß gerade durch diese Maßregel das Reich den allergrößten Gefahren ausgesetzt und an den Rand seines Unterganges könnte gebracht werden. Der Unzufriedenen gäbe es im Reiche eine Menge. Für die aufrührischen Plane derselben würde der lebende Alexius stets ein erwünschter Anhaltspunct seyn. Verschwörungen und Empörungen würden unaufhörlich folgen, und durch innere Kriege alle Provinzen des Reiches auf das schrecklichste verheert werden. Das Wohl und die allgemeine Sicherheit des Staates erfoderten es daher gebieterisch, dem jungen Alexius mit der Krone auch das Leben zu nehmen. Daß diesem schändlichen, mörderischen Antrag aus der ganzen zahlreichen, obgleich aus den vornehmsten Männern, jedoch im Grunde blos aus den niederträchtigsten Schmeichlern eines Tyrannen bestehenden Versammlung Niemand widersprach, versteht sich von selbst; denn völlige Gewissenlosigkeit war seit einiger Zeit Klugheit, und eine tiefe, alles innere Leben verwüstende Irreligiösität der characteristische Grundzug der damaligen Griechen geworden, und zwar vorzüglich unter den höhern Ständen, besonders in der Hauptstadt, in Constantinopel, diesem jetzt gemeinsamen verpesteten Zusammenfluß aller nur gedenkbaren Greuel, Frevel und Laster. Der schuldlose, gekrönte

Jüngling, der Sohn des großen Kaiser Manuels ward also ohne weiters zum Tode verurtheilt, und dieses schreckliche Urtheil, ohne alle Scheu vor göttlicher oder menschlicher Rache, auch ungesäumt vollzogen. Mit Vollstreckung desselben wurden wieder zwei der Vornehmsten am Hofe des Kaisers beauftragt. Diese, die durch einen solchen Auftrag sich nicht im mindesten erniedriget fühlten, wahrscheinlich sich sogar geschmeichelt glaubten, brachen gleich in der folgenden Nacht in das Schlafgemach des Kaisers, überfielen ihn in seinem Bette und ließen ihn unter ihren Augen von drei mitgebrachten Henkersknechten mit der Sehne eines Bogens erdrosseln. Frühe des andern Morgens eilte Andronikus in das mit dem Morde eines unschuldigen Jünglings besudelte Gemach, weidete seine Blicke noch einmal an dem auf der Erde vor ihm liegenden entseelten Leichnam, und für alles Mitleid wie für alle Reue unempfänglich, gab der Tyrann der Leiche endlich noch mit dem Fuße einen Tritt, mit den Worten: „Dein Vater war ein Meineidiger, deine Mutter eine H... und du ein einfältiger dummer Junge!" — Der Kopf ward von dem Körper getrennt und in eine tiefe Senkgrube geworfen, in welche man bisweilen die Leichen hingerichteter Missethäter zu werfen pflegte, der Körper aber in einen bleiernen Sarg gelegt und in das Meer geworfen; dieses durfte jedoch nicht am Gestade, sondern in einer bedeutenden Entfernung von dem Ufer geschehen. Der Sarg ward also in ein Fahrzeug gebracht und die Führung desselben, so wie das ganze, der Verordnung eines gefühllosen Tyrannen würdige Begräbnißgeschäft wider zwei Männern vom ersten Range, wovon einer bald darauf Erzbischof von Bulgarien ward, übertragen. Als die traurigen Reste des jungen Kaisers endlich, wie Andronikus befohlen hatte, in den Wellen des Meeres waren begraben

worden, kehrte das Fahrzeug, in welches man vorsätzlich einen Trupp Musikanten aufgenommen hatte, unter Musik und lautem Jubelgesang wieder an das Land zurück, gleichsam als wenn es von einem, über irgend einen Feind zur See errungenen Sieg zurückkäme. — Es läßt sich keine nur halb vernünftige Ursache denken, warum Andronikus dies Letztere befohlen haben könnte. Wahrscheinlich war es blos eine Erfindung der beiden edeln Anführer der Barke, die dem nunmehrigen Alleinherrscher einen sprechenden Beweis ihrer treuen Anhänglichkeit an seine Person geben wollten.

8. Um das Maaß seiner Schändlichkeiten voll zu machen, vermählte sich Andronikus bald darauf mit der Gemahlin des ermordeten Kaisers, mit Agnes, der Tochter des französischen Königs Ludwig VII., und die holde, kaum zwölfjährige, in jugendlicher Schönheit und Unschuld blühende Tochter Frankreichs sah sich gezwungen, ihre Hand einem abgelebten, durch Wollust entnervten und mit dem Mord ihres jungen Gemahls besudelten, grauen Sünder zu geben, der noch überdieß, trotz dieser neuen Ehe, dennoch seinem unerlaubten, wüsten Umgange mit Theodora nicht entsagte*). — Die schauerliche Geschichte der Thronbesteigung des Andronikus und dessen Vermählung mit Agnes schloß sich endlich gar noch mit einem wahrhaft sacrilegischen Possenspiele, das jedoch abermal zum Beweise dienen konnte, daß dem Un-

*) Kaiser Manuel hatte, wie man sich erinnern wird, seinen Sohn Alexius mit der französischen Prinzessin vermählt, aber wegen deren beiderseitigem allzuzartem Alter von einander getrennt; und noch waren sie nicht mit einander vereiniget worden, als der junge Alexius erwürgt ward und der Geier Andronikus auch diese unschuldige Taube verschlang.

glauben auch stets der Aberglaube dicht an der Seite stehe. Obgleich nämlich bei Andronikus, der, wie wir gesehen, vor keinem Verbrechen zurückschreckte, sobald es ihn nur zu irgend einem seiner schändlichen Zwecke führen konnte, auch von einem Gewissen gar nicht mehr die Rede seyn konnte; so befürchtete er doch, daß bei seinen Gehülfen und Lastergenossen sich vielleicht doch einmal das Gewissen regen und dessen mahnende und strafende Stimme sie für die Zukunft abgeneigt machen könnte, ihm noch ferner zu blinden Werkzeugen seiner Frevel dienen zu wollen. Um diese zu beruhigen, begehrte er also von dem Patriarchen, daß die Kirche ihn jetzt nicht nur seines doppelten, zuerst dem verstorbenen Kaiser Manuel und nachher auch dessen Sohne, dem unglücklichen Alexius, geleisteten Eides entbinde, sondern auch ihm und allen, die zu seiner Thronbesteigung behülflich gewesen, volle Lossprechung von aller Blutschuld so wie von allen damit verbundenen Missethaten ertheile. Aber in welchen schrecklichen Verfall die griechische Kirche damals gerathen war, zeigte sich jetzt auf eine mehr als ärgerliche, und bis dahin in der christlichen Geschichte noch nie erhörte Weise. Der Patriarch, das höchste Oberhaupt der griechischen Kirche, und sämmtliche in einer Synode zahlreich versammelten Bischöfe erröthеten keinen Augenblick, sich dem Willen des Tyrannen zu fügen, und dem Mörder und Thronräuber und dessen ganzer Bande, im Namen des Allerhöchsten, vollkommene Verzeihung und Lossprechung von allen ihren Greuelthaten und geheimen Sünden zu ertheilen, auch diese Lossprechung, durch Veröffentlichung des gefaßten Synodalbeschlusses, allem Volke zu verkündigen. Ob der Himmel auch eine solche Lossprechung ratificire, darum bekümmerten sich diese, dem Christenthum und dessen heiliger Lehre völlig entfremdeten Seelen keinen Augenblick. Auf das

Wort ihres knechtischen Patriarchen und ihrer feilen Bischöfe fühlten sie sich sogleich vollkommen beruhiget und glaubten sich nun eben so rein, wie ein Täufling in seinem weisen Gewande, diesem Symbol der Unschuld und Reinheit der Seele *).

*) Für erstorbene, in dem Laster verhärtete Gewissen gibt es, wenn sie bisweilen auf einige Augenblicke erwachen, keinen schädlichern und verderblichern Wahn, als wenn sie sich blos durch äußere Bußmittel, ohne wahre innere Reue und festen Vorsatz der Besserung schon völlig beruhiget fühlen. Indessen müssen wir hier doch auch noch bemerken, daß der redliche Theodosius damals nicht mehr Patriarch von Constantinopel war. Als nämlich kurz vorher Andronikus seine Tochter Irene, welche ihm seine Beischläferin Theodora geboren hatte, mit Alexius, einem von Kaiser Manuel ebenfalls außerhalb der Ehe mit seiner Beischläferin Eudoxia, einer Schwester der Theodora, gezeugt hatte, vermählen wollte, und der Patriarch sich dieser zweifach blutschänderischen Verbindung widersetzte, berief Andronikus eine ungemein zahlreiche Versammlung von Bischöfen, und überließ deren Einsicht die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit oder Gesetzwidrigkeit einer solchen Verbindung. Da aber Theodosius nun voraussah, daß er von diesen, größtentheils entweder vor dem Tyrannen zitternden oder große Belohnungen und Beförderungen von ihm erwartenden Bischöfen bei weitem überstimmt und die blutschänderische Ehe genehmiget werden würde, er jedoch sich und seine hohe Würde von dieser neuen Schmach unbefleckt erhalten wollte, resignirte er freiwillig auf seine Kirche und zog sich in das, auf einer Insel im Propontis von ihm erbauete Kloster, wo er sich auch schon seine zukünftige Grabstätte hatte bereiten lassen, zurück. Niemand war froher über die freiwillige Entfernung dieses Patriarchen als Andronikus. Die Vermählung des Alexius mit Irene hatte nun unverzüglich Statt, nahm aber nach nicht sehr langer Zeit wieder ein sehr trauriges und unseliges Ende. Alexius, obgleich ein sehr liebenswürdiger, wahrhaft tugendhafter Prinz, fiel doch schon im zweiten Jahre nach seiner Vermählung mit Irene in die Ungnade seines

9. Aber schrecklich war für Constantinopel wie für das ganze Reich der erste Winter der Alleinherrschaft des Andronikus. Da Nicäa und mehrere andere Städte den Tyrannen nicht anerkannten und den Gehorsam ihm versagten, wurden die Zufuhren an Lebensmitteln nach Constantinopel dadurch theils völlig gehemmt, theils ungemein erschwert, so daß in der übervölkerten Stadt Theuerung und Hungersnoth herrschten. Der Sultan von Iconium, der jetzt, da Manuël nicht mehr lebte, auch die Römer nicht mehr fürchtete, fiel in das Reich ein, bemächtigte sich der Stadt Sozopolis und mehrerer anderer festen Plätze; eroberte endlich nach einer harten und langen Belagerung die große und volkreiche Stadt Attalia, verwandelte Cotyea in einen Steinhaufen, und verheerte ganze Provinzen mit Feuer und Schwert. König Bela der Dritte von Ungarn, der durch so viele Bande an Manuel und dessen Familie geknüpft war, hatte kaum die harte Behandlung des kaiserlichen Hauses erfahren, als er sogleich mit einem auserlesenen Heere an die Donau vorrückte, und als er hier erfuhr, daß er zur Hülfe

argwöhnischen Schwiegervaters, der blos aus ganz falschem Verdacht ihm beide Augen ausstechen ließ und zu ewiger Gefängnißstrafe ihn verurtheilte. Auch Irene, da sie trotz dem wiederholten väterlichen Befehl dennoch nicht aufhörte ihren liebenswürdigen Gemahl zu beweinen, ward auf Befehl des Wütherichs in einem weit von Constantinopel entfernten Kloster eingesperrt. An die Stelle des Theodosius kam nun ein gewisser Catameres, ein Miethling, wie Andronikus ihn nicht schlechter sich hätte wünschen können. Um den Patriarchenstuhl zu erhalten, war er niederträchtig genug, in einem förmlichen Vertrag sich verbindlich zu machen, Alles zu genehmigen oder mit dem Bannfluch zu belegen, was auch Andronikus genehmigen oder demselben mißfällig seyn möchte.

zu spät käme, verwüstete er in gerechtem Zorn die angrenzenden griechischen Provinzen, eroberte endlich den ganzen Strich Landes von Nissa bis an Ungarns Grenzen, und verband diesen mit seinem Reiche *). Ein Angehöriger des Hauses Angelus, Namens Isaak, segelte mit einem Haufen flüchtiger Abentheurer nach Cypern, bemächtigte sich theils durch Gewalt theils durch List und Verrath dieser damals ungemein reichen Insel, und warf sich unter dem Titel eines Kaisers zum unbeschränkten Beherrscher von Cypern auf, behandelte aber die unglücklichen Einwohner noch grausamer und räuberischer, als kaum Andronikus selbst sie würde behandelt haben**). Endlich begannen auch die aus Constantinopel vertriebenen Lateiner wieder ihre räuberischen Seezüge, und verbreiteten auf das neue Schrecken und Tod auf allen griechischen Inseln und Küstenländern ***).

10. Aber schrecklicher als alle äußeren Feinde wüthete Andronikus selbst im Reiche und vorzüglich in Constantinopel. Bei dem Anblicke der Freunde und Anhänger der Familie Manuels, die nun den

---

*) Der König von Ungarn blieb nun mehrere Jahre in dem Besitze dieser ganzen, nicht wenig beträchtlichen Länderstrecke.

**) Diesen Isaak Angelus nahm, ungefähr neun Jahre nachher, König Richard Löwenherz im Laufe des dritten Kreuzzuges gefangen und gab das Königreich Cypern dem Guido Lusignan, Gemahl einer Schwester Königs Balduin V. von Jerusalem.

***) Diese räuberischen und mörderischen Züge der Lateiner waren lange Zeit nur eine bloße Privatfehde, an der kein abendländischer Staat Theil nahm, bis endlich ein paar Jahre nachher ein förmlicher, sogar bleibende Eroberung bezweckender Krieg des Königs Wilhelm von Sicilien gegen die Griechen daraus entstand.

Mörder des jungen Alexius und dessen Mutter hassen mußten, und ihn vielleicht einst noch dafür zur Strafe ziehen konnten, glaubte er sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie sämmtlich seiner eigenen Sicherheit wegen ausrotten zu müssen. Eben so sehr schreckte ihn der Gedanke an die zahlreichen Anverwandten der von ihm ermordeten Edeln, von welchen er ebenfalls befürchten mußte, daß sie jede sich ihnen darbietende Gelegenheit ergreifen würden, um den Mord derjenigen, die ihnen im Leben das Theuerste waren, in dem Blute des Tyrannen zu rächen. Endlich hatte Er, der nur die ihm erzeigten Wohlthaten, aber nie die geringste Unbilde vergaß, in seinem Gedächtniß ein langes, mit blutigen Schriftzügen geschriebenes Verzeichniß aller derer aufbewahrt, die ihn ehemals beleidiget, seinen ehrgeizigen Bestrebungen sich widersetzt, oder zu den vielen Unfällen, die aus seiner eigenen Schuld ihn getroffen, mittelbar oder auch nur unmittelbar mitgewirkt hatten. Alle diese sollten nun als Opfer seiner Rache fallen; denn an ihnen sich einst rächen zu können, war während seiner langen Verbannung stets sein einziger und süßester Trost gewesen. Anklagen folgten demnach jetzt auf Anklagen und Hinrichtungen auf Hinrichtungen. Jede Anklage hatte stets ein Todesurtheil zur Folge; denn die sclavischen, gewissenlosen Richter wagten es nicht denjenigen, wie unschuldig er auch seyn mochte, loszusprechen, den irgend ein Blitzstrahl der jetzt so furchtbar herrschenden Tyrannei getroffen hatte. Nun verging keine Woche, in welcher nicht öffentliche Hinrichtungen Statt hatten, größtentheils unschuldiges, oft das edelste Blut vergossen ward. Jenseits des Bosphorus erblickte man eine Reihe von Galgen, an welchen stets Einige, gewöhnlich ohne vorhergegangene Untersuchung, ihr

Leben aushauchten *), während wieder Andere auf den Gerichtsplätzen in Constantinopel, besonders im Circus, theils enthauptet, theils beide Augen ihnen ausgestochen, Arme und Beine abgehackt, oder gar lebendig verbrannt wurden. Auch den Gebrauch des Giftes verschmähete der Tyrann nicht, besonders bei allzuhoch gestellten Personen, bei welchen aus gebieterischen Rücksichten der gewöhnliche Justizmord nicht wohl anwendbar war. Auf diese Weise endigte die Prinzessin Marie, Kaiser Manuels Tochter erster Ehe; und der bald darauf erfolgte Tod ihres Gemahls, des Cäsars Johannes, gab die nur allzu gegründete, ja bei jedem Vernünftigen in volle Gewißheit übergehende Vermuthung, daß auch dieser edle Fürst, gleich seiner Gemahlin, durch dasselbe Mittel von Andronikus war aus dem Wege geräumt worden. Niemand von den höhern Klassen war seines Lebens mehr sicher, alle, selbst jene, welche ganz vorzüglich in der Gunst des Tyrannen zu stehen schienen, zitterten vor dessen grausamen, oft schnell wechselnden Launen; daher es nicht selten geschah, daß derjenige, den Andronikus noch des Morgens umarmt hatte, schon am Abend desselben Tages seinen Kopf dem Beil des Henkers darbieten mußte. Nie war von dem Wort: Majestätsverbrechen ein schändlicherer und gottloserer Mißbrauch gemacht worden, als unter der Regierung dieses Ungeheuers; was demselben nur von weitem mißfiel, war auch schon ein Majestätsverbrechen. Catazumenes, einer der ersten und vor-

*) Eigentlich wüthete der Tyrann vorzüglich blos im Kreise der höheren Stände. Aber sobald er einen aus dieser Klasse entweder seiner Rachgier oder seinem Argwohn aufopfern wollte, ließ er sogleich auch dessen ganze Dienerschaft verhaften, wovon nun diejenigen, die er des Todes schuldig erachtete, ihres niedrigen Standes wegen zum Galgen verurtheilt wurden.

nehmsten Staatsbeamten, hatte einen weitläufigen Anverwandten, den Andronikus eines unbedeutenden Versehens wegen in das Gefängniß hatte werfen lassen. Unglücklicherweise begegnete Catazumenes eines Tages, frühe des Morgens, dem Gefängnißwärter, und gab diesem den Auftrag, seinem Vetter zu sagen, er ließ ihm einen guten Morgen wünschen, hoffe auch, ihn bald wieder in Freiheit zu sehen. Bei den zahllosen Spähern, Angebern und Verräthern waren beinahe selbst die Gedanken nicht mehr zollfrei. Auch diese an sich so unschuldige, ganz natürliche Aeußerung ward dem Tyrannen hinterbracht, der, weil sie ihm mißfiel, vielleicht auch seinen leicht zu weckenden Argwohn erregte, darin auch schon wieder ein Majestätsverbrechen sah, dem Catazumenes gleich am folgenden Tage beide Augen ausstechen ließ, und ihn zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilte. Um Begnadigung eines Verurtheilten zu bitten durfte Niemand wagen. Als aber doch Einer sich einmal erkühnte, nicht für das Leben eines Solchen zu bitten, sondern bloß, daß der Tyrann dem Hingerichteten ein christlich-kirchliches Begräbniß gestatten möge, hob der schändliche Heuchler wieder seine Augen gegen Himmel, ließ über seine alten, von Laster durchfurchten Wangen einige erkünstelte Thränen herabrollen, und erklärte dann mit einem Seufzer: wie sehr es ihn schmerze, daß es nicht in seiner Macht stehe, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, und daß er kein gerichtlich gefälltes Urtheil abändern dürfe. Ueberhaupt suchte der Heuchler stets die Schuld der vielen, ununterbrochen auf einander folgenden Hinrichtungen auf die bestehenden, strengen Gesetze und auf die Richter zu wälzen; aber diese Maske war dem Gesicht des Tyrannen längst schon entfallen. Jedermann wußte daß jene Richter nur blinde Werkzeuge aller Grau-

samkeiten des Wütherichs wären, und er der einzige Urheber aller der blutigen Drangsale sey, unter denen die Menschheit jetzt seufze. Tiefe Verachtung des menschlichen Geschlechts und völlige Mißkennung aller menschlichen Würde waren zwar von jeher charakteristische Grundzüge jedes Tyrannen, aber so schrecklich und abscheuerregend, wie bei Andronikus, traten dieselben doch vielleicht nie noch in dem Charakter irgend eines gekrönten Ungeheuers hervor; denn während Henker und Henkersknechte unaufhörlich beschäftiget waren, und Gerüchte von den martervollsten Todesstrafen alle Gemüther erschütterten und ängstigten, und die angesehensten Familien durch den Verlust ihrer Angehörigen täglich in Trauer und den tiefsten Jammer versetzt wurden, schwelgte der Unmensch theils in seinem Palaste in Constantinopel, theils auf einer der anmuthigen Prinzeninseln in dem Propontis, ganz ruhig, unbekümmert und ungestört in den Armen seiner Beischläferinnen *). In das empörende Detail

*) Der Theodora hatte Andronikus noch eine gewisse Maraptika beigesellt, eine Theatertänzerin oder Sängerin, deren üppiger Körperbau das Blut des alten Sünders entzündet hatte. Diese Beiden schleppte Andronikus überall mit sich herum, obgleich auch seine Gemahlin, die junge, unschuldige Agnes, ihm stets an der Seite bleiben mußte. Um auf das Schicksal dieser bisher so unglücklichen Prinzessin nicht wieder zurückkommen zu müssen, wollen wir jetzt gleich bemerken, daß Agnes, welche die Griechen Anna nennen, zwanzig Jahre nach dem Tode des Andronikus, als sie gerade ihr zwei und dreißigstes Jahr angetreten hatte, sich mit Theodor Branas, einem der vornehmsten und reichsten Großen vermählte. Agnes, obgleich die Tochter eines französischen Königes, vergab dennoch durch diese Verbindung ihrer hohen Geburt wenig oder nichts. Unter dem hohen griechischen Adel gab es mehrere Familien, deren Ursprung bis in die graue Vorzeit des antiken Römerthums hinaufreichte. Selbst Könige von Ungarn,

der unerhörten Gräuelthaten und zahllosen, von Mordlust und höllischer Bosheit erzeugten Grausamkeiten einzugehen, und ein, in allen Zügen vollendetes, schauerliches Gemälde vor den Augen der Nachwelt aufzustellen: dieß war, wie auch Herr Professor Schlosser sehr richtig bemerkt, nur einer byzantinischen Feder gegeben. Wir unserer Seits glaubten es also uns erlauben zu dürfen, unsern Lesern blos einen, so viel möglich gedrängten Auszug davon mitzutheilen.

11. Um die Provinzen und die Integrität des Reiches bekümmerte sich Andronikus gar nicht. Mochten auch abendländische Flotten alle griechischen Küsten und Inseln plündern, Ungarn und Bulgaren ganze Länderstrecken von dem Reiche abreisen, die Türken in Kleinasien, so oft es ihnen einfiel, raubend und verheerend in die benachbarten Reichsprovinzen einfallen, und die kriegerischen Bewohner des Taurus sich immer weiter in Armenien ausbreiten, und bald diese, bald jene Stadt erobern, oder sie einäschern: Alles das störte ihn keinen

---

Servien und andere benachbarten Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, sich aus solchen alten, edeln griechischen Geschlechtern Gemahlinnen zu suchen, und zudem behauptete damals in der allgemeinen Meinung aller Völker das griechische Reich, wegen seiner Größe, seines Reichthums, seiner Künste und seiner hohen, leider in Ueberbildung ausartenden Civilisation, den ersten Rang vor allen übrigen europäischen Reichen; besonders da Constantinopel, diese ungeheure Stadt, die Hauptniederlage des damaligen Welthandels, an Größe, Bevölkerung, Reichthum, ungemein prachtvollen Kirchen, Palästen, großen öffentlichen Gebäuden, Denkmälern, Kunstgebilden jeder Art und was nur immer zur Verschönerung einer großen Kaiserstadt beitragen kann, alle Städte Europens bei weitem, und ohne alles Verhältniß übertraf.

Augenblick in seiner Ruhe, und noch viel weniger in seinen, seinem Alter so wenig geziemenden, daher nur desto schändlichern Vergnügungen. Das Einzige, was bisweilen in ihm Besorgnisse weckte, waren verschiedene, in dem Reiche gelegene, sehr bedeutende Städte, die ihn durchaus nicht für ihren Herrn und Kaiser anerkennen wollten, eine zahlreiche Bevölkerung in sich faßten und innerhalb ihrer Mauern Befehlshaber hatten, die den Haß und den Abschen der Einwohner gegen den Tyrannen in vollem Maße theilten. In dem Kriege gegen diese Städte ward er stets von einem unverdienten Glück begleitet. Seiner eigenen Einsicht und Tapferkeit hatte er nichts zu verdanken. Seine ehemalige Manneskraft war völlig verschwunden, alles kriegerische Feuer seiner Jugend gänzlich erloschen; das Laster hatte Alles in ihm aufgezehrt, was in frühern Zeiten ihm einige Achtung erwarb, und so war es jetzt immer blos ein ganz unvorgesehenes, keiner Berechnung zu unterwerfendes Ereigniß, das ihm die gegen ihn feindlich gesinnten Städte wieder unterwarf. Andronikus gefährlichster Feind war Vataces, Befehlshaber von Philadelphia, der Hauptstadt Lydiens, ein eben so kriegskundiger und tapferer, als glücklicher Krieger aus der Kriegsschule Kaiser Manuels, der auch kurz vor seinem Tode ihm die Statthalterschaft von Lydien übertragen hatte. Er haßte den Andronikus eben so sehr, als er ihn seines lasterhaften Lebens wegen verachtete. Sobald Andronikus die Vormundschaft über den jungen Kaiser und damit zugleich auch die Regentschaft übernommen hatte, sah Vataces sogleich voraus, daß der Untergang der ganzen kaiserlichen Familie die nächste Folge davon seyn würde. Er weigerte sich also denselben als Verweser des Reiches anzuerkennen, gehorchte keinem seiner Befehle, würdigte die ihm zugesandten Briefe, obgleich

voll der glänzendsten Versprechungen, gar keiner Antwort, und setzte endlich auch dessen Drohungen noch weit schärfere und kühnere Drohungen entgegen. Andronikus sah sich also gezwungen, gegen den Empörer, wie er den Vataces nannte, ein ansehnliches, wohlgerüstetes, aus lauter alten, geübten Truppen bestehendes Heer zu schicken. Aber Philadelphia war eine sehr stark befestigte, ungemein volkreiche Stadt, deren Einwohner mit blinder Ergebenheit ihrem Statthalter anhingen. Schon die vielen Tausenden waffenfähiger Mannschaft, welche die Stadt in sich schloß, bildeten ein ansehnliches Heer, und Vataces hatte auch noch alle, in der Umgegend cantonirenden, von ihm gebildeten Truppen nach Philadelphia gezogen. Die Streitkräfte beider Theile hielten sich demnach so ziemlich das Gleichgewicht. Als das kaiserliche Heer herangezogen kam, wollte Vataces es nicht innerhalb der Mauern Philadelphia's erwarten, sondern zog mit seiner ganzen Macht demselben entgegen. Leider lag Vataces an einem heftigen, hitzigen Fieber sehr stark krank darnieder; aber demungeachtet ließ er sich in einer Sänfte auf eine Anhöhe vor der Stadt tragen, von welcher er das ganze Schlachtfeld und beide Heere überschauen konnte. Die Schlacht war ungemein blutig; man focht auf beiden Seiten mit vieler Erbitterung. Aber von der Anhöhe herab schickte Vataces seinen beiden Söhnen, wovon der Eine den rechten, der Andere den linken Flügel anführte, unaufhörlich seine Befehle, leitete alle Bewegungen des Heeres, und erfocht endlich nach langem und hartem Kampfe, obgleich selbst dem Tode nahe, und von der Gluth der Fieberhitze verzehrt, einen vollständigen, entscheidenden Sieg. Das ganze Heer des Andronikus ward vernichtet und völlig zerstreut. Zum Glücke für Andronikus starb Vataces einige Tage nach seinem errungenen Sieg, und

mit dem Tode desselben änderte sich die ganze Lage der Dinge. Des Vataces beide Söhne hatten bei den Einwohnern noch lange nicht das Ansehen, mithin auch nicht das Vertrauen, das man in die Einsicht und das kriegerische Talent ihres Vaters gesetzt hatte, dessen unverhoffter, plötzlicher Tod jetzt ganz Philadelphia in die größte Muthlosigkeit versetzte, und da sich nun auch noch feige Verräther erhuben und den Einwohnern unaufhörlich vorstellten, daß sie am Ende doch nicht der Macht des Regenten widerstehen, und nur grenzenloses Elend auf sich und die Stadt herabziehen würden, so beschlossen endlich die geängstigten, völlig entmuthigten Bürger von Philadelpha sich unbedingt zu unterwerfen, sandten auch unverzüglich nach Constantinopel einige Abgeordneten, die dem Regenten die Schlüssel ihrer Stadt überreichten. Andronikus, ungemein erfreut über den Tod des Vataces, den er mehr als irgend einen Feind fürchtete, zudem auch jetzt mit seinen mörderischen, thronräuberischen Entwürfen in Constantinopel beschäftiget, glaubte sich mit der freiwilligen Unterwerfung der Philadelphier begnügen zu müssen, ließ sie daher ungekränkt, was sie gewiß zu keiner andern Zeit würden zu erwarten gehabt haben. Des Vataces beide Söhne, Manuel und Alexis, sahen nun wohl ein, daß Philadelphia für sie kein sicherer Aufenthalt mehr sey, sie eilten also aus der Stadt und flohen zuerst zu dem Sultan von Jeonium. Als sie aber sahen, daß dieser weder an ihrem eigenen Schicksal, noch überhaupt an dem, was jetzt in Constantinopel und in dem griechischen Reich geschah, sehr lebhaften Antheil nahm; so verließen sie wieder Iconium und schifften sich nach Sicilien ein, damals der allgemeine Zufluchtsort aller vornehmen Griechen, welche die Furcht vor der Grausamkeit des Andronikus theils aus Constantinopel, theils aus

andern Theilen des Reiches getrieben hatte. Wind und Wellen waren jedoch dieser Reise nicht günstig. Ein mehrere Tage lang anhaltender Sturm verschlug endlich das Schiff an die Küste von Creta. Hier wurden beide edle Flüchtlinge erkannt, festgehalten und vor den Befehlshaber der Insel gebracht. Gerne hätte dieser sie Beide gerettet, aber er durfte es nicht wagen, denn ihre Geschichte war schon auf der ganzen Insel allgemein bekannt. Er meldete also ihre Verhaftnahme dem Andronikus, von dem er sogleich den Befehl zurückerhielt, den beiden trefflichen, ihres großen Vaters so würdigen Jünglingen, die dem Staate noch die wichtigsten Dienste hätten leisten können, beide Augen ausstechen zu lassen, was nun auch wirklich geschah.

12. Aber der milden Behandlung, die den Philadelphiern zu Theil ward, hatten sich die übrigen empörten Städte bei weitem nicht zu erfreuen. Unter diesen beunruhigte, seiner Lage wegen, den Tyrannen am meisten das nicht sehr ferne von Constantinopel liegende Nicäa. Diese große, volkreiche Stadt hatte doppelte hohe Mauern, Thürme, tiefe und breite Gräben, war dabei selbst für eine lange dauernde Belagerung mit Lebensmitteln im Ueberfluß versehen, und die Einwohner, nicht so knechtisch und entnervt, wie jene von Constantinopel, waren sämmtlich entschlossen, lieber Alles zu dulden, als der Herrschaft des Mörders ihres rechtmäßigen Kaisers sich zu unterwerfen. Aber die größte Stärke der Stadt bestand in ihrem Oberbefehlshaber, dem edeln, tapferen und kriegserfahrnen Theodor Cantacuzenes. — Andronikus glaubte in Person gegen Nicäa ziehen zu müssen. Bei der Menge von Belagerungswerkzeugen, die er mit sich führte, hoffte er in kurzer Zeit sich Nicäa's zu bemächtigen. In den ersten Tagen ließ er die Stadt unaufhörlich

bestürmen. Aber alle Stürme wurden stets mit großem Verluste der Seinigen von den Einwohnern siegreich zurückgeschlagen. Bald machten diese jetzt selbst öftere Ausfälle, jagten die Belagerer aus den Laufgräben heraus, tödteten viele derselben, und zerstörten und verbrannten stets einen Theil der feindlichen Belagerungswerkzeuge. Andronikus hatte mit vielem Aufwand von Geld und Zeit eine große Kriegsmaschine erbauen lassen, von deren Wirkung er sich ungemein Vieles versprach. Damit aber die Einwohner durch schwere Steine, feurige Pfeile und anderes brennbares Zeug, womit sie schon so manches feindliche Belagerungsgeräthe zerstört hatten, nicht auch diese Maschine verbrennen möchten, ließ er Euphrosine, die Mutter des Michael Angelus — nach Cantacuzenes zweiter Befehlshaber von Nicäa — von Constantinopel nach dem Lager bringen, und sie an das vordere Theil seiner Maschine mit Stricken befestigen, in der Hoffnung, daß die Belagerten aus Menschlichkeit das Leben dieser ehrwürdigen Frau schonen, mithin auch ihr Wurfgeschütz nicht auf diese Maschine richten würden. Darin betrog er sich zwar wirklich nicht; aber die braven Einwohner, ebenso tapfer und kühn, als edel und menschlich gesinnt, machten unter der Führung des Cantacuzenes mit einer mehr als gewöhnlich zahlreichen Schaar einen wüthenden Ausfall, und während die eine Partbei sich mit der Bedeckung der großen Kriegsmaschine und denen, zu deren Schutz herbei eilenden Soldaten tapfer herumschlug, lößten die andern die Bande der Euphrosine, brachten sie glücklich in ihre Stadt, und steckten hierauf doch noch die Maschine in Brand. Selbst von dem Feinde ward diese That bewundert. Halb wahnsinnig vor Wuth brach Andronikus in die schrecklichsten Verwünschungen gegen die Belagerten, wie gegen seine eigenen Soldaten und Officieren aus, machte diesen die beleidigendsten Vorwürfe

von Feigheit und Treulosigkeit, mißhandelte sogar Viele mit Stockschlägen, und benahm sich gleich einem Verrückten, dem Bosheit und Zorn alle Besinnung geraubt hatten. Damit war jedoch nichts gewonnen, die Einwohner verlachten seinen ohnmächtigen Zorn von ihren Mauern herab, und so oft er sich denselben näherte, ward er jetzt stets mit einem ganzen Strom der bittersten Schmähungen und Lästerungen begrüßt. — Als aber Andronikus eines Tages, von einer zahlreichen Schaar Reiterei umgeben, sich wieder ganz nahe bei der Stadt sehen ließ, und Cantacuzenes ihn von einem Thurm herab erblickte, beschloß dieser besonnene und tapfere Krieger, der Belagerung jetzt durch einen kühnen und entscheidenden Streich auf einmal ein Ende zu machen. An der Spitze einer auserlesenen Mannschaft machte er demnach plötzlich wieder einen wüthenden Ausfall, warf die vordern Schwadronen, die den Andronikus deckten, über den Haufen, und sprengte dann mit verhängtem Zügel und vorgelegter Lanze auf den Tyrannen zu. Dieser nahm sogleich die Flucht, aber Cantacuzenes würde ihn doch bald erreicht haben, wäre nicht dessen Pferd plötzlich gestürzt und er selbst durch diesen Sturz mit solcher Heftigkeit auf den steinigen Boden geworfen worden, daß er einige Minuten völlig besinnungslos auf der Erde lag. Diesen Augenblick benutzten die schon fliehenden Soldaten des Andronikus, kehrten um, warfen sich über den jetzt wehrlos liegenden Helden her, hieben ihm den Kopf ab und brachten diesen dem Andronikus, der ihn sogleich nach Constantinopel sandte, wo er an einer Picke als ein Siegeszeichen durch alle Straßen der Stadt getragen ward.

13. Der Tod des edeln Cantacuzenes, so groß auch dieser Verlust war, brach doch nicht den Muth der entschlossenen Einwohner, würde demnach auch

den Andronikus nicht in den Besitz der Stadt gesetzt haben, wäre ihm dieselbe nicht durch Feigheit oder Verrätherei, wahrscheinlich durch Beides, in die Hände gespielt worden. Michael Angelus war jetzt der einzige Befehlshaber der Stadt. Da er aber, und zwar mit Recht, zu sich und seiner eigenen Kraft nicht das mindeste Zutrauen hatte, daher auch an dem glücklichen Erfolg eines längern Widerstandes muthlos verzweifelte; so suchte er, mit Hülfe des Bischofes der Stadt, die Einwohner durch übertriebene Vorstellungen von der Macht des Kaisers zuerst recht zu ängstigen, und dann durch die zuversichtlichsten Versprechungen auf die Milde desselben so zu bethören, daß sie endlich den Entschluß faßten, sich ihm freiwillig zu unterwerfen. Der Bischof in seinem ganzen bischöflichen Ornat, das heilige Evangeliumbuch in der Hand, begab sich demnach an der Spitze seiner ganzen Clerisei in das Lager des Andronikus; dahin begleiteten ihn auch beinahe alle vornehmen Einwohner, die sämmtlich barfuß gingen, Oelzweige in den Händen trugen, und nun um Gnade fleheten, mit dem Versprechen, daß, wenn Andronikus ihnen verzeihen wollte, sie auch sich und ihre Stadt ihm sogleich zu übergeben bereit wären. Andronikus, ebenso erfreut als erstaunt über diese plötzliche, so ganz unvermuthete freiwillige Unterwerfung, sprach zu Allen, jedoch ohne sich über irgend Etwas in eine bestimmte Erklärung einzulassen, die freundlichsten und süßesten Worte, ließ wieder wie gewöhnlich, wenn er Menschen täuschen und betrügen wollte, einige Thränen über sein falsches Angesicht herabrollen, und beweinte dann vor der ihn zutrauungsvoll umgebenden Menge ganz laut den Tod so vieler guten Bürger, die schon in dieser unseligen Belagerung gefallen wären. Diese Aeußerung so vieler schönen und edeln Gesinnungen und Gefühle verscheuchte nun alle Furcht aus der Brust der Einwohner; zu-

trauungsvoll öffneten sie ihm die Thore ihrer Stadt; aber kaum war der Tyrann mit seinem Heere in dieselbe eingezogen, als er auch sogleich seiner wilden Grausamkeit wieder ihren vollen Lauf ließ. Vierzig der vornehmsten Einwohner wurden von den Mauern herab in den, an dem Fuße derselben sich öffnenden Abgrunde gestürzt. Eine weit größere Anzahl ward mit dem Schwerte hingerichtet. Beinahe gar nicht zu zählen waren die, denen er entweder beide Augen ausstechen, oder Hände oder Füße abhauen ließ. Diese schreckliche Metzelei schien beinahe gar kein Ende nehmen zu wollen, mehrere Tage nach einander hörte man von nichts als von Hinrichtungen und grausamen Verstümmelungen. Stromweis floß Bürgerblut in allen Straßen von Nicäa. Der Sultan von Iconium hatte der Stadt einige hundert Türken zu Hülfe gesandt; diese ließ der Unmensch nun sämmtlich rings um die Stadt herum an den Mauern derselben aufhängen. Nur Leute aus den niedrigern Klassen entgingen dem Blutbade. Aus den höhern Ständen wurden nur der Bischof und Michael Angelus gerettet, zum Lohne, daß sie durch ihre Wortkunst und schöne Rede so viele ihrer Mitbürger in den Tod und das schrecklichste Verderben gestürzt hatten. — Von dem jetzt beinahe völlig menschenleeren Nicäa eilte Andronikus nach Lopades, einer Stadt, die sich ebenfalls empört, die aber einer der Feldherren des Andronikus schon vor einigen Wochen nach kurzer Belagerung wieder zum Gehorsam gebracht hatte. Seine Gegenwart in dieser Stadt war jetzt ganz unnöthig; er ging nur dahin, um auch da seine Mordlust und seinen Blutdurst zu befriedigen. Mehr als der zehnte Theil sämmtlicher Einwohner ward theils durch das Schwert hingerichtet, theils am Galgen aufgehangen. Vielen der Uebrigen wurden die Augen ausgestochen oder Arme und Beine abgehauen, und diese Unglücklichen, so grausam Verstümmelten, ohne

ihre Wunden zu verbinden, außerhalb der Thoren der Stadt auf das freie Feld geworfen und einem langsamen, qualvollen Tode preisgegeben. — Aber diese tyrannische, unmenschliche Behandlung der Städte Nicäa und Lopades schreckte keineswegs die Einwohner von Prusa; im Gegentheil wurden sie nur noch mehr in ihrem Entschluß befestiget, sich und ihre Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Zwar ließ Andronikus eine Menge Proclamationen in die Stadt werfen, in welchen er den Einwohnern, wenn sie sogleich ihre Stadt übergeben würden, Milde und Schonung versprach; aber man traute seinen Worten nicht und höhnte von den Mauern herab des Tyrannen und dessen fruchtlosen Anstrengungen, sich der Stadt zu bemächtigen. Wirklich hatte auch die Belagerung schon einige Wochen gedauert, und doch noch nicht die mindesten Fortschritte gemacht. Selbst Andronikus fing jetzt an, die Möglichkeit der Eroberung von Prusa in Zweifel zu ziehen und würde nach wenigen Tagen unverrichteter Dinge abgezogen seyn, hätte nicht auf das neue ein ganz unvorgesehener Zufall ihm auch diese Stadt jetzt wieder in die Hände gespielt. Ein nicht sehr bedeutender Theil der Stadtmauer stürzte nämlich plötzlich mit vielem Getöse ein. Die, welche allda die Wache hatten, glaubten, die Mauer auf dieser ganzen Frontlinie der Stadt sey sammt den an sie anstoßenden Thürmen eingestürzt, wurden von panischem Schrecken ergriffen, verließen ihren Posten, und flohen eilends davon. Als die übrigen Einwohner von den Mauern herab die Fliehenden erblickten, wurden sie von gleichem panischen Schrecken ergriffen, begaben sich ebenfalls auf die Flucht, die nun bald auch noch die Flucht aller Uebrigen nach sich zog. Die Soldaten des Andronikus, die endlich bemerkten, daß die Mauern von Vertheidigern völlig entblößt wären, erstiegen nun ganz bequem, ohne Widerstand zu finden,

die Mauern und Thürme, und sprengten die Thore auf, durch die das ganze Heer, gleich einem wilden Strome, sich in die Stadt ergoß. Schon die eindringenden Soldaten erschlugen alle Einwohner, die ihnen noch in den Straßen begegneten; aber erst am andern Tage fing Andronikus wieder an, auf seine gewöhnliche Weise zu wüthen. Den Anfang machte er mit dem Bischofe der Stadt, dem er beide Augen ausstechen ließ, weil er die Einwohner nicht von ihrer Empörung abgehalten hätte. Bald war jetzt die ganze Gegend vor der Stadt mit Leichen bedeckt; denn der Tyrann hatte verboten, irgend einen der Hingerichteten zu begraben. Dem Theodor Angelus, oberster Befehlshaber der Stadt, einem anerkannt tapfern und unerschrockenen Krieger, ließ er das linke Auge ausstechen und das rechte Bein abhauen und in diesem Zustande über die nahe Grenze bringen und dort in einer menschenleeren Einöde auf die Erde werfen, in der sichern Voraussetzung, daß Theodor noch in der nämlichen Nacht von wilden Thieren würde aufgefressen werden. Aber zum Troste des Unglücklichen führte die Vorsehung einige mitleidige Türken denselben Weg. Als diese den schwer Verwundeten sahen, erbarmten sie sich seiner, verbanden, so gut sie konnten, dessen Wunden, legten ihn auf ihre Rosse und nahmen ihn mit sich. Auch in ihren Zelten erzeigten sie demselben alle nur mögliche Pflege. Aber aller angewandten Sorgfalt ungeachtet starb dennoch Theodor nach einigen Tagen an seinen Wunden, hatte jedoch den Trost nicht unter den Klauen eines Kannibalen, sondern in den Armen einiger gefühlvollen, zwar leider nicht getauften, aber doch von christlichem Mitleiden beseelter Menschen zu sterben. Als endlich Andronikus wieder von Prusa abzog, sah man, wie ein griechischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, an den vielen, die Stadt umgebenden

Obstbäumen statt der Früchte, nichts als lauter Leichen daran aufgehenkter Menschen.

14. Als Sieger kehrte Andronikus nun wieder nach Constantinopel zurück. Aber nun zeigte es sich abermals, und zwar auf eine recht auffallende Weise, was für ein elendes, bodenlos schlechtes, niederträchtiges Gesindel die Einwohner dieser ungeheuern Stadt waren. Als Andronikus sich den Thoren von Constantinopel näherte, ging dem Ungeheuer, das Menschenblut wie Wasser gesoffen, und mit den grauenvollsten Grausamkeiten sich besudelt hatte, alles Volk frohlockend und mit Siegeskränzen entgegen, überhäufte ihn mit Segenswünschen und frohen Zurufungen, prieß ihn als einen, von Gott mit Sieg gekrönten Helden und begleitete ihn unter unaufhörlichem lautem Jubel bis an die Treppe seines Palastes. Fürwahr ein solches Volk ist auch eines solchen Herrschers vollkommen würdig! Andronikus, der durch die Unterwerfung der gegen ihn empörten Städte seine Herrschaft jetzt wenigstens in der Nähe seiner Hauptstadt gesichert wähnte, glaubte nun sich jener trägen Ruhe überlassen zu dürfen, die sein weit vorgerücktes Alter zwar einigermaßen entschuldiget, aber auch desto schärfer die groben Ausschweifungen rüget, denen er sich in seinem Palaste in Constantinopel, wie auf seinen im Propontis gelegenen anmuthigen Lusthäusern hingab. Wie es scheint, hatte der Aufenthalt auf diesen Inseln für ihn einen ganz besondern Reiz. Indessen kam er doch jede Woche nach Constantinopel, und seine Ankunft war stets der Vorbote einiger neuen Hinrichtungen. Unterbrochen wurden diese jedoch auf einige Zeit durch die Eroberung von Durazzo durch die Sicilianer. Als er die Nachricht davon erhielt, erschrack er so heftig, daß er alles Uebrige vergaß, so daß jetzt

eine ganze Woche vorüberging, ohne daß dieselbe durch Köpfen, Hängen, Augenausstechen, oder Hände- und Füße-Abhauen wäre entweihet worden. Sehr ausdrucksvoll bezeichneten die Griechen diese Woche mit der Benennung der stillen Tage der Regierung des Andronikus.

15. Aber die bisherigen seeräuberischen, alle griechischen Küstenländer verwüstenden Raubzüge der aus Constantinopel vertriebenen und so grausam mißhandelten Lateiner hatten sich endlich in ein weitaussehendes Staatsunternehmen Wilhelms II. von Sicilien und einen förmlichen Invasionskrieg dieses Königes verwandelt. Die Edelsten der Griechen, die aus Constantinopel, als Andronikus diese Stadt in eine Mordgrube verwandelte, entflohen waren, hatten sich größtentheils nach Sicilien begeben und dort bei dem großherzigen Könige Wilhelm Schutz und Sicherheit gesucht und gefunden. Unter diesen befand sich auch Alexis Comnenes, ein Neffe des verstorbenen Kaiser Manuels. Andronikus hatte ihn nach Rußland verbannt, er aber bald darauf den Ort seiner Verbannung verlassen, war wieder über die Donau zurückgegangen, hatte Macedonien und Griechenland durchreist, sich endlich nach Sicilien eingeschifft und gleich so vielen andern edeln Griechen an dem Hofe von Palermo eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Diesem Alexis gelang es in kurzer Zeit die Gunst des Königes in ganz vorzüglichem Maße zu gewinnen. Durch seinen Bericht von dem elenden Zustande des jetzt so tief gesunkenen Reiches und dem allgemeinen, gerechten Haß aller Griechen gegen ihren Tyrannen, den jetzigen Kaiser Andronikus: durch diesen Bericht, den auch alle Nachrichten der von Zeit zu Zeit neu ankommenden griechischen Flüchtlinge bestätigten, fühlte sich endlich König Wilhelm II. bewogen, eine unge-

mein zahlreiche Flotte und ein nicht minder furchtbares Heer auszurüsten. Den Oberbefehl über die Flotte übertrug er dem Prinzen Tancred, einem nahen Anverwandten des königlichen Hauses. Die Anführung des Landheeres übergab er vier Grafen, wovon abwechselnd stets Einer den Oberbefehl führen sollte. Der Zweck dieser ungewöhnlichen Rüstungen war, das eigentliche Griechenland dem oströmischen Reiche zu entreissen und es mit der sicilianischen Monarchie zu vereinigen, hierauf nach Constantinopel zu ziehen, den Tyrannen zu stürzen und den Alexis auf den, durch jenes Ungeheuer entweihten Thron der Comnenen zu erheben: ein Zweck, der gewiß würde erreicht worden seyn, hätte nicht das spätere, zögernde, äußerst fehlerhafte Verfahren der sicilianischen Feldherren ihn nachher wieder vereitelt. Am 11. Junius des Jahres 1185 lief die sicilianische Flotte aus dem Hafen von Palermo aus, und am 24. desselben Jahres hatte Wilhelms Heer schon die ungemein bedeutende Festung Durazzo plötzlich überfallen und im Sturm sich ihrer bemächtiget. Diese Eroberung war von der größten Wichtigkeit. Die sehr stark befestigte Stadt ward jetzt für das sicilianische Heer dessen Hauptwaffenplatz, der demselben seine Verbindungen jenseits des Meeres unterhielt, auch es in seinem Rücken vollkommen deckte, und da jetzt ohnehin die sicilianische Flotte das Meer beherrschte, so fanden alle aus Sicilien kommende Zufuhren an Truppen, Geld und andern Bedürfnissen, sobald die Schiffe gelandet hatten, in Durazzo sogleich eine sichere, gegen jeden feindlichen Versuch geschützte Niederlage. Gerade die Kunde von dem Verlust von Durazzo war es, was den Andronikus, wie wir eben erwähnten, so sehr bestürzte. Indessen erholte er sich doch sehr bald wieder von seinem Schrecken, und um sich in seiner Ruhe und seinen Vergnügungen nicht stören zu lassen, suchte er

über die Folgen dieses feindlichen Einfalles, obschon derselbe gleich schon im Anfange die Gestalt eines förmlichen Eroberungskrieges annahm, dennoch so viel wie möglich zu täuschen. Von seiner Seite ward daher auch der Krieg sehr schläfrig geführt und alle Vertheidigungsanstalten, die er traf, weil schlecht berechnet, ohne Zusammenhang und daher matt und kraftlos, waren nicht im Stande, die Fortschritte des siegreichen sicilianischen Heeres zu hemmen. Gleich einem wilden, unaufhaltsamen Strome verbreitete sich dieses über die ganze Küste und eroberte eine Menge Städte, Burgen und Schlösser, deren Einwohner sogleich dem Monarchen von Sicilien huldigen mußten. Das Heer, welches dem immer furchtbarer werdenden Feind entgegen gesandt ward, hatte Andronikus in vier gleich starke Divisionen getheilt, einer jeden derselben ihren eigenen Anführer gegeben, jedoch den Oberbefehl über die Gesammtmacht seinem zweiten, zum Thronfolger bestimmten Prinzen Johann übergeben. Aber dieser, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, machte aus dem ganzen Feldzuge blos eine ununterbrochene lustige Jagdpartie, hielt sich daher stets in weiter Entfernung von dem Feinde, vermied sorgfältig jedes Zusammentreffen mit demselben, und lebte in dem Lager eben so üppig und sorgenlos, als er auch in seinem Palaste in Constantinopel zu leben gewohnt war. Die vier übrigen Generäle des Andronikus wagten es ebenfalls, nicht dem Feinde entgegen zu rücken, und das Einzige, was sie unternahmen, war, daß sie häufig eine Menge Spione in das sicilianische Lager schickten, ohne daß jedoch die Nachrichten, welche diese von dem Feinde überbrachten, die kaiserlichen Feldherren aus ihrer schläfrigen Unthätigkeit wecken oder einen festen Plan bei ihnen erzeugen konnten. Einer derselben, Namens Chromis, der schon den letzten Feldzügen des verstorbenen Kaiser Manuels beigewohnt hatte und nicht

unempfänglich für die Schande war, welche die griechischen Waffen auf sich ziehen mußten, wollte endlich doch vor seinen übrigen drei Nebengenerälen sich auszeichnen. Nachdem er seinen Truppen auf alle Weise wieder Muth einzuflößen gesucht hatte, stieg er von den Anhöhen in die Ebene herab und rückte dem Feinde kühn entgegen. Aber kaum erblickte sein Heer die sicilianischen Fahnen, als es sogleich wieder allen Muth verlor und in wilder Unordnung davon floh; und da Chromis, trotz aller Anstrengung, seine Soldaten doch nicht wieder zum Stehen bringen konnte, so blieb auch ihm nichts übrig, als mit den Fliehenden ebenfalls zu fliehen. Aber bei allem Dem hatte Chromis jetzt doch vor seinen drei Collegen den großen Vorzug, den Feind wenigstens gesehen zu haben.

16. Daß ein solches Heer und unter solchen Anführern nicht einmal Thessalonich dem Reiche zu erhalten im Stande war, begreift sich von selbst. Nach Constantinopel war Thessalonich die zweite Hauptstadt des griechischen Reiches. Es war eine ungemein volkreiche Stadt, groß und mit einer Menge prachtvoller Kirchen, Paläste und andern öffentlichen Gebäuden geschmückt; ihre Festungswerke waren sämmtlich in dem besten Zustande; sie hatte überdieß eine zahlreiche Besatzung macedonischer Kerntruppen, und war endlich, selbst für eine sich in die größeste Länge ziehende Belagerung, mit Vorräthen von allen nur möglichen Kriegs- und Mundbedürfnissen bis zum Ueberfluß versehen. Der Stadt fehlte nichts als ein tüchtiger Commandant. Durch niedrige Hofkünste hatte David Comnenes die Befehlshaberstelle von Thessalonich erschlichen. Eben so feig als unerfahren im Kriege, und in der Belagerungs- wie Vertheidigungskunst ein wahrer Neuling, überließ er die Vertheidigung

der Stadt gleichsam ihr selbst. Er für seine Person sorgte blos für seine Bequemlichkeiten, deren Sclav er war, und in denen er auch nicht einmal durch eine Belagerung sich stören lassen wollte. Trotz dem lauten Verlangen der ganzen Besatzung suchte David sogar nicht einmal durch Ausfälle den Feind an der Verfertigung der Laufgräben zu hindern. Ohne beunruhiget zu werden, konnten die Sicilianer ihre Maschinen und alle Belagerungswerkzeuge der Stadt nähern. David ließ sich gar nicht auf den Mauern sehen; und wenn es ihm bisweilen einfiel Befehle zu geben, so waren diese größtentheils ganz verkehrt und sich selbst widersprechend. Staunen darf man also nicht, daß Thessalonich, das einem weit zahlreichern Heere ein ganzes Jahr lang hätte trotzen können, nun schon nach einer kaum fünftägigen Belagerung von den Sicilianern am 15. August des Jahres 1186 im Sturm erobert ward. Bei der Griechen gehässigen Vorurtheilen gegen die Abendländer, welche selbst die Bessern derselben, wie z. B. der Geschichtschreiber Nicetas, nicht ablegen konnten, vielmehr bei jeder Gelegenheit handgreiflich kund gaben, läßt sich mit Grund annehmen, daß die griechischen Berichte von den Grausamkeiten, welche die Eroberer in Thessalonich sollen ausgeübt haben, im höchsten Grade übertrieben sind. Freilich wird alles Elend, welches gewöhnlich das Loos jeder im Sturme eroberten Stadt ist, auch Thessalonich getroffen haben. Von den in die Stadt dringenden, vom Kampfe noch erhitzten Soldaten wurden viele Einwohner, die ihnen auf den Straßen in die Hände fielen, ermordet. Die Stadt ward mehrere Tage lang geplündert, und wie es bei Plünderungen zu geschehen pflegt, selbst manche Kirche nicht verschont, das Heilige mit dem Gemeinen und Unheiligen vermischt, vielleicht auch von den, vor einigen Jahren aus Constantinopel vertriebenen

und immer noch Rache schnaubenden Lateinern mancher grobe Frevel verübt; aber daß die Sicilianer mit erfinderischer Grausamkeit die Einwohner, und besonders die Geistlichen, zu todt gemartert, die heiligen Kirchengefäße auf das Schändlichste entweihet und überhaupt grimmiger als Hunnen, Vandalen und heidnische Barbaren gewüthet haben sollen, dieß verdient durchaus keinen Glauben. Zudem würde auch offenbar in diesem Falle des Erzbischofes Eustatius von Thessalonich eifriges Verwenden für die unglücklichen Einwohner bei den sicilianischen Generälen wenig Eingang gefunden haben; und dennoch erzählen die Griechen selbst, daß dieser ehrwürdige Prälat, der schon, als die Kunde von der Annäherung eines feindlichen Heeres in Thessalonich ankam, sich der Gefahr einer Belagerung entziehen konnte, aber als ein treuer Hirt die ihm anvertraute Heerde nicht verlassen wollte, in diesen verhängnißvollen Tagen den Einwohnern als ein Engel des Trostes und der Hülfe erschienen sey; daß er durch seine Vorstellungen und Fürbitten bei den feindlichen Heerführern das Schicksal der Einwohner gemildert, viele von Gefangenschaft und Sclaverei befreit, und endlich sein ganzes Vermögen an Almosen, das er unter Diejenigen vertheilte, die durch die Plünderung der Stadt ihre Habe verloren hatten, beinahe völlig erschöpft habe. Nach der Eroberung Thessalonichs theilte sich das Heer in drei Abtheilungen, wovon die eine, die schwächste derselben, als Besatzung in Thessalonich blieb. Die Sicilianer wollten sich den Besitz dieser großen und wichtigen Stadt sichern, daher sie auch die ohnehin nicht allzusehr beschädigten Mauern wieder ausbessern ließen und mit neu angelegten Werken noch mehr verstärkten. Die beiden andern Heerabtheilungen verbreiteten sich in ganz Macedonien, Epirus und Thracien, eroberten und unterwarfen

sich alle Städte, Burgen und festen Schlösser und machten überall große und reiche Beute. Aber während die Sicilianer die blühendsten Länder und Städte eroberten und plünderten und die sicilianischen Flaggen auf dem Propontis weheten, erneuerte Andronikus seine Grausamkeit, die durch die Nachricht von dem Verlust der festen Stadt Durazzo auf kurze Zeit war unterbrochen worden. Mehrere der reichsten und angesehensten Familien, die das Glück gehabt hatten, dem Tode oder der Verstümmelung zu entgehen, wurden jetzt auf andere Weise nicht minder schmerzhaft gekränkt, und nicht selten junge und schöne Frauen durch die Satellitten des Tyrannen von der Seite ihrer Gatten gerissen und dem grauen Wüstling zugeschleppt. Da es für ihn kein Geheimniß war, wie sehr er von seinen Unterthanen gehaßt würde, so erwachte dadurch auch immer noch mehr sein schwarzer Argwohn, der nun ununterbrochen neue Opfer suchte und begreiflicher Weise auch fand. Niemand konnte jetzt in Constantinopel sich ruhig zu Bette begeben und sorgenlos einem erquickenden Schlafe überlassen, und so wie einst jener Kaiser, den die Geschichte die Freude des Menschengeschlechts nennt, einen Tag für verloren glaubte, an welchem er Niemand eine Wohlthat hatte erzeigen können; eben so hielt jetzt wahrscheinlich auch Andronikus jeden Tag für verloren, an welchem er nicht einen Unschuldigen ermordet oder seiner Augen beraubt, oder auf irgend eine ehrbare Familie Schmach und Schande gebracht hatte. Zu größerer Sicherheit seiner Person hatte Andronikus sich unlängst mit einer Leibwache von Barbaren umgeben; aber auch dieser trauete er nicht vollkommen, und wieß ihr ihre Posten nur in ziemlicher Entfernung von seinem Schlafzimmer an. Sein größtes Vertrauen setzte er in eine Dogge von ungewöhnlicher Größe und ungeheurer Stärke, die

selbst einem Kampfe mit einem Löwen nicht ausgewichen seyn würde. Des Nachts an einer Kette in seinem Vorzimmer befestiget, erhob die Bestie bei dem geringsten Geräusch ein so furchtbares Geheul, daß er und alle Bewohner des Palastes davon mußten aufgeweckt werden. Wenn er sich in der Hauptstadt befand, vermied er auf alle Weise sich vor dem Volke sehen zu lassen; nur den vertrautesten Gehülfen und Werkzeugen seiner Tyrannei zeigte er sich bisweilen, jedoch auch nur auf wenige Augenblicke, und man bemerkte seine Gegenwart in der Stadt gewöhnlich blos durch Vollziehung eines, gegen irgend einen Unglücklichen gefällten Bluturtheils. Wäre das sicilianische Heer gleich nach der Eroberung von Thessalonich geradezu nach Constantinopel marschirt, so würden wahrscheinlich die Einwohner dieser ungeheuern Stadt, aus Haß gegen ihren Tyrannen, die Sicilianer als ihre Befreier und Freunde begrüßt, sie daher auch ohne vieles Blutvergießen sich der Stadt bemächtiget haben. Aber theils mit Belagerung und Eroberung jedes nur einigermaßen bedeutenden Ortes in Macedonien wie in Thracien beschäftiget; theils auch weil sie in allen diesen Gegenden Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln fanden, daher von allen früher ausgestandenen Mühseligkeiten des Krieges sich recht gemüthlich erholen wollten, ließen sie eine kostbare Zeit unbenutzt vorübergehen. Zwar suchte Alexis Comnenes, der sich bei dem dritten Heerhaufen befand, und dem, wie wir wissen, König Wilhelm den Thron von Constantinopel versprochen hatte, die sicilianischen Feldherren unaufhörlich zu schnellem Aufbruch zu bewegen; aber er ward nicht gehört, wozu auch sein eigenes unkluges Benehmen nicht wenig beitrug. Gleich nach der Eroberung von Thessalonich und Amphybolis glaubte er sich seiner Sache schon so gewiß, daß er den kaiserlichen Titel

sich beilegte und mit allen Insignien der kaiserlichen Würde sich schmückte, aber zugleich auch durch unerträglichen Stolz und die hoffärtigsten zurückstoßendsten Manieren alle Gemüther der Griechen wie der Abendländer sich entfremdete. Bei dem sicilianischen Heere stand er in keinem großen Ansehen, aber in desto größerm an dem Hofe von Palermo, und durch seine dahin geschickten Vorstellungen bewogen, gab endlich Wilhelm seinen Feldherren den Befehl, ohne fernere Zögerung nach Constantinopel aufzubrechen. Die vier Grafen, welche das Heer anführten, zogen nun ihre weit und breit zerstreuten Truppen zusammen, welches jedoch abermals eine Zeit von ein paar Wochen erforderte. Als sie endlich, nachdem sie ihre sämmtlichen Streitkräfte vereinigt hatten, nun unter der Leitung des Alexis nach Constantinopel ziehen wollten, war es schon viel zu spät, denn eine ganz unvermuthet in Constantinopel ausgebrochene Revolution gab jetzt plötzlich der Lage der Dinge eine ganz neue, gänzlich veränderte Gestalt.

17. Für den Andronikus nämlich hatte jetzt endlich die Stunde der strafenden göttlichen Gerechtigkeit geschlagen. Von dem Gipfel jener Höhe, zu welcher er durch schwarzen Verrath, gottlosen Meineid, Ströme von Blut und Greuelthaten jeder Art emporgestiegen war, sollte er jetzt plötzlich, und zwar auf eine grauenerregende Weise herabgeschleudert werden. Zu seinem Sturz gab sein eigener und seines Lieblingsministers Hagiochristophorites crasser Aberglaube die erste Veranlassung. Da es dem Andronikus eben so sehr vor den geheimen Dolchen seiner Unterthanen bangte, als diese vor seiner Grausamkeit zitterten, so befürchtete er, daß vielleicht am Ende doch noch ein glücklicher Empörer ihn vom Throne stürzen könnte; und obgleich Niemand seinen Nachfolger aus dem

Wege räumen kann, so wünschte er dennoch den Namen desjenigen zu wissen, der, im Falle sein eigener Sohn Johann nicht sein Nachfolger seyn sollte, nach ihm zur Herrschaft gelangen würde. Um diese, jedem ängstlichen Tyrannen eigene Neugierde zu befriedigen, nahm er sogar zur Wahrsagerkunst seine Zuflucht. Zwar waren alle, welche Wahrsagerei, Sterndeuterei, Zauberei und andere lose Künste trieben, von Kaiser Manuel aus Constantinopel verbannt worden; einem der berüchtigsten derselben, einem gewissen Sethes, hatte Manuel sogar die Augen ausstechen lassen; aber unter der Regierung des Andronikus war all dieses Gesindel, mithin auch Sethes, wieder in die Stadt zurückgekommen, und letzterer hatte jetzt seit einiger Zeit nicht nur unter dem gemeinen, sondern auch vornehmen Pöbel eine ungemeine Celebrität erlangt. Zu diesem begab sich nun auch Hagiochristophorites, der an Grausamkeit hinter seinem Herrn keinen Schritt zurückblieb, wohl aber, wie es alles Ansehen hat, ihn an Niederträchtigkeit noch weit übertraf. Auf sein Befragen sagte ihm der Wahrsager, daß der Nachfolger des Andronikus Isaak heiße, und daß die, denselben auf den Thron erhebende Revolution schon nach zehen Tagen ausbrechen würde. Als Hagiochristophorites dieses prophetische Wort dem Kaiser hinterbrachte, fiel dieser in seinen Gedanken sogleich auf jenen Isaak Angelus, welcher vor einigen Jahren sich Cyperns bemächtiget, zum unumschränkten Herrn dieser Insel sich aufgeworfen und sogar bald darauf den kaiserlichen Titel angenommen hatte. Dieser Orakelspruch, sagte er daher zu seinem Minister, ist offenbar absurd und ganz falsch, indem es ja eine, jedem in die Augen fallende Unmöglichkeit ist, daß Isaak schon in so kurzer Zeit mit einer Flotte und einem Heere vor Constantinopel angekommen seyn könnte! Aber man machte ihn Hagiochristophorites

darauf aufmerksam, daß es noch einen andern Isaak Angelus gäbe, der schon seit ein paar Jahren in Constantinopel wohne und auf den gar wohl das Orakel deuten könnte. Darüber brach jedoch Andronikus beinahe in lautes Lachen aus: „Ich kenne," sagte er, „ja ich kenne diesen Isaak Angelus sehr gut; es ist eine der feigsten Seelen, weder eines festen Entschlusses und noch weniger einer kühnen Unternehmung fähig; von diesem haben wir nichts zu fürchten." Demungeachtet gab dennoch Hagiochristophorites, entweder aus persönlichem Groll gegen den Isaak, oder vielleicht auch aus Angst für seine Person, indem er wohl wußte, daß mit dem Sturze seines Herrn auch sein eigener Untergang verbunden sey, dem Andronikus den Rath, sich ungesäumt der Person des Isaaks zu bemächtigen und ihn wenigstens durch Beraubung seiner beiden Augen für die Zukunft unschädlich zu machen. Diesen Vorschlag verwarf zwar Andronikus nicht, gab jedoch demselben auch nicht seine Zustimmung; und völlig unbekümmert um die Wahrsagerei des Sethes, begab sich ein paar Tage darauf Andronikus schon wieder nach einer Lieblingsinsel auf dem Propontis. Aber kaum hatte der Kaiser die Stadt verlassen, als Hagiochristophorites, um einen Beweis seines Diensteifers und seiner treuen Anhänglichkeit an die Person seines Herrn zu geben, sich sogleich schon in der ersten Nacht, in Begleitung mehrer Polizeidiener nach der Wohnung des Isaaks begab. Im Namen des Kaisers begehrte er eingelassen zu werden. Sogleich ward das große Thor ihm geöffnet. Hagiochristophorites ritt bis in den innern Hof des Palastes und ließ dem Isaak sagen, er möchte auf Befehl des Kaisers herabkommen und ihm folgen. Isaak, der vor lauter Angst zitterte, indem er keinen Augenblick zweifelte, daß er jetzt dem Tode oder einer Verstümmelung würde entgegen geführt werden, eilte

nicht sehr, dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen, so daß endlich Hagiochristophorites mit lauter Stimme seinen Leuten befahl, hinaufzugehen, den Isaak zu ergreifen und bei den Haaren zu ihm herabzuschleifen. Dieser Befehl, der in den Ohren des Isaaks wie ein Donnerschlag erscholl, entschied nun das Schicksal des griechischen Reiches; denn Furcht und Todesangst verwandelten jetzt plötzlich den Feigsten aller Menschen in einen Helden. Isaak schwang sich auf das muthigste seiner Rosse, sprengte mit verhängtem Zügel und entblößtem Schwert auf den Hagiochristophorites zu, spaltete ihm mit einem Hiebe den Kopf und verjagte die erschrockenen Polizeiknechte wieder aus seinem Palaste. Als aber Isaak nun sah, daß er den ersten Günstling des Kaisers getödet habe, ward er von keinem andern Gefühle ergriffen, als von welchem alle Mörder nach vollbrachter That größtentheils ergriffen werden. Ausschließlich blos auf die Erhaltung seines Lebens bedacht, floh er eiligst nach der großen Sophienkirche und begab sich dort sogleich auf den Platz, wohin alle Missethäter, wenn sie sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen suchten, sich zu setzen pflegten. Da Isaak alle Leute, denen er bei seiner Flucht nach der Kirche auf den Straßen begegnet war, um Hülfe angeflehet hatte, so waren diese ihm auch gefolgt; ihrer waren es jedoch nur sehr wenige. Als aber mit Anbruch des Tages das Gerücht von diesem neuen Vorfall zuerst in den nahe anstoßenden Quartieren der Stadt und hierauf auch nach und nach in allen Theilen der Stadt erscholl, kam ganz Constantinopel jetzt in Bewegung. Die Neugierde trieb immer mehr und mehr Leute in die Kirche, so daß nicht nur diese schon nach wenigen Stunden mit Menschen ganz angefüllt war, sondern auch eine zahllose Menge Volkes sich vor der Kirche auf den freien Plätzen und den nächsten Straßen zu-

sammengerottet hätte. Auch des Isaaks zahlreiche Verwandtschaft war zu ihm in die Kirche geeilet. Da es dem Isaak an der Gabe der Rede fehlte, so konnte er bis jetzt zu dem Volke blos um Erbarmung und Hülfe flehen. Aber einer seiner Verwandten nahm nun für ihn das Wort, schilderte die bisherigen Grausamkeiten des Andronikus in so schrecklichen Farben und stellte ein so scheußliches Gemälde davon auf, daß alle Gemüther nicht nur auf das tiefste erschüttert, sondern von einer ganz unbändigen Wuth gegen den Tyrannen entflammt wurden. „Warum," riefen nun mehrere Stimmen, „fürchten wir uns vor diesem Wütherich; nicht länger wollen wir demselben mehr gehorchen; der Unserigen sind es viele; er steht ganz allein; nur unsere Feigheit und unsere Geduld waren es, die uns bis jetzt in den Fesseln der unerträglichsten Tyrannei und der schändlichsten Knechtschaft festhielten. Hinweg mit dem Tyrannen; Isaak sey unser Kaiser!" In diesen Ruf stimmte sogleich die ganze in der Kirche, wie vor und um dieselbe zahllos versammelte Menge ein: „Isaak sey unser Kaiser!" riefen nun tausend und abermal tausend Stimmen. Ein Geistlicher der Sophienkirche nahm jetzt die über dem Altar seit den Zeiten Constantins hängende goldene Krone, um sie auf das Haupt Isaaks zu setzen. Aber aus Furcht und Kleinmuth wich dieser der Krönung aus. Sogleich entblößte der neben ihm stehende Dukas sein Haupt und bot dieses dem gefahrvollen Schmuck dar. Als aber das Volk sah, daß Dukas einen kahlen Kopf habe, rief es mit wilder Stimme und drohenden Gebärden aus: „wir wollen keinen Kahlkopf; Andronikus, der Kahlkopf, hat uns auf immer Abscheu und unauslöschlichen Haß gegen alle Kahlköpfe eingeflößt; Isaak sey unser Kaiser!"

18. Allgemein ward nun die Empörung in der

ganzen Stadt. Alle Gefängnisse wurden jetzt erbrochen. Aus diesen brach nun ein ganzer Strom schuldloser Menschen hervor, die blos der Argwohn des Tyrannen und seiner Gehülfen in Banden geschlagen hatte. Diese waren größtentheils Edle, zum Theile selbst von den vornehmsten Familien. Voll glühendem Eifer, die Stadt von der schrecklichen Tyrannei zu befreien, eilten sie, ritterliche Waffen und Rüstungen anzulegen; und unter den, blos mit Waffen wie der Zufall sie ihnen gereicht, ausgerüsteten Volkshaufen sah man nun auch eine nicht mindere Anzahl von blinkenden Schwertern, Kürassen und Helmen. Durch diese erhielt das Volk jetzt auch Führer, die es so viel als möglich ordnen und sein kühnes Unternehmen nach einem festen Plane leiten konnten. Andronikus war schon in der Nacht, gleich bei dem ersten noch schwachen Entstehen des Aufstandes davon benachrichtiget worden. Aber er hielt die Sache für unbedeutend, schickte jedoch nach Constantinopel einen seiner Hofbeamten mit einem Edict, das mit den Worten anfing: „Was geschehen ist, ist geschehen. Ich verzeihe dem Mörder und auch allem Volke, wenn es sich zerstreut und in seine Wohnungen, zu seinen gewöhnlichen Geschäften zurückkehrt.“ Aber die Empörung hatte jetzt schon eine zu furchtbare Gestalt gewonnen, als daß man die Wuth des entflammten Volkes mit schönen Worten und leeren Versprechungen wieder hätte dämpfen können. „Wir wollen,“ schrien die Aufrührer, „keine Verzeihung von Andronikus und sind auch nicht gesonnen ihm seine Gräuelthaten zu verzeihen.“ Ein an sich unbedeutender, zufälliger Umstand ermunterte jetzt die Empörer zu noch größerm Erkühnen. Mehrere kaiserliche Paradepferde, jedes mit einer Decke behangen, auf welcher das kaiserliche Reichswappen prangte, wurden gerade durch die Stadt geführt. Durch das erschreckliche Getüm-

mel in allen Straßen ward eines dieser Pferde scheu, riß sich von den andern los und sprengte in vollem Laufe gegen die Sophienkirche hin; das Volk, das dieses für eine günstige Vorbedeutung hielt, fing sogleich das Pferd auf und zwang den Isaak dasselbe zu besteigen. Der Zug ging nun geradezu nach dem kaiserlichen Palast. Auf die fernern Berichte von dem, was in Constantinopel vorgefallen, hatte endlich Andronikus, obgleich ziemlich spät am Tage, sein melusianisches Lustschloß verlassen und eilte nach der Stadt, voll Ungeduld, die Empörung in dem Blute der Empörten zu ersticken. Aber zu seiner größten Bestürzung fand er die ganze Stadt in der furchtbarsten Bewegung, seinen Palast beinahe öde und nur wenige der Seinigen, die noch zu ihm hielten. In aller Eile suchte er einige Truppen zusammen zu bringen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber dieser Versuch war jedoch fruchtlos; denn Niemand wollte ihm mehr gehorchen. Um die Wenigen, die er noch um sich her erblickte, zum Widerstand zu ermuntern, stieg er selbst auf einen Thurm des Palastes und schoß einige Pfeile auf das heranrückende Heer der Aufrührer. Aber das Armselige dieser Vertheidigungsweise bald einsehend, schlug er mildere Wege ein und rief dem Volke zu: er sey entschlossen, die Regierung niederzulegen und die Krone seinem ältesten Sohne Manuel zu überlassen. Noch vor wenigen Tagen wäre dieser Vorschlag mit lautem Jubel von allen Einwohnern Constantinopels angenommen worden; aber jetzt war der Gedanke an die Grausamkeiten des Andronikus in jeder Seele so vorherrschend, daß man nicht nur den Tyrannen, sondern auch Alles, was ihm angehörte, verfluchte und verabscheuete. Ein Strom von Lästerungen war das Einzige, was Andronikus zur Antwort erhielt, und da die Aufrührer sich jetzt anschickten, alle Eingänge des Palastes zu erbrechen, so hatte er kaum noch Zeit,

die Zeichen seiner bisherigen Würde abzulegen und mit seinen weiblichen Begleiterinnen dasselbe Schiff zu besteigen, das ihn vor einigen Stunden von seinem melusianischen Lustschloß nach Constantinopel gebracht hatte. Mit dem neuen Kaiser war nun zugleich das ganze Heer der Aufrührer in den Palast gedrungen. Aber nun wollte auch das Volk die wenigen Augenblicken, in welchen es ihm noch gegönnt war, seine volle unumschränkte Volkssouverenität geltend zu machen, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Der ganze Palast ward also jetzt rein ausgeplündert; alle Gemächer wurden aufgesprengt, alle Kisten und Kasten eingeschlagen, selbst der verschiedenen, mit goldenen und silbernen Kirchengefäßen reichlich versehenen Burgkapellen ward nicht geschont. Isaak mußte dieß Alles ruhig geschehen lassen; unter seinen Augen wurden Kostbarkeiten jeder Art und die prachtvollsten Möbeln fortgetragen; und das Possierlichste war noch dabei, daß die Plünderer, so wie sie mit ihrem Raube vor dem neuen Kaiser vorübergingen, ihm immer vorher noch eine sehr ehrfurchtsvolle, tiefe Verbeugung machten und dann erst mit ihrer Beute davon eilten. In wenigen Stunden war der Palast so völlig ausgeplündert, daß auch nicht mehr ein Stuhl darin zu finden war, auf welchem der Herr des Palastes sich hätte niederlassen können. Der neue Kaiser verließ also die leeren Gemächer und Wände und begab sich mit seinem Gefolge in den nicht minder kostbar geschmückten und prachtvoll eingerichteten Blackerner Palast. Der flüchtige Andronikus hatte indessen Chelä, eine an der Mündung des Pontus Euxinus gelegene Stadt erreicht. Hier verlangte er ein neu ausgerüstetes Schiff, und obgleich das Gerücht von seinem Sturze sich schon längs der ganzen Küste verbreitet hatte, so flößte doch sein noch immer wilder Anblick den Einwohnern von Chelä so viele

Furcht ein, daß sie unverzüglich seinen Wunsch erfüllten. Des Andronikus Absicht war, jetzt zu seinen alten Freunden, den Russen, zu segeln. Aber kaum hatte er das Schiff bestiegen und die Fahrt begonnen, als Wind und Wellen sich feindlich gegen ihn erhoben, den Lauf des Schiffes hemmten, bis dieses, von dem immer heftiger werdenden Sturm einige Zeit herumgetrieben, endlich an der Meeresküste scheiterte. Hier ward Andronikus von der ihm von dem neuen Kaiser nachgeschickten kaiserlichen Galeere erreicht und sogleich in Banden geschlagen. Alle Künste seiner, bisher oft so verführerischen Beredsamkeit bot jetzt Andronikus auf, um die Soldaten zu bewegen, ihn entfliehen zu lassen. Diese Bitten unterstützten die Thränen seiner weiblichen Begleiterinnen; aber den schönen Worten, wie den Klagen der Frauen blieb das Herz der Soldaten verschlossen. „Wie kannst Du,“ sagten sie zu ihm, „um Erbarmung bitten und Erbarmung erwarten; Du, der du noch nie in deinem ganzen Leben sich eines zu Dir Flehenden erbarmt hast.“ Während der ganzen Seefahrt behandelten ihn die Soldaten als einen ganz gemeinen Missethäter, den in Constantinopel ein verdienter, schmachvoller Tod erwarte. Gegen Abend sehr spät in der Stadt angekommen, sperrten sie ihn die Nacht über in dem, unter dem Namen: der Thurm des Anemas, bekannten Gefängniß ein. Erst am folgenden Tage ward er, an Händen und Füßen gefesselt und mit einer langen eisernen Kette um den Hals vor den Kaiser gebracht. Dieser wollte über den Verbrecher kein Urtheil fällen; übergab ihn aber jetzt gerade dem grausamsten und unerbittlichsten Scharfrichter; er überließ ihn nämlich der Wuth und der Rache des Volkes, besonders derjenigen, die durch ihn eines Vaters, eines Sohnes, eines Gatten oder irgend eines ihnen theuern Angehörigen waren beraubt

worden. Schrecklich war jetzt das Loos des so plötzlich und so tief von allen Höhen seiner Herrlichkeit herabgestürzten Fürsten. So weit auch geschichtliche Nachrichten reichen, sprechen sie doch uns von keinem Tyrannen, der, wenn er auch noch so sehr sein Volk unterdrückt und den verdienten Haß aller seiner Unterthanen auf sich gezogen hatte, je auf eine so unmenschlich grausame Art wäre bestraft worden. Schaudern erregend sind die Qualen und Mißhandlungen, die jetzt Andronikus unter den Händen seiner von höllischer Wuth entflammten Feinde erdulden mußte. Man riß ihm den Bart und die Haare aus, schleifte ihn auf der Erde herum, und schlug ihm alle Zähne aus dem Munde. Die Wüthenden wetteiferten gleichsam, wer den andern an grausamer Mißhandlung des Unglücklichen noch übertreffen könnte. Er ward geschlagen, gestochen, an den empfindsamsten Theilen des Körpers schmerzhaft verwundet. Eine gemeine Frau goß ihm einen Topf voll siedenden Wassers über den Kopf. Endlich ward ihn auch noch ein Auge ausgerissen. Da man ihm aber den Tod zehnfach fühlen und ihn eines recht langsamen, martervollen Todes wollte sterben lassen, so sperrte man ihn wieder in den Thurm des Anemas ein. Hier ließ man ihn drei Tage ohne alle Nahrung und Erquickung. Am vierten ward er aus seinem Gefängnisse herausgeschleppt und auf das Neue der Wuth des Pöbels preisgegeben. Man hieb ihm jetzt die eine Hand ab, setzte ihn in Sclavenkleidung auf ein Kameel, und führte ihn unter den gröbsten Lästerungen, Flüchen und Verwünschungen in allen Straßen der Stadt herum. Keine reguläre, bewaffnete Macht begleitete den einst gekrönten und nun in Schlamm getretenen Missethäter; denn Jedermann war überzeugt, daß es keine Seele geben könnte, welche mit demselben Mit-

leiden haben und daher zu seiner Hülfe herbeieilen würde. Nachdem man lange genug ihn, an allen erhaltenen Wunden blutend, so herumgeschleppt hatte, ward er endlich nach dem Circus gebracht und dort zwischen zwei Säulen, wovon die eine das Bildniß eines Wolfes, die andere jenes eines Schweines stützte, bei den Füßen aufgehangen. Aber auch jetzt noch flößte er keiner Seele auch nur die mindeste Theilnahme ein. Im Gegentheil schien die Wuth des Einen sich immer noch mehr an der Wuth des Andern zu entzünden. Jede Hand, die ihn erreichen konnte, suchte durch irgend eine neue, an ihm auszuübende Grausamkeit sich vor den übrigen auszuzeichnen. Selbst Frauen aus den gebildeten Ständen vergaßen alle Würde ihres Geschlechtes und eilten herbei, um durch neu ausgedachte, bisweilen selbst erfinderisch ersonnene Qualen ihren Haß und ihre Rachsucht gegen den ehemaligen Tyrannen zu befriedigen. Als einmal Andronikus eine Bewegung machte, den blutenden Arm, von welchem man die Hand abgehauen hatte, seinem Munde zu nähern, riefen unter höllischem Hohngelächter die zahllosen Zuschauer einander zu: „Sehet das Ungeheuer, das, weil es sich jetzt nicht mehr mit dem Blute seiner Unterthanen berauschen kann, nach seinem eigenen Blute lechzt!“ — Während dieser langen, martervollen Stunden war aus dem Munde des Andronikus nicht die mindeste Klage hervorgegangen; das Einzige, was er bisweilen, wenn neue Henkersknechte sich ihm naheten, zu ihnen sagte, war blos: „Warum wollt ihr ein schon zerknicktes Rohr jetzt zerbrechen!“ — Ein Italiäner, sey es aus Rachlust oder aus Mitleiden, stieß ihm endlich einen langen Degen durch den Hals bis tief in den Leib hinab, und endigte auf diese Weise seine Qualen. Das letzte Wort des Sterbenden war: „Herr! er-

barme dich meiner! *)" — Ein christliches, frommes Begräbniß: eine Wohlthat, die Andronikus so man-

*) Ob wohl der Allerbarmer sich auch dieses Sünders noch möge erbarmt haben? Es von Herzen zu wünschen, ist uns erlaubt; aber kaum und nur mit Zittern dürfen wir es hoffen. — Daß ein Mensch, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Kette der gröbsten Laster war, der selbst das Allerheiligste mit Füßen trat, es zur Hülle seiner Verbrechen herabwürdigte, es gleichsam zum Mitgenossen seiner Gräuelthaten zu machen suchte, der endlich, von dem Tode überrascht, noch wenige Stunden vor demselben in ehebrecherischen Umarmungen schwelgte: daß ein solcher Mensch nun plötzlich, und zwar in Augenblicken, wo seine Seele wahrscheinlich nur noch für die Schmerzen der schwer verwundeten Glieder seines Körpers empfänglich seyn konnte, auf einmal eine wahre, nur aus Liebe zu Gott entsprungene Reue — denn eine nur von Furcht erzeugte würde hier unfruchtbar seyn — sollte gefühlt haben: dieß mit einiger Zuversicht zu hoffen, würde eine höchst straffällige Vermessenheit seyn. Alles ist zwar bei Gott möglich, aber hier nur deßwegen, weil Ihm nichts unmöglich ist. Indessen müssen wir doch bemerken, daß, da Andronikus, nachdem man ihm schon am ersten Tage einen Vorgeschmack seines grausamen Todes hatte empfinden lassen, noch drei Tage in einem Gefängniß eingesperrt war, nun wohl in diesen schrecklichen Stunden, und schon so nahe an den sich ihm öffnenden Pforten der Ewigkeit, zu größerer Besinnung gelangt seyn, mithin auch eine, obgleich nur noch schwache und unvollkommene Reue gefühlt, aber gerade dadurch auf sich auch einen Strahl noch höherer Gnade herabgezogen haben könnte, einen Strahl, der seinem Geiste jetzt heller leuchtete, und sein Herz zu wahrer Reue und Liebe zu Gott entflammte. — Unendlich ist die Barmherzigkeit Gottes; sie ist größer als wir wissen, ja wohl selbst wissen sollen und dürfen. Aber desto schrecklicher und desto fluchwürdiger ist auch der Frevel, eben auf diese so große, selbst unsern Verstand übersteigende Barmherzigkeit unseres Gottes vorsätzlich zu sündigen. — Ueber die Sünde in den heiligen Geist, und worin dieselbe bestehe, darüber sind die Kirchenväter wie viele

chem unschuldig Hingerichteten verweigerte, ward jetzt auch ihm nicht zu Theile. Seine Leiche ward in ein, unter dem Circus befindliches, unterirdisches Behältniß geworfen, in welches man bis jetzt die in den Spielen des Circus getödteten Thiere zu werfen pflegte. Einige Zeit darauf unternahmen es einige besser denkenden Seelen, die über dem Tyrannen doch nicht den Menschen völlig vergessen hatten, um die Erlaubniß zu bitten, den schon halb modernden Körper aus jener schrecklichen Grube hervorzuholen und ihn auf eine anständigere Weise zu beerdigen. Isaak erlaubte dies, gestattete aber nicht, daß er in der von Andronikus selbst erbauten Kirche zu den vierzig Märtyrern, in der er sich bei seinem Leben schon eine Grabstätte hatte bereiten lassen, beigesetzt würde; indessen fand derselbe doch ganz nahe bei dieser Kirche in einer Höhle seine Ruhestätte. Nach seinem Tode wurden alle ihm gesetzten Bildsäulen gestürzt, alle seine Bildnisse verbrannt; so daß nichts von ihm übrig blieb, das sein Andenken hätte wecken können, als blos die, ihn dem Fluch der Nachwelt überliefernde Rückerinnerung an seine Grausamkeit und vollbrachten Gräuelthaten. — Von dem Augenblicke an, wo er als Regent die Verwaltung des Reichs übernahm, hatte er drei und ein halbes Jahr geherrscht; und um welchen schrecklichen, eine ganze Ewigkeit auf das Spiel setzenden Preis hatte er diese so schnell vorübergehende Herrlichkeit nicht erkauft? Es war ein kurzer, flüchtiger Traum, auf den abrr ein furchtbar grausenvolles Erwachen folgte.

der ehrwürdigsten Gottesgelehrten verschiedener Meinung; aber leicht wäre es möglich, daß das Sündigen auf die Langmuth und Barmherzigkeit eines so unendlich gütigen, unendlich uns liebenden und aus lauter Liebe sich selbst uns völlig hingebenden Gottes mit unter jener Sünde begriffen seyn könnte.

19. Aber so wie der Charakter der edelsten, liebenswürdigsten Prinzen doch auch bisweilen seine kleine Schattenseiten hat; eben so hat auch das Leben selbst der größten Wütheriche, mithin auch des Andronikus, wieder einige erfreulichere Lichtpunkte, die eine unpartheiische Geschichte nicht mit Stillschweigen übergehen darf. — Von seiner frühesten Jugend an zeichnete sich Andronikus stets durch Nüchternheit und Mäßigkeit aus. Auf die Freuden der Tafel legte er durchaus keinen Werth. Ein Stück Brod und etwas Wein, oft auch nur ein Krug Wasser war seine gewöhnliche Abendmahlzeit; und wenn er bisweilen von einem Reh oder einem wilden Schweine, das er auf der Jagd erlegt hatte, ein von ihm selbst zubereitetes Stück mit seinen Jagdgenossen verzehrte; so war dies ein Festmahl, das er sich nur selten gab. Dieser Tugend hatte er auch seine feste, nie durch irgend eine Krankheit unterbrochene Gesundheit zu verdanken. — Als Beherrscher des griechischen Reiches schaffte er die schändliche Gewohnheit, Aemter und Stellen zu verkaufen, ab, besetzte diese mit tüchtigen Leuten, welche die Furcht vor seiner Strenge stets innerhalb der Schranken ihrer Berufspflichten erhielt. Die Provinzen, bisher die Beute raubgieriger und habsüchtiger Beamten, befreiete er von dieser Pest, erhöhete daher den Letztern sehr bedeutend ihre Besoldungen, verbot ihnen aber unter desto strengern Strafen, von irgend einem ihrer Untergebenen auch nur das mindeste Geschenk anzunehmen. Unpartheiische Verwaltung der bürgerlichen Gerechtigkeit machte er zu einem besondern Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, nur durfte sein eigenes darin verwickeltes Interesse es ihm nicht anders gebieten; denn sobald er dem Antriebe seiner Leidenschaften folgte, ward er die Geißel, wie für ganze Völker, so auch für einzelne

Individuen. — Den unmenschlichen, empörenden Gebrauch, die Personen und Güter derjenigen zu plündern, welche Schiffbruch gelitten, und diesen Unglücklichen auch noch das Letzte zu rauben, was der Sturm und die Wellen ihnen gelassen hatte, verbot er auf das schärfste. Zwar hatten schon einige seiner Vorfahrer diesen grausamen Unfug durch nicht minder scharfe Edicte verboten; aber diesen ward nie Folge geleistet; denn persönliches Ansehen, Hofgunst, Familienverbindungen schützten immer den Uebertreter gegen die ihm in dem Edict angedroheten Strafen. Aber Andronikus fügte seiner Verordnung die Drohung hinzu, daß, auf welcher Küstenstrecke je wieder ein verunglücktes Schiff von den dortigen Bewohnern sollte geplündert werden, der Herr oder Vorstand jenes Gebietes sogleich an dem Vordertheile des gescheiterten Schiffes sollte aufgehangen und der Leichnam nicht mehr herabgenommen werden, damit dieser auf lange Zeit allen vorüberfahrenden Schiffen gleichsam zum Unterpfand diene, daß, wenn ihnen auf jenen Meeren ein Unglück zustoßen sollte, sie auf keiner Küste des griechischen Reiches eine feindliche Behandlung befürchten, im Gegentheil überall freundliche Aufnahme erwarten dürften. Da man den Andronikus kannte und aus vielfacher Erfahrung wußte, daß, wenn es auf strenge Vollziehung der von ihm angedroheten Strafen ankäme, er stets pünktlich Wort halte, und keine Rücksicht ihn bewegen könne, eine Milderung eintreten zu lassen; so wagte es Niemand mehr, diese Verordnung zu übertreten, wie lockend auch der dabei zu machende Gewinn seyn mochte. Auch den ganz Armen und Nothleidenden war die Hand des Andronikus nicht immer verschlossen, auch ließ er bisweilen sehr reiches Almosen unter denselben vertheilen. Man behauptet, daß man ein paar Male so-

gar Zeichen einigen Mitleids bei ihm bemerkt habe. — Sammelt man nun in dem Charakter des Andronikus alle diese Lichtstrahlen in einen gemeinsamen Brennpunkt zusammen, so sind sie doch bei weitem noch nicht stark genug, um auch nur einen kleinen Theil seiner beispiellosen Grausamkeiten zu tilgen, mithin auch bei der Nachwelt nicht jenen Haß und jenen Abscheu auszulöschen, den die Erzählung seiner Gräuelthaten jedem nur einigermaßen menschlich fühlenden Leser einflößen muß. — Mit Andronikus erlosch der letzte Sprosse der männlichen Linie des comnenischen Hauses.

IV.

Kaiser Isaak Angelus.

1. Das Haus der Angelus gehörte zu nichts wenigerm, als zu dem alten, hohen griechischen Adel. Unter der Regierung Alexius des Großen war ein gemeiner Bürger aus Philadelphia, von ganz obscurer Geburt, Namens Constantin Angelus, nach Constantinopel gekommen. Er hatte nichts dahin mitgebracht, als eine ganz ungewöhnliche, höchst seltene körperliche Wohlgestalt, deren Reize jetzt durch Jugend und blühende Gesundheit noch um Vieles erhöhet wurden. Der junge, schöne Mann gefiel einer Tochter des Kaisers Alexius, die ihn nach und nach so lieb gewann, daß sie, über alles Herkommen und über alle Forderungen ihrer hohen Geburt sich hinwegsetzend, ihm endlich, obgleich mit Bewilligung des Kaisers, ihre Hand reichte. Als ein so naher Angehöriger der kaiserlichen Familie ward Constantin von einer hohen Würde zu einer immer noch höhern, von einer einträglichen Stelle zu immer noch einträglichern erhoben, so daß auf den ehemaligen Bürger von Philadelphia nun ein ganzer Strom von Reichthümern und Gunstbezeugungen jeder Art sich

ergoß. Gerne hätte Constantin, als Gründer einer neuen, aus kaiserlichem Blute entspringenden Familie, auch gleich anfänglich über deren Entstehung einigen Glanz verbreitet, aber dieß wollte ihm durchaus nicht gelingen. Der Kaiser übertrug ihm zwar einigemal den Oberbefehl über sehr ansehnliche Heerabtheilungen, da er aber stets geschlagen ward, gar nichts ausrichtete, und seine Stelle jedesmal einem Tauglichern überlassen mußte, so sah Alexius bald ein, daß er ihn zu gar nichts brauchen könnte, und nun war es auch blos noch die Liebe des Kaisers zu seiner Tochter, die ihn auch an den Gemahl derselben fesselte. Konnte nun auch der kaiserliche Schwiegersohn keine Lorbeern sammeln, so vermindeerten sich dadurch doch keineswegs seine Reichthümer. Constantins Sohn Andronikus, der Stammherr nach dem Tode seines Vaters, zeichnete sich blos durch seine Feigheit aus, die, wie wir zum Theil schon gesehen, auch als eine völlig ungeschmälerte Hinterlassenschaft, sich auf den gegenwärtigen Kaiser Isaak fortgeerbt hatte, und das Urtheil vollkommen rechtfertigte, welches der letzte Kaiser kurz vor seinem Sturze über denselben gefällt hatte. Offenbar hatte demnach über dem Andronikus ein ganz eigenes Verhängniß gewaltet, daß er, der scharfsichtige, kühne, überall gewaltsam durchgreifende Tyran gerade von der feigsten und kraftlosesten Seele seines Reiches, und zwar bloß mit Hülfe einiger, theils schlecht theils gar nicht bewaffneter Volkshaufen von dem Thron gestürzt ward.

2. Der Anfang von Isaaks Regierung war, wenn auch an sich nichts weniger als sehr glänzend, doch wenigstens ungemein blendend für das Auge der Unwissenden und des gemeinen Volkes. Das einzige Verständige, was Isaak während seiner ganzen zehnjährigen Regierung that, geschah von ihm jetzt. Er

rief nämlich die vier Feldherren, denen Andronikus mit gleicher Gewalt und gleichem Ansehen die Anführung des gegen die Sicilianer geschickten Heeres übertragen hatte, unverzüglich zurück, und gab den Oberbefehl über das Heer, das er jetzt durch neue Truppensendungen noch mehr verstärkte, einem Einzigen, nämlich dem Branas, einem eben so tapfern als erfahrnen Krieger. Dieser schloß das sicilianische Heer an den Ufern des Strymon ein, und besiegte es in einer entscheidenden Schlacht, in welcher zehntausend Sicilianer erschlagen, und viertausend nebst den vier Grafen von den Griechen gefangen wurden. Die viertausend gefangenen Sicilianer wurden hierauf, um den Triumph des neuen Kaisers den Bewohnern der Hauptstadt in seinem vollen Glanze zu zeigen, nach Constantinopel gebracht, jedoch bald darauf aus besonderer Gnadenerweisung des Kaisers wieder in Freiheit gesetzt und in ihr Vaterland entlassen*). Aber über den Sieg des Branas an dem Strymon über die Sicilianers, so wie über die unmittelbar darauf erfolgten Hergänge weichen die Berichte der Abendländer himmelweit von jenen der Griechen ab. Die Erzählung der Chronik Fossä Novä scheint jedoch offenbar sich der Wahrheit am meisten zu nähern. Dem, obgleich sehr kurz zusammen gezogenen Berichte dieser Chronik zu Folge begab sich Branas, sobald er bei seinem Heere angekommen, zu den sicilianischen Feldherren, setzte sie noch umständlicher von der in der Hauptstadt vorgefallenen Thronrevolution in Kenntniß, sagte ihnen, daß ihr ferneres Vorrücken gegen Constantinopel nun keinen Zweck mehr habe, im Gegentheil für sie höchst

*) Dahin begaben sich jedoch nur wenige; die meisten ließen sich unter den kaiserlichen Truppen, besonders unter den Leibwachen der Feldherren und Statthalter anwerben, unter die man sie auch, ihrer bekannten Tapferkeit wegen, mit der größten Bereitwilligkeit aufnahm.

verderblich werden könnte; indem sie jetzt in Constantinopel keine geheimen Freunde mehr finden würden, auch die zahllosen Einwohner dieser großen Stadt, so wie sämmtlicher Provinzen sich unter ihrem neuen Kaiser vereiniget hätten, und nun bereit wären, mit vereinter Macht ihren Kaiser und das Reich gegen jeden feindlichen Angriff zu vertheidigen. Die sicilianischen Heerführer sahen die Wahrheit dieser Vorstellungen sehr wohl ein, und zwischen beiden Theilen kam nun ein förmlicher Friede zu Stande. Die Sicilianer versprachen, das griechische Reich ungesäumt zu verlassen, auch alle ferneren Feindseligkeiten von jetzt an einzustellen, wogegen ihnen Branas ruhigen, ungestörten Rückzug und freundschaftliche Behandlung in allen Provinzen zusagte, durch welche sie ziehen würden. Der Friede ward von beiden Seiten beschworen. Im festen Vertrauen auf die Heiligkeit geschlossener Verträge, überließen sich nun die Sicilianer einer vollkommenen Sicherheit, hielten es nicht mehr für nöthig, sehr auf ihrer Hut zu seyn, und bekümmerten sich noch viel weniger um die Bewegungen des griechischen Heeres, das sie nun nicht mehr als ein feindliches Heer betrachteten. Aber dieses Zutrauen eines arglosen, redlichen Volkes ward von Branas auf das Schändlichste mißbraucht. Den Sicilianern ganz unbemerkt, wußte er ihr Heer an dem Strymon einzuschließen und zu umringen, und fiel dann plötzlich mit seiner ganzen Macht über dasselbe her. Die Sicilianer fochten mit ihrer bisherigen, bekannten Tapferkeit; da sie aber auf einen neuen feindlichen Angriff ganz unvorbereitet waren, blieben zehentausend der Ihrigen auf dem Schlachtfelde, und viertausend nebst einem ihrer Anführer, dem Grafen Alduin, wurden gefangen und nach Constantinopel gebracht. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Comnene Alexis und noch ei-

nige andere vornehme Griechen, die vor der Grausamkeit des Andronikus aus Constantinopel nach Sicilien geflohen waren und bisher den Sicilianern zu Führern gedient hatten. Nach der, bei den Griechen in solchen Fällen eingeführten blutigen Sitte wurden diesen sämmtlich die beiden Augen ausgestochen. Die nach Constantinopel gebrachten Gefangenen wurden einige Zeit mit der größten, selbst an Grausamkeit grenzenden Härte behandelt. Als aber der Kaiser nachher erfuhr, daß man dem sicilianischen Heere, und zwar eidlich, freien Rückzug versprochen habe, ward er im höchsten Grade darüber aufgebracht, machte auch seinem Feldherrn sehr harte Vorwürfe, daß er durch Meineid und Treulosigkeit die Ehre der griechischen Waffen befleckt hätte, setzte hierauf alle Gefangenen in Freiheit und entließ sie in ihre Heimath. Aber die am Strymon erlittene Niederlage war nicht der einzige Unfall, der die Sicilianer jetzt traf, auch ihre schöne, aus zweihundert theils großen, theils kleinern Fahrzeugen bestehende Flotte verunglückte in den Gewässern des Propontis. Ein fürchterlicher Sturm zerstreute die ganze Flotte, viele Schiffe wurden von den Wellen verschlungen, andere an Klippen geworfen, wo sie scheiterten. Nur einzeln kamen die übrigen nach und nach wieder in Sicilien an, aber, weil nicht mit Lebensmitteln versehen, hatten sie größten Theils beinahe die Hälfte ihrer Bemannung durch Hunger, Krankheit und anderes Elend verloren. — Die Nachricht von der Verunglückung und der völligen Verschwindung der sicilianischen großen Flotte aus den griechischen Meeren erfüllte Constantinopel mit dem größten Jubel, und ohne alles Zuthun von seiner Seite erschien nun Isaak, gleich in den ersten Momenten seiner Regierung, seinem Volke in dem vollen Glanze eines vom Glücke überall mit Sieg gekrönten Monarchen.

Dieses war der letzte Krieg zwischen den Normännern und den Griechen; denn kaum zwanzig Jahre nachher sanken beide Reiche, das sicilianische zuerst, in die Knechtschaft fremder Herrscher.

3. Aber nichts scheint den Bericht der Chronik Fossä novä kräftiger zu bestätigen und einen beinahe handgreiflichen Beweis zu liefern, daß die Vertreibung des sicilianischen Heeres und seiner Flotte aus dem griechischen Reiche weder das Verdienst einsichtsvoller Feldherren, noch die Frucht der Tapferkeit der griechischen Truppen, sondern blos das Werk griechischer Arglist und Treulosigkeit war, als daß ein bald darauf erfolgtes, großes, gegen die kleine, im Verhältniß zu der Macht des griechischen Reiches so unbedeutende Insel Cypern gerichtetes Unternehmen durchaus verunglückte *). — Der Comnene Isaak hatte, wie wir schon wissen, sich durch List der Insel Cyperns bemächtigt. Mit einem nachgemachten falschen kaiserlichen Patent, in welchem ihn der Kaiser zum Statthalter von Cypern ernannte, war er, nur von einem kleinen Haufen von Abentheuerern begleitet, gleich im ersten Jahre der Regierung des Andronikus nach Cypern gekommen. Da die Einwohner an der Aechtheit des kaiserlichen Bestallungsbriefes nicht zweifelten, so nahmen sie ihn als ihren, von dem Kaiser ihnen geordneten Statthalter auf, und unterwarfen sich seinen Verordnungen. Aber kaum sah sich Isaak auf seinem, durch Lug und Trug erschlichenen Posten befestigt, als er die Maske ablegte, sich zum unumschränkten Beherr-

*) Der Flächeninhalt dieser Insel beträgt nicht mehr als fünfhundert Quadratmeilen; aber sie war, besonders da an ihren Namen sich damals noch immer die Idee von Anmuth und Wohlleben knüpfte, ungemein bevölkert; ungleich weit mehr als jetzt, wo sie höchstens blos 80,000 Einwohner zählt.

scher aufwarf, bald darauf sogar den Kaisertitel sich beilegte und mit den Insignien dieser Würde sich schmückte. Es ist unstreitig schon ein starker Beweis der Schwäche des griechischen Kaisers, daß er mit diesem ohnmächtigen Emporkömmling, den übrigens auch weder frühere Verdienste, noch kriegerische Eigenschaften und noch viel weniger bürgerliche Tugenden auszeichneten, sich in Unterhandlungen einließ, und ganz ungeheure Summen gegen Abtretung Cyperns anbot und nur, als Isaak alle Anerbietungen des griechischen Kaisers trotzig zurückwieß, rüstete dieser eine Flotte und ein Heer gegen den Tyrannen von Cypern aus. Ohne die kleinern Fahrzeuge zu zählen, bestand die Flotte aus siebenzig Schiffen, und auch das Heer war zahlreich genug, um das ganze Sultanat von Ikonium damit zu erobern. Aber aus einer ganz eigenen Bizarrerie von Seiten des Kaisers ernannte dieser sowohl zum Oberbefehlshaber der Flotte, als auch zum commandirenden General des Landheeres zwei stockblinde Officiere, nämlich den ehrwürdigen Greis Contostephanes und den Alexis Vataces. Beiden hatte Andronikus die Augen ausstechen lassen. Ohne Unfall erreichten Flotte und Landheer die Küsten von Cypern. Aber kaum hatten die Griechen gelandet, als ein Unfall nach dem andern sie traf. Isaak hatte, sobald er von den Zurüstungen des griechischen Kaisers hörte, sich an den König von Sicilien gewandt, ihm versprochen, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen, und Wilhelm hierauf ihm eine wohlausgerüstete Flotte, und zwar unter dem Oberbefehl des, als der größte Seeheld seiner Zeit bekannten Admirals Margeritta gesandt. Isaak ließ die Griechen ungestört landen, suchte auch anfänglich einer entscheidenden Schlacht auszuweichen, lockte aber den Feind tiefer in das Innere des Landes, und als die griechischen Colonnen, gezwun-

gen durch die Localitäten des Landes, sich von einander trennten, griff Isaak bald die eine, bald die andere an, und alle diese kleinen Gefechte endigten sich größtentheils zum Nachtheile der Griechen. Diese zogen sich nun wieder gegen die Meeresküste zurück. Da aber indessen der sicilianische Admiral die Flotte der Griechen zerstört und sich aller ihrer Schiffe bemächtigt hatte, so ward das Landheer von der See- und Landseite eingeschlossen und endlich gezwungen, die Waffen zu strecken und sich zu ergeben. Isaak suchte von den griechischen Soldaten die stärksten und ansehnlichsten aus, reihete sie unter seinem Heere ein, und verstärkte auf diese Weise seine Macht durch dasselbe Mittel, durch welches man sie hatte vernichten wollen. Die übrigen griechischen Soldaten, die Isaak nicht brauchen konnte oder nicht brauchen wollte, ließ er, um sie waffenunfähig zu machen, größtentheils verstümmeln, viele davon sogar tödten; nur die Matrosen kamen frei durch; sie durften nach Constantinopel zurückkehren, gingen jedoch, weil es ihnen an Unterstützung gebrach, größtentheils aus Mangel und Elend zu Grunde. Den größten Theil an der Beute hatte, wie es sich auch gebührte, der tapfere Margeritta. Die beiden gefangenen griechischen Feldherren schickte Isaak dem Könige von Sicilien als einen Beweis, wie sehr er Wilhelm als seinen Oberherrn ehre. Dieser entließ beide, den Contostephanes und den Vataces, auf sehr ehrenvolle Weise wieder in ihr Vaterland. — Schmachvoller für die griechischen Waffen hätte sich nicht wohl dieser Krieg endigen können. Aber wie wenig läßt es sich nun denken, daß dieselben Griechen, die auf diesem cyprischen Feldzuge so auffallende Beweise gaben, daß es ihren Officieren eben so sehr an Einsicht und Kriegskunde, als den gemeinen Soldaten an Muth und Tapferkeit fehle: wie sollten, sagen wir, diese Grie-

chen jenes sicilianische Heer, nachdem dasselbe schon so viele blutige Lorbeern in Griechenland errungen hatte, so plötzlich und auf einmal habe vernichten können, wenn sie nicht zu allen Künsten der Arglist, des Meineids und der Treulosigkeit ihre Zuflucht genommen hätten *).

*) Man höre darüber das unpartheiische, obgleich, wie wir schon bemerkten, äußerst kurz zusammengefaßte, und daher auch nicht ganz vollständige Zeugniß der Chronik Fossä Novä: Tandem exercitus Imperatoris Isaac, supra quem exercitum erat constitutus quidam princeps, qui dicebatus Branos, obvians eis cum verbis pacificis, dicens, quod ultra procedere non possent, tamen si vellent ad propria reverti, promisit iis securitatem, et dedit firmam pacem. Ipsi tamen acceperunt securitatem, et vice versa pacem promittentes, comites Regis Siciliae in festo S. Leonardi à Graecis decepti sunt, et Constantinopolim in captione callide ducti. Sed Imperator cognita rei veritate, securitatem considerans et pacem a Graecis non observatam latinis, condoluit valde et erubuit et sic demum omnes deliberavit et unusquisque supervivens reversus est in patriam. (Chron. Fossae novae, ap. *Murat.* script. rer. Italic. Tom. VII.)

4. Die so anmuthige und an den edelsten Erzeugnissen der Natur so fruchtbare Insel Cypern war und blieb nun für das griechische Reich verlohren; aber noch schmerzhafter für dasselbe, und in seinen Folgen, besonders für Constantinopel, weit verderblicher war der Verlust der bulgarischen Länder *). Unsere Leser

*) Den größten Theil seiner Zufuhren erhielt Constantinopel aus den bulgarischen Ländern. Bei dem ungeheuern Bedarf dieser großen Stadt an Lebensmitteln mußte sie es also jetzt sehr schmerzhaft empfinden, wenn diese Zufuhren nun bisweilen ausblieben, oft sogar auf längere Zeit ihr gänzlich entzogen wurden, worauf sogleich auch gewöhnlich Mangel und Theuerung sich einstellten. Natürlich erzeugte dieses nach und nach in den Gemü-

werden sich erinnern, daß bis zu den Zeiten Basils II. (976) Griechen und Bulgaren, und zwar mit wechselndem Erfolge, in unaufhörliche Kriege mit einander verwickelt waren. Erst Basil II., diesem kriegerischen Fürsten, dem daher auch der ehrenvolle Beiname Bulgaroktonos beigelegt ward, gelang es, die Bulgaren nach mehreren blutigen Feldzügen völlig zu überwinden, sich aller ihrer festen, oft auf unersteiglichen Felsen gelegenen Burgen zu bemächtigen, das bulgarische Reich gänzlich zu zerstören und dessen sämmtliche Länder dem griechischen Reiche einzuverleiben. Von dieser Epoche an bis auf unsern Kaiser Isaak, also durch eine Reihe von beinahe zweihundert Jahren hindurch waren alle jene, von Bulgaren, Walachen und Comanen bewohnten Gegenden ruhige griechische Provinzen gewesen, und würden es auch noch ferner geblieben seyn, hätte nicht die Unklugheit Kaiser Isaks und dessen wiederholte Mißgriffe eine neue Empörung jener Völker hervorgerufen, die nichts Geringeres als eine abermalige Losreißung der Bulgarei von dem griechischen Reiche und die Gründung eines neuen, unabhängigen bulgarischen Reiches zur Folge hatte. Dazu gab Folgendes die erste Veranlassung. Isaak hatte den König Bela endlich bewogen, für eine ungeheuere Geldsumme ihm die Städte Nissa, Branizowa und die ganze Strecke Landes, welches Bela während der Regierung des Andronikus besetzt gehalten hatte, wieder zurückzugeben, wobei Isaak auch noch von dem ungarischen Könige das Versprechen einer ungarischen Prinzessin, einer Tochter

---

thern der Einwohner eine gewisse bittere Stimmung gegen den Kaiser, die jetzt dadurch noch größer ward, daß gerade zu derselben Zeit, zu Folge eines mit den Türken geschlossenen freundschaftlichen Vertrages, eine ganze Schar Mohamedaner sich in Constantinopel niederließ und, mit Genehmigung des Kaisers, auch eine Moschee allda erbaute.

Bela's, erhielt. Um nun die theils an Ungarn zu zahlenden, theils auch zum Pomp und zur Verherrlichung der Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers mit der ungarischen Prinzessin nöthigen, sehr bedeutenden Summen aufzubringen, schrieb Isaak in dem ganzen Reich eine ausserordentliche Steuer aus, welche von den Steuereinnehmern wie gewöhnlich mit der größten Strenge, und oft fühlbarer Ungerechtigkeit eingetrieben ward, und zu welcher nun auch die Bulgaren beitragen mußten. Diese weigerten sich zwar Anfangs, die auferlegte Steuer zu entrichten, bequemten sich jedoch bald wieder dazu, obgleich mit dem größten Widerwillen und der höchsten, durch lautes Murren sich kundgebenden Unzufriedenheit. Aber diese Abgabe sollten nicht blos die Bulgaren, sondern auch die benachbarten wilden, walachischen Hirtenvölker bezahlen. Seit undenklichen Zeiten hatten diese das Recht, ihre Heerden am Hämusgebirge zu weiden. Sie zahlten dafür keine Abgabe, sondern entrichteten blos einen jährlichen Zins, und stellten jedes Jahr eine gewisse Anzahl Soldaten für das kaiserliche Heer. Als man nun auch von ihnen die unlängst ausgeschriebene ausserordentliche Steuer einforderte, und denen, welche sie nicht gleich entrichten wollten oder entrichten konnten, ihre Viehheerden, die einzigen Mittel ihres Unterhalts, hinwegtrieb, entstand unter allen walachischen Volksstämmen eine allgemeine Bewegung, die sich auch den Bulgaren mittheilte und einen nahen Ausbruch zu verkünden schien. Diese Stimmung ihrer Nation glaubten nun zwei kühne und unternehmende Oberhäupter, die von dem alten bulgarischen Königsgeschlecht abstammten, Namens Asan und Peter, benutzen zu müssen, um die ehemalige Unabhängigkeit ihres Volkes wieder zu erlangen. Aber alle ihre Bemühungen, die ganze Nation zum Aufstand gegen die Griechen zu bewegen, blieben fruchtlos. Die

Bulgaren und Walachen, schon seit so vielen Jahren an eine friedliche Lebensweise gewöhnt, scheueten einen Krieg mit den Griechen, deren Macht sie für unüberwindlich hielten. Um jedoch dessen ungeachtet ihren Zweck zu erreichen, sannen beide Brüder auf eine List, die ihnen auch vollkommen gelang. Asan und sein Bruder Peter gingen nämlich nach Cypsela in Thracien, wo der Kaiser, um das Vergnügen der Jagd zu genießen, sich schon seit mehreren Tagen aufhielt. Im Namen ihrer Nation forderten hier die beiden Brüder von dem Monarchen, daß den, in dem kaiserlichen Heere eingereiheten Bulgaren und Walachen gleicher Sold wie den griechischen Soldaten sollte gereicht werden, und endlich auch noch, daß der Kaiser ihnen einige wenig bedeutenden Ländereien auf dem Hämus überlassen möchte. Beides, wie Peter und Asan es wünschten und erwarteten, ward von dem Kaiser verweigert. Aber nun ward auch die Nation, als sie das völlige Mißlingen dieser Gesandtschaft erfuhr, und Asan, dem es an der, den Barbaren eigenen Beredsamkeit nicht fehlte, von dem Geize, der Ungerechtigkeit und der Feigheit der Griechen ein schreckliches, obgleich offenbar übertriebenes Gemälde entwarf, so erreichte die Erbitterung der Nation gegen die Griechen den höchsten Grad; und als bald darauf ein von Peter und Asan erkaufte Haufe von Betrügern, welche die Rolle von Besessenen und Inspirirten spielen mußten, und unter allerlei Verzerrungen und Zuckungen in den Kirchen unaufhörlich schrieen: der heilige Demetrius habe die Griechen, denen er zürne, völlig verlassen, sie dafür in seinen besondern Schutz genommen, und es sey also jetzt der wahre Zeitpunkt, sich für immer von der griechischen Knechtschaft zu befreien; so gab dieses grobe, jedoch rohe Barbaren leicht zu bethörende Gaukelspiel endlich der ganzen

Sache den Ausschlag. Mit Blitzesschnelle flog der Ruf zu den Waffen durch alle von Bulgaren und Walachen bewohnte Gegenden, und in kurzer Zeit sah sich Asan an der Spitze eines schon ziemlich zahlreichen und von einem und demselben Geiste der Freiheitsliebe beseelten Heeres.

5. Die ersten kriegerischen Versuche der Bulgaren waren nicht glücklich. Zwar ergossen sich die wilden Horden, unter Peters Anführung, in die Ebenen Thraciens, alles mit Feuer und Schwert verheerend. Als aber Isaak in Person mit einem starken Heere gegen sie anrückte, zogen sie sich eilends wieder in ihre Gebirgschluchten zurück. Hier war es äusserst schwer sie anzugreifen; demungeachtet gelang es dem Kaiser, von einem dichten Nebel begünstigt, sie zu überfallen, viele der ihrigen zu tödten und die andern zu zerstreuen. Peter und Asan gingen über den Dniester, und flohen in das Land der Cumanen und Pazinazen. Isaak, der jetzt schon glaubte, die Bulgaren gedemüthigt, mithin den Krieg beendigt zu haben, kehrte nach Constantinopel, wohin ihn seine Vergnügungen riefen, umgesäumt zurück, vergaß aber in seiner sorgenlosen Trägheit, die Donau gehörig zu besetzen. Schon im folgenden Jahre kehrten demnach Peter und Asan, von zahlreichen Horden Cumanen und Pazinazen begleitet, zu ihren Landesleuten zurück. Als der Kaiser hörte, daß ganz Bulgarien auf das neue unter den Waffen stünde, sandte er seinen Oheim, den Sebastocrator Johannes gegen die Feinde. Johann bewies, daß es ihm weder an Erfahrung noch persönlicher Tapferkeit fehle. Er lockte die Bulgaren von den Gebirgen herab in die Ebene, und erfocht mehrere Siege über dieselben. Aber einem schwachen und feigen, und daher argwöhnischen Herrn bedeutende Dienste zu leisten, ist sel-

ten ohne Gefahr. Die Thaten des Oheims weckten die Eifersucht des Neffen. Johannes ward zurückberufen und an dessen Stelle Cantacüzenes gesandt. Dieser war ehemals ein sehr erfahrener und unternehmender Feldherr gewesen, da aber auch ihm Andronikus die Augen hatte ausstechen lassen, so war er jetzt blind, und so geschah ihm auch, was jedem blinden Feldherrn nur gar zu leicht geschehen kann. Er ward nämlich von den Bulgaren überfallen, gänzlich geschlagen und verlor in dem Treffen beinahe die Hälfte seines Heeres. Auf diesen blinden Heerführer folgte der sehr hell sehende Branas, unstreitig unter allen Feldherrn des Kaisers der erfahrenste. Seine unermüdete Wachsamkeit schützte das Heer gegen jeden feindlichen Ueberfall. Weder in seiner Marschordnung noch in seinen stets mit Einsicht gewählten Stellungen gab er dem Feinde die geringste Blöße, drängte die Bulgaren immer weiter zurück, gewann immer mehr und mehr Terrain, ließ aber auch keine Burg und kein Schloß unbesetzt in seinem Rücken zurück; und es war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß Branas zu Folge des wohl ausgedachten Plans, dem er folgte, schon nach ein paar Feldzügen die Bulgaren völlig unterworfen und den Krieg beendigt haben würde. Aber nun fiel es diesem einsichtsvollen Feldherrn ein, sich selbst gegen den Kaiser zu empören und von seiner Armee, die ihn liebte und ihm ganz ergeben war, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Ungesäumt verließ Branas nun die Bulgarei, und eilte mit seinem Heere nach Adrianopel, seiner Vaterstadt, in der er, wie in der ganzen Provinz eine Menge Freunde, weitläufige Verbindungen und Anhänger hatte. — Die Empörung des Branas beschäftigte den Kaiser ein ganzes Jahr hindurch. Diese Zeit der Ruhe wußten aber Peter und Asan trefflich zu benutzen, theils

um ihre, in ihrem neuen Reiche gemachten Einrichtung noch mehr zu vervollkommnen und zu befestigen, theils auch um ihre Truppen zu üben, auf allen Bergspitzen neue feste Schlösser zu errichten und sich in einen noch weit größern, ihren Feinden Achtung gebietenden Vertheidigungsstand zu setzen. — Nach gedämpfter Empörung des Branas zog zwar Isaak wieder in eigener Person gegen die Bulgaren, vermochte aber jetzt durchaus nichts auszurichten, und nachdem er mit der fruchtlosen Belagerung einer Gebirgsfestung drei Monate verloren hatte, war er gezwungen, mit seinen empörten Unterthanen, den Bulgaren, wie mit einer unabhängigen Macht in Unterhandlungen zu treten, und einen Waffenstillstand auf zwei Jahre mit ihnen einzugehen.

6. Sobald der Waffenstillstand abgelaufen war, begannen die Bulgaren sogleich wieder den Krieg. Abermals zog Isaak selbst wieder gegen dieselben. Er glaubte, daß es ihm leicht seyn würde, in das Innere des Landes einzudringen. Aber je weiter er vorrückte, desto mehr fand er sich in seinem Marsch durch die vielen festen Schlösser gehemmt, die Peter und Asan indessen hatten erbauen lassen, und die, weil ihre Lage mit vieler Einsicht war gewählt worden, auch das Vorrücken eines feindlichen Heeres ungemein erschwerten. Als Isaak demnach jetzt Nachricht erhielt, daß ein Heer Pazinazen über die Donau gegangen sey, entschloß er sich sogleich, vor allem zuerst diesem neuen Feinde entgegen zu ziehen. Aber der Rückzug kam ihm theuer zu stehen, die Bulgaren kamen von ihren Gebirgen herab, überfielen ihn in einem langen, äußerst beschwerlichen Engpaß, und brachten ihm eine vollständige, höchst blutige Niederlage bei. Er selbst, der Kaiser, wäre verloren gewesen, hätten nicht sämmtliche höhere Of-

ficiere sich um ihn gedrängt, ihm zum Schilde gedient, und dann, obgleich zum Verderben einer ansehnlichen Schaar ihres eigenen Fußvolkes, in fliehender Eile ihn aus dem Engpasse herausgerissen *). Dieser Sieg über das kaiserliche Heer machte die Bulgaren so übermüthig, daß Peter und Asan, zum Hohne des Isaaks, sogar in allen bulgarischen Kirchen für die Erhaltung des Kaisers beten ließen, indem, wie sie sagten, so lange solche Kaiser, wie Isaak, das griechische Reich beherrschen würden, auch das bulgarische Reich immer mehr aufblühen und zunehmen müsse. — Auch das Heer ward durch diese Niederlage völlig entmuthigt; die Soldaten versagten den Gehorsam; alle Thäler und Gebirgsschluchten des Hämus, sagten sie, seyen mit den Gebeinen ihrer braven Kameraden bedeckt, und sie würden sich nicht länger mehr in ein Land führen lassen, das schon seit mehreren Jahren das Grab von so vielen Tausenden ihrer Brüder geworden wäre. Isaak, oder vielmehr sein Bruder Alexis, der ihm gleich im folgenden Jahre auf dem Throne folgte, sah sich nun gezwungen, die Unabhängigkeit des neuen bulgarischen Reiches förmlich anzuerkennen. Aber eine noch größere Consistenz und eine gewisse, noch festere

*) In dem Engpasse nämlich drängte sich eine Menge kaiserlichen Fußvolkes. Dieses konnte begreiflicher Weise sich nur sehr langsam fortbewegen. Da aber dadurch die Flucht des Kaisers ungemein wäre gehemmt, vielleicht gar gänzlich vereitelt worden, sprengte die ihn begleitende Reiterschaar, ohne Rücksicht auf ihre eigenen Leute zu nehmen, im vollen Laufe ihrer Pferde durch dieselben hindurch und stießen, um Platz zu gewinnen, viele derselben nieder, während eine nicht minder große Anzahl von den Pferden zertreten ward. Sehr bedeutend soll der Verlust an Leuten gewesen seyn, wovon vielleicht mancher Einzelne ungleich mehr werth gewesen seyn mag als der fliehende Kaiser selbst.

staatsrechtliche Begründung erhielt dasselbe, als nach dem Tode Asans und Peters *) deren dritter jüng-

*) Beide Brüder wurden ermordet, Asan zuerst und zwar von Iwan, einem der vornehmsten Officiere seines Heeres. Iwan lebte in einer unerlaubten Verbindung mit einer Schwester der Gemahlin Asans. Als dieser es erfuhr, fühlte er sich selbst dadurch im höchsten Grade beleidiget und ließ den Iwan sogleich zu sich rufen, obgleich es schon spät in der Nacht war. Dieser Ruf in einer so ungewöhnlichen Stunde setzte den Iwan in nicht geringe Bestürzung, er befürchtete, sein Umgang mit der Schwägerin seines Fürsten könnte entdeckt worden seyn, und des Asans zornmüthigen Charakter und dessen furchtbare leidenschaftliche Aufwallung kennend, bewaffnete er sich mit einem Dolche, den er unter seinem Kleid verbarg, und eilte dann nach dem Palast. Seine Absicht war gar nicht den Asan zu ermorden, sondern nur, wenn dieser ihn morden wollte, demselben zuvorzukommen. Dieß letztere geschah. Sobald Asan den Iwan erblickte, sprang er in voller Wuth nach seinem Schwerte; bevor er jedoch dasselbe aus der Scheide ziehen konnte, stieß ihm Iwan den Dolch in die Brust. Nun glaubte Iwan blos in einer förmlichen Empörung noch ein Mittel seiner Rettung zu finden. Aber sein Versuch war unglücklich. Peter jagte ihn aus dem Lande, und Iwan floh nach Constantinopel, wo er ehrenvolle und gastfreundliche Aufnahme fand. Der Kaiser gewann ihn lieb und setzte endlich ein solches Vertrauen in ihn, daß er ihm die Statthalterschaft von Philippopolis übertrug. Aber nun dauerte es nicht lange, so empörte sich Iwan auch gegen den Kaiser, anfänglich mit ziemlichem Erfolge, gerieth aber endlich in die Gefangenschaft des Kaisers, in der er auch einige Jahre darauf starb. — Der Name desjenigen, der den Peter ermordete, ist unbekannt. Wahrscheinlich war es ein ganz obscurer, unbedeutender Mensch, der, weil ihm irgend ein Gesuch von Peter war abgeschlagen worden, nun an dem Fürsten sich rächen wollte. — Es ist wahrhaft Schmerz und Unwillen erregend, daß die beiden edlen Brüder, nachdem sie in so vielen Gefechten, Schlachten und Stürmen dem Tode getrotzt, den größten Gefahren sich ausgesetzt, ihr glorreiches Werk vollbracht und die Unab-

ster Bruder Johannes oder Johannices ihnen in der Herrschaft folgte. Dieser staatskluge Fürst schickte nach Rom an den Papst Innocenz III. eine feierliche Gesandtschaft, durch die er sich als einen treuen Sohn der römischen Kirche bekannte, sich und sein Volk dem Gehorsam des römischen Stuhles unterwarf, und von dem Papste einen lateinischen Patriarchen begehrte. Bulgarien, wie unsere Leser sich erinnern werden, ward die erste Veranlassung zu der großen und unseligen orientalischen Kirchentrennung. Um so tröstlicher war jetzt für das Herz des heiligen Vaters die Rückkehr der bulgarischen Nation in den Schoß der heiligen römischen Kirche. Nachdem Innocenz die, von den bulgarischen Gesandten ihm übergebenen Urkunden und Denkschriften geprüft hatte, erkannte und bestätigte er die fürstliche Abstammung der Familie des Johannices von uraltem, römischen Adel *), ertheilte demselben die Würde und den Titel eines Königes, zugleich auch das Recht, Gold- und Silbermünzen prägen zu lassen, nebst noch einigen andern Prärogativen, welche damals die Päpste allein zu verleihen befugt waren. Johannices war jetzt wirklich ein treuer Sohn der römischen Kirche, aber dabei noch immer ein roher Barbar, der in seinen Kriegen, so wie, wenn er in Zorn entflammte, sich zu Grausamkeiten, vor denen ein wahrer, christlicher Monarch zurückgeschaudert hätte, sich nicht selten hinreißen ließ. — Von jetzt an gaben die Griechen jeden Gedanken an die

hängigkeit ihres Vaterlandes erkämpft hatten, endlich dennoch unter den Händen zweier elenden Meuchelmörder fallen mußten.

*) »A nobili,« schreibt der Papst, »urbis Romae prosapia genitores tui originem traxerunt.« — Die Originalcorrespondenz zwischen dem bulgarischen Könige und dem römischen Papste ist in den Gestis Innocent. III. eingerückt.

Wiedereroberung der bulgarischen Länder auf, und waren froh, wenn es ihnen nur gelang, die Bulgaren, wenn diese, raubend und verheerend die griechischen Grenzen überschritten, wieder in ihre Gebirge zurückzutreiben und bisweilen ihnen auch einen Theil ihrer gemachten Beute wieder abzunehmen, welches letztere jedoch nicht immer, ja wohl nur selten der Fall war.

7. Interessante, Geist und Herz erregende und befriedigende Scenerien, wie sie das Leben großer Männer oft in Menge darbietet, würde man in Isaaks Lebens- und Regierungsgeschichte fruchtlos suchen. Im Ganzen genommen offenbarte sich in diesem Kaiser eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, die mit der Grausamkeit seines Vorfahren einen, anfänglich für ihn höchst günstigen Contrast bildete. Wirklich war Isaak nichts weniger als Tyrann, aber leider ein Herr von ganz ungemein beschränktem Verstande. So lange er regierte, war er stets und ununterbrochen ein Spielzeug in den Händen seiner Minister, die er ohne Verstand und Einsicht wählte, und zwar unter solchen Männern wählte, die ein nur halb verständiger Regent nicht in die letzte Klasse seiner Räthe gesetzt haben würde, und die, weil selbst lächerlich und verächtlich in den Augen des Volkes, auch ihren Herrn nach und nach bei demselben immer lächerlicher und verächtlicher machten. Der erste Minister, den er gleich bei seiner Thronbesteigung ernannte, war sein eigener mütterlicher Oheim Theodor Castomonites, ein in Jahren schon sehr weit vorgerückter, dem Greisenalter sich nähernder Geizhals, von der Gicht an allen Gliedern gelähmt, dabei öftern epileptischen Anfällen unterworfen, und unvermögend, sich auf den Füßen zu erhalten. In einer Sänfte ließ er sich täglich in den Palast tragen, und in der Sänfte liegend arbeitete er auch

mit dem Kaiser, das heißt, Isaak und er sannen mit einander auf neue Mittel, den Unterthanen das Geld abzunehmen und die kaiserliche Schatzkammer damit zu füllen. Natürlich floß der größte Gewinn davon stets in die Kasse des habsüchtigen Oheims; denn da der Kaiser offenbar nur zum Gehorchen und nicht zum Herrschen geboren war, so vermochte er auch durchaus nicht, die Aufführung seiner Minister zu beleuchten; was sie ihm sagten, wäre es auch die größte Unconsequenz gewesen, erschien ihm dennoch stets in dem Lichte hoher ministerieller Weisheit. Ueberhaupt war während der Regierung dieses Kaisers das ganze Verwaltungssystem nichts als eine ununterbrochene Finanzspeculation auf das Vermögen der Einzeln wie ganzer Städte und Provinzen; das wahre Staatswohl kam dabei gar nicht in Anschlag. Nach dem Tode des Castomonites besetzte dessen Stelle der Kaiser mit einem noch ganz jungen, nicht nur mit den Geschäften, sondern selbst mit deren Formen und Gange völlig unbekannten, noch nicht einmal zum Manne gereiften Jüngling. Bei seiner, sich bei jeder Gelegenheit kund gebenden, oft wahrhaft kindischen Eitelkeit hatte Isaak sich in den Kopf gesetzt, selbst den neuen Minister nach seinem Sinne zu bilden, und ihn in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung zu unterrichten. Aber leider war der Lehrer so unwissend wie der Schüler, letzterer jedoch ein ungemein aufgeweckter Kopf, der jede Sottise, die er beging — und ihrer waren es nicht wenige — stets unter einem witzigen und Lachen erregenden Einfall zu verhüllen wußte; damit belustigte er nicht wenig den Kaiser, in dessen Gunst er täglich stieg, und zwar um so höher stieg, da er, nicht minder sinnreich als sein Vorfahrer in Auffindung neuer Finanzquellen, doch darin vor dem geizigen Castomonites sich auszeichnete, daß er den ganzen

Gewinn, allen den Provinzen abgenommenen Raub ohne allen Abzug und völlig ungeschmälert dem Kaiser zufließen ließ. — Isaaks Charakter — wenn er anders einen hatte — war eigentlich blos eine launenhafte Mischung der seltsamsten Widersprüche. Obgleich, wie wir schon bemerkten, von Herzen gutmüthig, beging er dennoch auch wieder manche Grausamkeit. So z. B. setzte er bei seiner Thronbesteigung alle, die in den Provinzen noch auf Befehl des Andronikus in Banden lagen, sogleich in Freiheit, rief die Verbannten entweder wieder nach Constantinopel oder in ihre Vaterstadt zurück, setzte sie auch wieder in Besitz ihrer von Andronikus eingezogenen Güter und, waren diese schon veräußert, entschädigte er sie auf Kosten des kaiserlichen Schatzes. Aber während er durch diese lobenswerthe Handlungen viele Herzen gewann, machte er sich doch zu gleicher Zeit einer himmelschreienden Ungerechtigkeit schuldig. Andronikus ältestem Sohne Manuel, der auch nicht einen einzigen Zug mit seinem Vater gemein hatte, der sich stets dessen grausamen Befehlen mit der größten Standhaftigkeit und mit eigener Gefahr widersetzt, der an deren Vollziehung nie den mindesten Antheil gehabt, im Gegentheil manche Gräuelthat in Geheim verhindert, manche harte Beschlüsse des grausamen Vaters, so viel er gekonnt, gemildert hatte, diesem edeln, um das Wohl der Menschheit so sehr verdienten Prinzen ließ er dennoch beide Augen ausstechen. — Nicht selten entbrannte er, und zwar ohne alle Ursache, in heftigen Zorn; wofür er aber ein andermal, ebenfalls ohne allen Grund, sich eben so schnell wieder besänftigte, selbst wenn sein Unwille gerecht und vollkommen gegründet war. — Auf die Unterthanen wälzte er eine unerträgliche Last nicht mehr zu erschwingenden Abgaben und Steuern; hörte er aber von großer Armuth, so eilte er sogleich

Armenhäuser und Spitäler zu erbauen, wahrscheinlich für die Unglücklichen, die seine eigene grenzenlose Verschwendung verarmt hatte. Eben so sonderbar war auch seine Frömmigkeit. Er hatte den ganz eigenen Wahn, daß die Vorsehung über ihm als ihrem besondern Liebling vorzüglich wache, daher auch alle Prophezeiungen seines Sterndeuters, der Dorothe hieß, in kurzer Zeit in Erfüllung gehen würden, welchen zu Folge seiner Regierung die Dauer beinahe von einem halben Jahrhundert haben, Isaak, nach völliger Besiegung der Türken, die Grenzen seines Reiches in Europa weit über die Donau, und in Asien bis an den Euphrat ausdehnen, und der glücklichste und glorreichste Monarch der Erde seyn werde. Aber bei allem dem beschränkte sich seine Frömmigkeit doch blos auf die Charwoche. In dieser Zeit fastete und betete er mit Mönchen, die er zu sich kommen ließ, gab reichliches Almosen und stattete ein Dutzend armer Mädchen aus. Aber kaum waren diese heiligen Tage vorüber, so ward er auch sogleich wieder der alte, keines ernsten Gedankens fähige Weltling, dessen Genußsucht keine Schranken und Grenzen kannte. Auch er, wie es scheint, wußte von keinem höhern Zwecke des Lebens, als blos in einem ununterbrochenen Wirbel von Vergnügungen und Ergötzungen sich unaufhörlich herumzutreiben; sein Kaisertitel hatte nur in so fern für ihn einen hohen Werth, als er in demselben einen Freibrief gefunden zu haben glaubte, sich ohne allen Zwang und Scheu allen seinen Lüsten hingeben zu dürfen. Schauspieler, Sänger, Tänzer, Tänzerinnen, Schalksnarren und Possenreißer waren seine liebste Umgebung; diesen standen zu jeder Stunde die Thoren des Palastes und die Thüren seines Cabinets offen; und mit ihnen zogen nun auch Frechheit, Ausgelassenheit und Zuchtlosigkeit in die Kaiserburg ein.

Indessen erzürnte er sich doch oft nicht wenig, wenn dieses Gesindel bei seinen rohen und groben Spaßmachereien den ihm schuldigen Respekt vergaß. Er jagte sie dann sämmtlich aus dem Palaste hinaus, ließ sie aber, weil sie ein Bedürfniß für ihn waren, schon am folgenden Tage wieder zurückrufen. Seine Prachtliebe übertraf alle früheren Beispiele orientalischer Verschwendung. Dasselbe Kleid legte er nie mehr als nur ein einzigesmal an; die Anzahl seiner Verschnittenen und Bedienten belief sich auf zwanzig Tausend, eben so groß war auch der Aufwand für seine Tafel, und der tägliche Bedarf für die kaiserliche Haus- oder Hofhaltung erforderte nicht weniger als vier tausend Mark Silbers, was, auf ein ganzes Jahr berechnet, die ungeheuere Summe von vier und vierzig Millionen Gulden nach unserm jetzigen Geldfuß ausmachen würde *). — Dazu kam auch noch eine unmäßige Bauliebe, oder vielmehr eine wahre leidenschaftliche Bauwuth. Ganze Reihen von Häusern, Kirchen und Palästen ließ er ein-

*) Aus Nicetas Beschreibung des Privatlebens Isaaks wollen wir nur folgende, weil sehr charakteristische Stelle unsern Lesern hier mittheilen: Erat in victu sumptosissimus, et de ferculis distribuebat iis, qui mensae astabant. Mensam omnino Salomoniam aut Sybariticam habebat, et novis ut ille vestibus quotidie utebatur; nec erat ejus convivium aliud quam collis panum, saltus ferarum, piscium mare, vini Oceanus; alternis diebus lavacris se reficiebat: pastillis et unguentis omnis generis delibutus, instar pavonis superbi se ostentabat, et ut sponsus e thalamo, aut ut sol ab Oriente, et ipse e palatio quotidie prodibat. Gaudebat facetiis et mollibus cantilenis, morionibus scurris, histrionibus, parasitis, mimis, cantoribus palatii fores patebant: cum quibus rebus et hominibus utique Bachi et Veneris intemperantia conjungitur, caeteraque bonum sacri Imperii statum corrumpere solita (Lib. III. c. 5. p. 182. edit. Paris.)

reissen, und noch prachtvollere, und wie er wähnte, auch geschmackvollere Gebäude errichten. Die Küsten des Propontis und die darin liegenden Inseln prangten mit einer Menge von Isaak erbaueten Paläste, prächtigen Gärten und anmuthigen Hainen. Die seltensten Statüen, Bildnisse, Obelisken, Säulen und andere Kunstwerke ließ er mit einem ungeheuern Geldaufwand aus den entferntesten Theilen seines Reiches herbeiführen, um seine eigenen Schöpfungen damit zu schmücken. In seiner oft kindischen und lächerlichen Eitelkeit, der Hauptquelle seiner unmässigen Bauliebhaberei, wodurch er seinen Namen zu verherrlichen und sein Andenken zu verewigen glaubte, wollte er sogar neue Inseln aus dem Meere hervorrufen, und machte einigemal den eben so sinn- als fruchtlosen Versuch, das Meer an verschiedenen Orten, wo es von den Küsten eingeengt war, auszufüllen und neue Pflanzungen darauf anzulegen. Um des Kaisers unsinnige Verschwendungssucht zu befriedigen, bedurfte es ungeheurer Summen, und da von den, unter den jedes Jahr vermehrten und erhöheten Steuern und Abgaben schon völlig erschöpften Provinzen nichts mehr zu erpressen war, so nahm man zu den verderblichsten, selbst verruchtesten Mitteln seine Zuflucht. Der über alle Maße schändliche Mißbrauch, Aemter, Stellen und Magistraturen an die Meistbietenden zu verkaufen, ward auf das Neue eingeführt; den angestellten Beamten und Staatsdienern wurden ihre Besoldungen nicht ausgezahlt, und sie dadurch gezwungen, sich auf Kosten ihrer Administrirten zu entschädigen, das Recht zu beugen, und wo sie konnten den Fiscus zu bestehlen; der größte Verbrecher konnte mit Geld sich von den Forderungen der Gerechtigkeit loskaufen, mithin auch diese weder Person noch Eigenthum friedlicher Bürger mehr schützen; endlich ward viel-

leicht auch dadurch noch dem Staatscredit eine tödtliche Wunde geschlagen, daß man unaufhörliche Veränderungen an dem Gelde sich erlaubte, große wie kleine Gold= und Silbermünzen umprägte, durch immer häufiger werdende Beimischungen sie auch immer mehr verfälschte und verschlechterte, so daß endlich zwischen dem Nominalwerth derselben und deren realen oder wirklichen Werth gar kein Verhältniß mehr stattfand: unstreitig der schändlichste, die Interessen aller Staatsbürger, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, besonders bei einer großen Handel treibenden Nation, verletzende Raub und Betrug. Nothwendig mußte dadurch der Kaiser, der schon durch so viele Thorheiten sich verächtlich gemacht hatte, nun auch den Haß aller seiner Unterthanen auf sich ziehen; und während seine Sterndeuter, deren Meister der schon erwähnte Dorothe war*), ihm eine lange

*) Um diesen Dorothe für seine so glücklichen, dem Kaiser so schmeichelhaften Prophezeihungen zu belohnen, ernannte ihn Isaak zum Patriarchen von Constantinopel. Um aber dieß thuen zu können, mußte er sich einer List bedienen. Dorothe war nämlich schon Titularpatriarch von Jerusalem, und den Canons zu Folge durfte kein Bischof von einer Kirche zu einer andern versetzt werden. Der Kaiser ließ also den Balsamon, bekanntlich den größten und gelehrtesten Canonisten seiner Zeit, der jedoch ebenfalls schon Titularpatriarch von Antiochien war, zu sich rufen, klagte über den Mangel frommer und erleuchteter Geistlichen, sagte ihm auch dabei: längst sey er schon gesonnen gewesen, ihn zum Patriarchen von Constantinopel zu ernennen; was ihn zurückhalte, sey blos, weil er, Balsamon, schon Patriarch von Antiochien sey. Wenn er also, er, der so tiefe Einsicht in alle kirchlichen Disciplinarangelegenheiten habe, der Geistlichkeit und dem Volke beweisen könne, daß jener Canon jetzt bei weitem nicht mehr so strenge verbindlich sey, als er es ehemals gewesen; so würde er ihn aus einer großen Verlegenheit ziehen. Balsamon, der bei seiner großen Gelehrsamkeit doch kein sehr strenger

Reihe von Jahren glücklicher und glorreicher Regierung ankündigten, zählten die Völker die Jahre ihres Elandes, und hofften mit jedem eintretenden neuen Jahre, daß die gänzliche Werthlosigkeit ihres Kaisers auch seiner Regierung endlich von selbst ein Ende machen werde.

8. Ein Unglück für den Kaiser war es, für alle seine Thorheiten, für alle seine oft kindischen, jedoch für das Volk äußerst drückenden, verschwenderischen Phantasien auch nicht eine einzig glänzende

Ascet war, mithin in der Welt und der Kirche weit lieber hoch angestellt und angesehen, als darin unbekannt und unbedeutend seyn wollte, berief gleich am folgenden Tage eine Synode zusammen, der er die Sache vorlegte, und da Balsamon überhaupt von allen Geistlichen seiner Zeit, mithin auch von den jetzt versammelten Prälaten als ein Orakel betrachtet ward, so wurde auch die Frage ganz nach dem Wunsche des Kaisers entschieden. Aber kaum war diese Entscheidung veröffentlicht und dem Kaiser bekannt gemacht worden, als dieser nicht den Balsamon sondern seinen Dorothe auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhob. Dagegen protestirte jedoch nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch alles Volk, so daß der Kaiser seinen neuen Patriarchen mit Gewalt und bewaffneter Macht mußte einsetzen lassen. Aber auch dadurch ward die Ruhe in der Kirche noch nicht hergestellt. Geistliche wie Laien weigerten sich, den Dorothe für das höchste Oberhaupt der griechischen Kirche anzuerkennen, suchten ihn in allen seinen Verrichtungen zu hemmen, zu stören und ihm so vielen Verdruß als möglich zu machen. Zwischen der Geistlichkeit, die das Volk auf ihrer Seite hatte, und dem Kaiser, der seinen Dorothe durchaus in seiner Würde erhalten wissen wollte, dauerte der Streit zwei Jahre, bis zuletzt Isaak, der immerwährenden Zänkereien endlich müde, es zugab, daß Dorothe wieder abgesetzt ward; worauf jedoch nicht Balsamon, sondern ein gewisser Xiphilin, Schatzmeister der Kirche von Constantinopel, diesen Stuhl erhielt.

Waffenthat einlegen zu können. Daß Isaak nichts weniger als ein Held war, obgleich er, wenn seine Feldherren einige Vortheile errungen hatten, sich die Ehre davon zuschrieb, daß er vielmehr den Verdacht entschiedener Feigheit sich zugezogen hätte, davon haben wir bisher schon mehrere Beweise gehabt. Alle unter seiner Regierung ausgebrochenen Empörungen — und ihrer waren es nicht wenige — wurden sämmtlich, ohne das mindeste Hinzuthuen von Seite des Kaisers, entweder durch den Eifer oder die Treue seiner Diener, oder auch durch unvorhergesehene Incidentfälle wieder gedämpft. Die gefährlichste von allen diesen Empörungen für den Kaiser war unstreitig jene des tapfern und kriegskundigen Branas. Alle occidentalischen wie orientalischen Provinzen des Reichs hatten ihn schon als Kaiser anerkannt. Nur die freilich ganz ungeheure, weit mehr als eine Million Menschen in sich fassende Hauptstadt hatte sich noch nicht für Branas erklärt, hielt sich demnach noch zu dem Kaiser, zeigte jedoch keinen besondern Eifer, so daß man nicht ohne Grund befürchten mußte: das leicht zu bewegende Volk könnte wohl, besonders bei einer langwierigen und mühseligen Belagerung, um diesem Elende ein Ende zu machen, sich endlich für Branas erklären und ihn in die Stadt einlassen. Seine Rettung hatte Isaak ganz allein dem tapfern und einsichtsvollen Markgrafen Conrad von Montferrat zu danken. Isaak ward bei der Nachricht von dem Anrücken des feindlichen Heeres so kleinmüthig, daß er unfähig war, die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen; dafür blos eine ganze Schaar frommer, von Almosen lebender Mönche herbeirief, sich mit diesen in seinem Palaste einschloß, und Tag und Nacht zu Gott flehete, daß er ihn beschützen und die Krone ihm erhalten möge. Aber damit war der

thätige und unternehmende Markgraf nicht zufrieden. Er bemerkte also dem Kaiser, daß es zwar sehr löblich und heilsam wäre, vor jedem großen Unternehmen, besonders bei drohender Gefahr, vor allem zuerst sein Herz zu Gott zu erheben und den Herrn der Heerschaaren um dessen mächtigen Beistand anzuflehen, daß aber hierauf auch der Mensch die Hände nicht in den Schooß legen, nicht ein Wunder von dem Allmächtigen begehren, sondern durch Thätigkeit und eigene Kraftanstrengung sich des Beistandes Gottes würdig machen müsse. Da Conrad als ein Angehöriger der kaiserlichen Familie, und wegen seines großen, durch eine Reihe ruhmvoller Thaten erworbenen Ansehens sich mehr als ein anderer erlauben durfte, fuhr er nun fort, durch eben so witzigen als beissenden Spott Isaaks Eitelkeit so lange zu reizen, bis er endlich ebenfalls den Küraß anlegte. Für den Kaiser war es abermals ein günstiger Umstand, daß Branas von seinem anfänglichen Plane, die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, abwich, und um seine Sache desto schneller zu beendigen, sie einer entscheidenden Schlacht überlassen wollte, daher auch, sobald er über den Bosphorus gegangen war, sein Heer vor den Mauern von Constantinopel in Schlachtordnung stellte. Dem Markgrafen war dieses äußerst erwünscht. Er zog also ebenfalls mit dem nicht minder zahlreichen kaiserlichen Heere aus der Stadt, mit ihm auch der Kaiser. Dieser führte jedoch nur einen Flügel des Heeres, während Conrad sich an dem Orte befand, wo eigentlich der Kaiser hätte seyn sollen, nämlich im Mittelpuncte der Schlachtlinie, von welchem aus er alle Bewegungen des Heeres leitete. Conrad hatte aus den in Constantinopel befindlichen Abendländern, ungefähr Tausend an der Zahl, und deren Tapferkeit er kannte, wie auch

aus dem Kern der kräftigsten Einwohner eine besondere Legion gebildet und diese unter seine unmittelbare Führung gestellt. Sobald er nun sah, daß die Schlacht auf allen Punkten der Frontlinie begonnen habe, machte er mit seiner Schaar plötzlich einen wüthenden Angriff auf das Centrum des feindlichen Heeres, das er auch, obgleich erst nach langem und hartem Kampfe, endlich durchbrach. Als Branas einen Theil seiner Leute fliehen sah, schien er doch dadurch gar nicht beunruhiget; aber wohl einsehend, daß die ganze Kraft des kaiserlichen Heeres blos in dem Markgrafen läge, daß mithin, wenn dieser fiele, auch der Sieg sich sogleich für ihn entscheiden würde, sprengte er in vollem Laufe seines Pferdes auf ihn zu und schleuderte nach ihm mit mächtigem Arm seinen Wurfspies, der jedoch den Markgrafen nur ganz leicht streifte, worauf dieser mit eingelegter Lanze auf ihn rannte und mit einem kräftigen, wohlangebrachten Stoß ihn vom Pferde warf. Der jetzt wehrlos auf der Erde liegende Branas bat nun, wie man heut zu Tage zu sagen pflegt, um Quartier: „Sey ganz unbekümmert," antwortete Conrad, „es soll Dir nichts kosten, als nur Deinen Kopf." — Wirklich ließ er ihm auch diesen auf der Stelle abschlagen und schickte ihn dem Kaiser, worauf Branas ganzes Heer zu fliehen anfing, und auf seiner langen und weiten Flucht sich endlich gänzlich zerstreute. — Ohne alles Zuthun des Kaisers hatte Conrad ganz allein diesen Sieg erfochten, mithin auch ohne alles Zuthun Isaaks den Aufruhr gedämpft. Aber demungeachtet schrieb der Kaiser sich doch die ganze Ehre der gewonnenen Schlacht und des geendigten Aufruhrs ganz allein zu; hielt einen triumphirenden Einzug, auf welchem er sich den Kopf des Branas und ein Bein desselben auf zwei Picken vortragen ließ, und vor Freude ganz außer sich war, als jetzt seine zahllosen Umgebungen,

von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, ihn nicht nur als Sieger begrüßten, sondern ihn auch den größten Feldherren älterer und neuerer Zeit beizählten *). — Aber der Markgraf, der durch seine Einsicht die schwache Regierung des Kaisers bisher, so viel als möglich gestützt und gehoben hatte, ward der tollen Wirthschaft, von der er voraussah, daß sie kein gutes Ende nehmen werde, endlich überdrüßig, und dabei im höchsten Grade auch noch mißvergnügt, daß er, obwohl mit dem Cäsarstitel geschmückt, doch nicht den mindesten Einfluß in die Geschäfte habe, und Isaak sich blos dem unverständigen Rath seiner ihm

*) Als Isaak einige Tage darauf zur Feier seines Sieges den Großen seines Hofes ein glänzendes Festmahl gab, ließ er auch das abgeschlagene Haupt des Branas auf die Tafel setzen, und hatte nun eine ganz besondere Lust daran, daß seine Hofleute den Kopf auf der Erde herumschleiften, mit Füßen traten und auf mancherlei bübische Weise mißhandelten. Dieß war jedoch blos kindisch und läppisch, freilich eines Kaisers höchst unwürdig. Aber desto grausamer war es, daß Isaak jetzt den, durch die vielen Mißhandlungen der Hofschranzen scheußlich entstellten Kopf der Wittwe des Unglücklichen sandte, und sie fragen ließ, ob sie denselben kenne: „Ja wohl," antwortete sie, „erkenne ich denselben, aber zugleich auch die ganze Größe meines Unglückes." Weiter sprach sie nichts, gab auf die andern an sie gerichteten Fragen gar keine Antwort. Branas hinterlassene Gemahlin war eine Nichte des Kaisers Manuel, ausgezeichnet nicht blos durch Schönheit, sondern auch durch Geist, Verstand und ächte Frömmigkeit. Manuel nannte sie eine Zierde ihres Geschlechtes und der ganzen kaiserlichen Familie, für alle Frauen ein Muster, das alle weibliche Tugenden wie in einem lieblichen Kranze in sich vereinige. — Selbst Andronikus würde dieses nicht gethan haben; denn war dieser auch ein Tyrann, blutdürstig und grausam; so vergaß er doch nie seine Würde so sehr, daß er sich zu solchen ganz pöbelhaften Gemeinheiten herabgelassen hätte.

unaufhörlich schmeichelnden Minister und leichtsinnigen Hofleute hingebe, verließ ganz in Geheim, als der Kaiser gerade abwesend war, Constantinopel und segelte nach Palästina, um seinen dort sehr bedrängten christlichen Mitbrüdern zu Hülfe zu eilen. Hier pflückte er neue, seinen Ruhm noch um vieles vermehrende Lorbern, die ihn jedoch leider nicht gegen die Dolche zweier vom Alten auf dem Berge gesandten Meuchelmörder schützen konnten. Am hellen Tage und auf öffentlichem Markte ward Conrad in Antiochien ermordet. Was und Wer zu dieser Gräuelthat die Veranlassung gegeben, ist unbekannt. Man erschöpfte sich zwar in Vermuthungen, wovon aber eine immer abgeschmackter als die andere ist; und diese Ermordung eines der größten Männer seiner Zeit gehört ebenfalls zu jenen vielen nächtlichen Gräuel- und Frevelthaten, deren Veranlassung und Verkettung selbst bis auf den heutigen Tag noch immer ein schwarzer, undurchdringlicher Schleier unseren Augen verhüllt.

9. Indessen sank Isaak immer tiefer in der öffentlichen Meinung sowohl bei dem Heer und dem Volke von Constantinopel, als auch besonders in den Provinzen, die unter der unerträglichen Last von Steuern und Abgaben bisweilen sogar die Regierung eines Andronikus zurückwünschten und dessen Andenken segneten. Bei dieser völligen Verlassenheit des Kaisers war es für dessen Bruder Constantin Angelus, der jedoch zur Regierung eben so unfähig als Isaak, dabei aber ein noch weit schlechterer, verdorbenerer Mensch war *), ein Leichtes, seinen Bruder endlich

---

*) Wenn man die Sprache der Verachtung und des Abscheues ganz erschöpfen wollte, würde sie doch keine Ausdrücke darbieten, die stark genug wären, den häß-

von dem Throne zu stoßen. Diese Thronrevolution war schon seit langer Zeit vorbereitet worden, und obgleich eine Menge von Leuten darum wußten, so war sie doch bisher noch immer für den Kaiser und dessen sorglosen Ministern ein Geheimniß geblieben. Endlich brach sie aus, als Isaak, der abermals eine Heerfahrt gegen die Bulgaren im Sinne hatte, im Lager bei Cypsella stand, welche Stadt er dem Heere zum Sammelplatz bestimmt hatte. Da alle nöthigen Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges noch nicht beendiget waren, so wollte einstweilen Isaak sich einige Tage mit der Jagd belustigen. Zu dieser hatte er auch seinen Bruder Constantin, den er sehr liebte und dessen Wünschen er bisher stets zuvorgekommen war, eingeladen, der jedoch unter dem Vorgeben einer kleinen Unpäßlichkeit der Einladung ausgewichen war. Aber kaum hatte sich Isaak aus dem Lager entfernt, als Constantin sich unverzüglich in das Zelt seines Bruders begab, mit den kaiserlichen Insignien sich schmückte und von den, der Verabredung gemäß, sogleich herbeieilenden höheren Officieren des Heeres, und hierauf von dem ganzen Heere selbst unter dem größten Jubel zum Kaiser ausgerufen ward. — Auch Constantinopel und die Provinzen, als sie von dem Hergange Kunde erhielten, stimmten, jedoch nicht sehr freudig und auch nicht ohne große Ausnahmen, in die von den Soldaten getroffene neue Kaiserwahl ein*). Alle Minister

---

lichen Charakter dieses undankbaren, tückischen, grausamen, bis zur Niederträchtigkeit habsüchtigen, dabei äußerst feigen und elenden Fürsten, der Wahrheit gemäß, zu bezeichnen

*) In Constantinopel war nicht nur ein Theil des Senats mit der Thronveränderung höchst unzufrieden, sondern auch ein großer Theil der Einwohner empörte sich da-

und alle die vielen höhern wie niedern Hofbeamten eilten nun, gleichsam wetteifernd, wer den am

[illegible]

gegen.; das Volk schrie: „Es wolle keinen Angelus zum Kaiser; es sey dieß ein völlig verdorbenes, ausgedürrtes Geschlecht, das nur Mißgeburten auf die Welt zu setzen im Stande sey." Das Volk rief endlich den Alexius Contostephanes zum Kaiser aus. Aber Euphrosine, Constantins Angelus Gemahlin, ein zwar höchst unzüchtiges, durchaus unmoralisches, jedoch mit Verstand und männlicher Kühnheit ausgerüstetes Weib, wußte den Aufstand bald zu dämpfen. Sie schickte gegen die unbewaffneten Haufen ihre zahlreichen aber dabei wohl bewaffneten Satelliten, die das Volk zerstreuten, sich des Contostephanes bemächtigten und in das Gefängniß ihn warfen. Dadurch war jetzt der Aufstand schon ziemlich gedämpft; aber nun gelang es auch noch dem schlauen Weibe, durch süße und freundliche Worte und durch äußerst gefälliges, einschmeichelndes Betragen sowohl die Unzufriedenen im Senate als auch unter dem Volke in so weit zu beschwichtigen, daß sie, wenn auch unzufrieden mit dem, was geschehen war, doch wenigstens dazu schwiegen, worüber jedoch ein byzantinischer Geschichtschreiber seinen Unwillen nicht unterdrücken kann. Der gelehrte Nicetas nämlich — ein unbefangener, die Wahrheit liebender Geschichtschreiber (nur nicht, wenn von den Abendländern die Rede ist, denn alsdann wird seine Unbefangenheit und Wahrheitsliebe von seinen crassen Vorurtheilen und seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen die Lateiner, wie er sie nennt, verschlungen), der, nachdem er vorher eine sehr umständliche und weitläufige Beschreibung von der unbegreiflichen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit der damaligen Menschen aller Stände und Classen, selbst den Patriarchen und die griechische Geistlichkeit nicht ausgeschlossen, gemacht hat, ebenfalls des hier oben erwähnten Aufstandes gedenkt, sagt am Ende: At Imperatrix callida et tempori servire edocta mulier *Fatuos* Byzantinos verborum lenocinio demulcebat, qui, ut porci rerupini, quibus ventres fricantur, blanditiis deliniti, nihil non eorum quae acta erant, approbabant. — In dem folgenden Kapitel

dern an zuvorkommender Bereitwilligkeit übertreffen würde, in das Lager, begrüßten Constantin als ihren neuen Herrn und versicherten ihn ihrer unverbrüchlichen, treuen Anhänglichkeit; kurz, unter dem ganzen zahlreichen Haufen, der am Morgen desselben Tages den Isaak noch angebetet hatte, fand sich jetzt schon kein Einziger mehr, der ihn auch nur noch mit dem Rücken angesehen hätte: unstreitig ein starker Beweis für die außerordentliche Armseligkeit Isaaks, aber auch zugleich für die bodenlose Schlechtigkeit jener Zeit und der Menschen, die darin lebten. — Sobald Isaak erfuhr, was während seiner kurzen Abwesenheit vorgefallen, eilte er schnell in das Lager zurück. Als aber die Leibwache, die nicht mehr die seinige war, ihm entgegen kam, und er aus der Haltung derselben deren feindliche Absichten wahrnahm, kehrte er schnell wieder um und entging durch die Schnelligkeit seines Pferdes für diesmal noch den Händen seiner Verfolger. Ohne einen Augenblick zu ruhen legte jetzt Isaak einen Weg von fünfzig Stunden zurück. In Stagyra, einer Stadt in Macedonien, angekommen, wollte er, weil ganz erschöpft, sich hier einige Ruhe gönnen. Aber leider wird das Mitleiden, welches die gesunkene, in Staub getretene Majestät einflößen sollte, doch stets entweder von der Furcht vor dem glücklichen Thronräuber, oder der Hoffnung glänzender Belohnung bei weitem überwogen. Kaum hatte also der Befehlshaber der Stadt erfahren, daß

---

sagt Nicetas von der Kaiserin: Euphrosina Imperatrix virago, sed superba, luxuriosa et impudica — — neque de exquisito ornatu et luxu regio nunc loquor, sed impudicitiae probro atque infamia, qua maritum dehonestabat. — — Qualis uxor talis maritus! Fürwahr, ein auserlesenes Pärchen, über welches selbst die Engel im Himmel sich müssen erfreut haben.

sein bisheriger Kaiser und Herr, allein und ohne alle Begleitung, gleich einem verlassenen Flüchtling in der Stadt angekommen sey, ließ er ihn in Fesseln legen, nach Constantinopel bringen und dem unnatürlichen Thronräuber ausliefern. Der neue Kaiser, der, seiner wahren Abstammung sich schämend, seinen Familiennamen verschmähete, und unter dem Vorgeben: ein Sprößling des edeln comnenischen Hauses zu seyn, sich den Namen Alexius beilegte, ließ seinem unglücklichen Bruder mit raffinirter Grausamkeit beide Augen ausreißen. Der Unmensch hoffte, daß diese schreckliche, mit vielem Blutverlust verbundene Verwundung das Leben desselben endigen würde. Als aber Isaak dennoch genaß, ward er aus dem Gefängnisse in dem Palaste in einen Thurm gesperrt und mehrere Jahre in sehr harter Haft gehalten. Die ganze Nahrung, die ihm täglich gereicht ward, bestand blos in einem Stück schwarzen Brodes und etwas wenigem geringen Weines: die gewöhnliche Kost jedes Sclaven, der das Unglück hatte, einem geizigen und aus Geiz hartherzigen Herrn anzugehören. — Ein paar Jahre nachher soll Isaak eine mildere Behandlung erfahren, auch sein grausamer treuloser Bruder ihm zu seinem Gefängniß ein Kloster angewiesen haben, worin er jedoch nie lange bleiben durfte, daher auch bei dem öfteren Wechsel desselben bald in dieses, bald in jenes Kloster geschleppt ward. Als Isaak von dem Throne in ein Gefängniß wanderte, hatte er neun Jahre und einige Monate geherrscht, aber kaum noch das vierzigste Jahr seines Alters erreicht *). — Acht

*) In dem dritten Jahre der Regierung dieses Kaisers, begann auch der Abendländer dritter Kreuzzug, den der Kaiser Friederich I. eröffnete, der weit früher als die Könige Frankreichs und Englands mit seinen Deutschen nach dem Orient zog. Aber die tückische, ja treulose, weil feige Politik, die Isaak in seinen Verhältnissen

Jahre blieb Isaak der Gefangene seines Bruders. Aber nun schlug auf einmal wieder die Stunde seiner Erlösung. Durch die Klugheit und Thätigkeit seines Sohnes Alexius ward er mit Hülfe eines Heeres tapferer abendländischer Kreuzfahrer nicht blos aus der Gefangenschaft befreit, sondern sogar, als der feige Thronräuber aus Furcht vor den Kreuzfahrern die Stadt verlassen hatte, von dem Senat und dem gesammten in Constantinopel anwesenden Adel wieder auf den Thron erhoben; und so war es nun Isaaks eigenes Geschick, nach einer endlosen, in einem Zeitraume von eilfhundert Jahren den Thron bald zierenden, bald wieder entweihenden Regenten, der Erste zu seyn, welcher der römischen Welt das bis dahin noch nie gesehene Schauspiel eines r e g i e r e n d e n b l i n d e n Kaisers gab. Wenige Wochen darauf ward jedoch auch sein Sohn Alexius zum Kaiser gekrönt und theilte die Herrschaft mit seinem Vater. War und blieb auch auf dem Throne Isaak noch immer blind und konnte nichts sehen, so hatte er doch wenigstens das Vergnügen, seiner zahllosen Hofleute unaufhörliche Schmeicheleien und Lobeserhebungen zu hören, die er jetzt um so gieriger und freudiger verschlang, als er derselben seit acht Jahren hatte entbehren müssen. Auch Sterndeuter und Propheten stellten sich wieder ein und verkündeten dem blinden Kaiser, daß er auf wunderbare Weise in kurzer Zeit sein Gesicht wieder erhalten, und hierauf eine lange Reihe von Jahren glücklich und glorreich herrschen, auch das äußerste, dem menschlichen Leben gesetzte Ziel erreichen werde. Alles dieses erheiterte in den ersten paar Monaten ganz ungemein den leicht-

---

zu den abendländischen Kreuzfahrern befolgte, kann uns ebenfalls nichts als Verachtung gegen diesen Kaiser einflößen.

gläubigen, seiner Augen beraubten Kaiser. Leider war jedoch diese Freude nur schnell vorübergehend, hatte kaum die Dauer eines vollen halben Jahres. Die bisher so freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Kaisern und den abendländischen Kreuzfahrern fingen an immer verwickelter, trüber und unfreundlicher zu werden. Der junge Kaiser, irre geführt durch den tückischen Comnenen Dukas Murcuphlus, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, der aber selbst eine verrätherische Hand nach der Krone ausstreckte, beging nach einander mehrere sehr grobe Mißgriffe, deren sich alsdann der Verräther wieder bediente, um seinen Herrn bei dem Volke und dem Adel so verhaßt zu machen, daß beide sich endlich tumultuarisch versammelten, unter Geschrei und Verwünschungen die beiden Kaiser verwarfen und, durch den Verräther Murcuphlus immer noch mehr gereizt, durchaus eine neue Kaiserwahl forderten, und zum zweiten Male würde Isaak jetzt wieder des Thrones entsetzt und wahrscheinlich auch wieder in ein Gefängniß oder in ein Kloster eingesperrt worden seyn, wäre er nicht vor Schrecken, als er die Ermordung seines Sohnes, des jungen Kaisers erfuhr, von einem, seinem traurigen Leben ein Ende machenden Schlage getroffen worden. Nur Isaaks Tod kam seiner förmlichen Absetzung zuvor*). Aber eben dieser unerwartete gewaltsame Tod beider Kaiser bildet in der Geschichte des bizantinischen Reiches eine der merkwürdigsten Epochen; denn zur unmittelbaren Folge hatte derselbe die, gleich zwei Monate darauf erfolgte Eroberung Constanti-

*) Von allem diesem: von Isaaks Befreiung und abermaligen Thronerhebung, so wie von dessen Sohn Alexius, und dem traurigen Ende beider Kaiser, wird in der Geschichte des vierten, vorzüglich von Franzosen und Venetianern unternommenen Kreuzzuges noch ausführlichere, mehr in das Detail eingehende Rede seyn.

nopels und aller occidentalischen Provinzen durch die Kreuzfahrer, so wie die Entstehung eines neuen abendländisch-griechischen Kaiserreiches, das aber, weil wegen der darin eingeführten unseligen Feudalzersplitterung keiner weitern Entwickelung fähig, auch schon in dem ersten Momente seiner Gründung alle Keime seines baldigen Verfalles in sich trug. — Als Isaak starb, stand er an der Schwelle des fünfzigsten Jahres seines Lebens*).

*) Isaak hatte zwei Gemahlinnen. Die Erste, deren Namen man nicht kennt, und die schon vor der Thronbesteigung ihres Gemahls starb, gebar ihm einen Sohn, nämlich den Alexius, und noch zwei Töchter. Die älteste von diesen beiden Prinzessinnen nahm frühzeitig den Schleier, die andere, Irene, aber ward mit einem Hohenstaufen vermählt, nämlich mit dem Herzog Philipp von Schwaben, und nachherigem deutschen Kaiser. Nach der Ermordung desselben ging sie jedoch nicht in ihr Vaterland zurück, sondern blieb in Deutschland, überlebte nicht lange ihren Gemahl, starb noch in demselben Jahre, und ward in der Klosterkirche von Lorch begraben. — Isaaks zweite Gemahlin Margaretha, bekanntlich eine Tochter des ungarischen Königs Bela, vermählte sich, nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner, mit dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat, der bei der Theilung, als ein Lehen von dem neuen Reiche, ein großes Stück von Macedonien nebst dem Titel eines Königes von Thessalonich erhielt.

V.

Geschichte des Königreiches Jerusalem*).

Geistliche Ritterorden.

1. Bevor wir den, im achtundzwanzigsten Bande

*) Nämlich von dem Tode Königes Fulco von Jerusalem (1143) bis zur Eroberung der heiligen Stadt durch Sultan Saladin (1188).

unserer Fortsetzung abgebrochenen Fäden der Geschichte des Königreiches Jerusalem wieder anknüpfen; müssen wir vorher noch, und zwar nicht in allzugroßer Kürze, zweier Institute erwähnen, die bald nach der Eroberung Jerusalems entstanden, vorzüglich unter der Regierung Balduins II. immer schöner aufblüheten, immer fruchtbarer sich entwickelten, und die, weil an sich schon einer großen Erweiterung fähig, auch in dem kurzen Zeitraume von kaum fünfzig Jahren sich über ganz Europa und einen Theil Asiens verbreiteten, dabei mit dem Ruhm ihrer Waffen den ganzen Orient erfüllten, daher auch bald zu einer seltenen Macht und ungeheueren Reichthümern gelangten, und in alle, das Königreich Palästina und die in Syrien gelegenen christlichen Fürstenthümer betreffende Angelegenheiten einen entscheidenden, jedoch leider nicht immer sehr segenvollen Einfluß ausübten. Wir sprechen nämlich von den beiden geistlichen und zugleich kriegerischen Orden der Templer- und Johanniterritter. Welcher von diesen beiden Orden früher als der andere gegründet ward, darüber sind die Meinungen getheilt, die jedoch durch nähere Bezeichnung einiger damit verbundenen Nebenumstände sich vollkommen mit einander vereinigen lassen. Als eine rein religiöse kirchliche Gesellschaft bestand unstreitig der Johanniterorden geraume Zeit vor jenem der Templer; aber dieser war der erste, der zu seinen klösterlichen Pflichten und Statuten auch kriegerische Beschäftigung und militärische Pflichten hinzufügte. Dieser in seiner Art eigene, zwei, dem Scheine nach einander ganz entgegengesetzte Pflichten und Beschäftigung mit einander verbindende Orden ging einzig und allein aus dem Geiste und dem religiösen Charakter der damaligen Zeit hervor. Die erste Grundlage dazu gab schon der, in dem eilften Jahrhundert in Frankreich entstandene Orden der Chevalerie. Schwärmerische Liebe und romantische Andacht waren

charakteristische Züge der Ritter dieses Ordens*). Indessen war dieß doch blos Spiel einer durch die, bei dem französischen Adel immer beliebter werdenden Lectüre von Ritterromanen, Heldengeschichten und Legenden der Heiligen mit frommen Bildern gefüllten Phantasie. Aber weit mehr veredelten und verklärten sich diese sogenannten frommen, an sich jedoch blos reinere und feinere sinnliche Gefühle**),

*) Man sehe den Band unserer Fortsetzung XXVI. Geschichte Frankreichs, wo von der Entstehung dieses Ordens, dessen Geist, eigenen Charakter, Statuten und großem Einfluß auf die Bildung der französischen Nation sehr umständlich gesprochen wird.

**) Darauf wird leider auch heut zu Tage noch von einer Menge sich fromm dünkender Christen, besonders von dem andern Geschlecht, ein außerordentlicher Werth gelegt, obgleich sie an sich selbst in den Augen Gottes gar keinen Werth haben; indem sie nicht Zweck, sondern blos Mittel zum Zwecke sind, und gleichsam die Bahn nur etwas versüßen, auf welcher die wahrhaft fromme Seele in das innerste Heiligthum der, nichts als Liebe und Selbstaufopferung athmenden Religion Jesu gelangen. Dieses innere Heiligthum besteht in einer lautern, einfältigen, Gott, Seiner Selbst willen, innigst liebenden, und wegen Gott alle Menschen mit gleicher Liebe umfassenden, jedoch dabei stets sich selbst verleugnenden Herzen. — Dieß Letztere ist durchaus nothwendig; denn ohne Demuth und Selbstverleugnung gibt es keine wahre Tugend, mithin auch keine Fortschritte auf der Bahn zu höherer Vollkommenheit. — Um zu dieser Reinheit zu gelangen, dazu soll uns Alles helfen: Gebete, Betrachtungen, Abtödtungen, besonders Abtödtung des eigenen Willens, und dann vorzüglich die, mit einer ganz eigenen, innern Gnade und Kraft verbundenen Sacramente unserer heiligen Kirche. — Etwas ganz anderes ist es um jene himmlischen Tröstungen, die Gott bisweilen einer frommen, ihn wahrhaft liebenden Seele sendet, worauf man sich jedoch gar nicht verlassen darf, indem sie oft schnell vorübergehen, und Gott alsdann die Seele wieder bald auf kurze, baldauf längere Zeit in

als bald darauf in Frankreich eine Menge Klöster entstanden, deren der Welt völlig entfremdete, Gott gänzlich ergebene Mönche Christum nicht mehr aus Büchern und gelehrten theologischen Schriften, sondern einzig und allein in Jesu Christo selbst studirten. Aber eben daher ward ihnen nun auch ein innerer Lehrer; in ihrem Innern ging ein neues Licht auf, das ihren religiösen Ideen und Ansichten eine Wahrheit und eine himmlische Klarheit gab, von der sie auch nicht einen Schimmer durch alle menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit hätten erhalten können; und da diese sich nun auch bald in alle ihre Gefühle ergoß, sie aber nur diese in ihren Kanzelvorträgen ganz allein sprechen ließen, so konnte es auch nicht fehlen, daß sie sich stets der Gemüther aller ihrer Zuhörer bewältigten. Sichtbar gab sich nun bald in allen Ständen, aber vorzüglich in den höher gestellten Klassen der Nation ein Streben nach etwas Höherem, ein immer sehnsuchtsvolleres Verlangen nach evangelischer Vollkommenheit kund. Der Glaube hörte auf, ein blos historischer, durch Traditionen übernommener Glaube zu seyn; und als nothwendige Folge davon entbrannten nun auch die Herzen zu einer reinen und heiligern Liebe zu Jesu. Fürstinnen und königliche Prinzessinnen, oft Töchter der mächtigsten Monarchen, warfen den Purpur ab und schmückten sich dafür mit dem jungfräulichen, sie noch enger mit ihrem Heilande vermählenden klösterlichen Schleier, während mächtige Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edeln ihre Herzogs- und Gra-

---

Dürre und Trockenheit versinken läßt. Auch ist ein allzu sehnliches Verlangen nach solchen himmlischen Tröstungen, und besonders anhaltendes Bitten und Flehen um Erhaltung derselben, nichts weniger als ein Zeichen einer völlig geläuterten, Gott völlig ergebenen Seele; denn diese wünscht weit mehr mit Christo zu leiden, als unaufhörlich von Ihm getröstet zu werden.

fenmäntel, oder ihre Waffenröcke und ritterliche Binden gegen das unscheinbare Gewand eines demüthigen Klostergeistlichen vertauschten*). Dieser Charakter ächter, durch keine fremdartige Beimischung, durch kein trügerisches Spiel der Phantasie getrübte Religiosität erhielt bald wieder neue, nicht mindere kräftige Nahrung, ja selbst besonders in Frankreich einen noch weit höheren Schwung, als nämlich die Wallfahrten nach Palästina, nach dem Lande der Wunder und höherer göttlicher Offenbarung, wo alles, was der gläubige Pilger erblickte, in seiner Seele die heiligsten und begeisternsten Rückerinnerungen hervorrief, nun auf das neue wieder immer häufiger zu werden anfingen. In Frankreich hielt bald der gesammte hohe, höchste und mächtigste Adel es für eine nothwendige, seiner von Gott ihm angewiesenen höheren Stellung ganz besonders zustehenden Pflicht, mit erbauendem Beispiel voran zugehen, selbst zu dem Grabe des Erlösers zu wallen, dort anzubeten und an heiliger Stätte sich selbst noch mehr zu heiligen. — Mit welchem lebendigen Glauben, unerschütterlicher Hoffnung und glühender Liebe diese frommen, größtentheils den ersten Ständen angehörigen Pilger diese Wallfahrten unternahmen, geht am klarsten daraus hervor, daß sie gewöhnlich, bevor sie ihre Reise antraten, alle ihre zeitlichen Angelegenheiten ordneten, und die meisten sogar ihre Pilgerfahrt mit dem sehnlichsten Verlangen antraten, daß ihnen von Gott die Gnade werden möge, nicht mehr in ihr Vaterland zurückzukehren, sondern an irgend einem der heiligen Orte, wohin sie jetzt zu gehen im Begriffe stünden, auch zu sterben²). — In dieser religiösen Stim-

*) Man sehe den XXIX. Band unserer Fortsetzung. Specielle Kirchengeschichte: über die neuen in dem eilften und zwölften Jahrhundert entstandenen geistlichen Orden.

**) Unstreitig, und was auch keinem unbefangenen christlichen Geschichtsforscher entgehen wird, zeichnete sich in

mung befand sich das Abendland, und vorzüglich Frankreich, als die Kreuzzüge ihren Anfang nahmen. Wer

dem Mittelalter die französische Nation durch einen ganz iegenen Charakter der Religiosität, ächter Frömmigkeit und kirchlicher Anhänglichkeit vor allen übrigen Völkern aus. Sie war gleichsam eine von Gott privilegirte Nation. In keinem Lande geschah bald zur Befestigung und Erhöhung des römischen Stuhles, bald zur Verbreitung des Christenthums, zur Bekehrung selbst außereuropäischer, noch in der Finsterniß des Heidenthums versunkener Völker, bald wieder in Gründung frommer Klöster und Stiftungen, gelehrter Schulen und christlicher Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. so vieles wie in Frankreich. Jedes christliche Volk hat eine glänzende Reihe ihm angehöriger, heiliger Freunde Gottes aufzuweisen; aber nirgends ist deren Anzahl so groß als in dem Gallia sancta. — Um so schrecklicher und bejammernswerther war auch der furchtbare Abgrund, in welchen zu unsern Zeiten die einst von Gott so sehr begünstigte, aber nun plötzlich von einem Hauche der Hölle ergriffene, alle göttlichen und menschlichen Anordnungen über den Haufen werfende französische Nation herabsank. Aber so wie von dem Augenblicke an, als die Herrschaft der Encyclopädisten und sogenannten Philosophen allgemein in Frankreich die Oberhand erhielt, auch sogleich Unglaube, Gotteslängnung, schreckliches sittliches Verderben aus Frankreich nach allen übrigen Ländern auswanderten, diese ansteckten und verdarben; eben so ist jetzt, und zwar mit immer größerer Wahrscheinlichkeit zu hoffen, daß auch die Remedur aller dieser Uebel ebenfalls aus Frankreich hervorgehen werde. Der Kampf zwischen Glaube und Unglaube, zwischen dem höhern Licht göttlicher Offenbarung und der düstern nächtlichen Lampe der so beschränkten menschlichen Vernunft, zwischen den Forderungen des Evangeliums und den frechen Anmaßungen des Stolzes und der Sinnlichkeit; kurz der Kampf zwischen Christo und Belial dauert zwar immer noch in Frankreich fort, aber nach der Wendung, die derselbe jetzt schon genommen, läßt es sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß der Sieg, und zwar ein vollkommener Sieg, sich endlich auf die Seite der Bessern neigen werde. — Bekanntlich war Frankreich von je-

darf sich also darüber wundern, wenn die Predigten eines Peters des Eremiten, oder gar eines heiligen Bernhards, in Verbindung mit den salbungsvollen, zu diesem heiligen Unternehmen auffordernden päpstlichen Breven eine solche beinahe mehr als wunderbare Wirkung hervorbrachten, mit unwiderstehlicher Gewalt alle Gemüther so mächtig mit sich fortrissen, daß alle Interessen in den weitern wie engern Kreisen des Familienlebens verstummten, die feindlichsten Elemente sich vorsöhnend einander nährten, und nur ein Gedanke, nur eine Idee ganze Nationen beseelte. — Daß zwar bei manchen Grafen, Edeln und Rittern deren Beweggründen, nach dem heiligen Lande zu ziehen, sich bisweilen auch vieles Profane beimischte, das haben wir in der Geschichte der beiden ersten Kreuzzüge schon bemerkt; dieß war jedoch nur bei Wenigen der Fall, und auch bei diesen blieb dennoch die Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen immer noch der bei weitem vorherrschende Gedanke. Freilich war dieß gar nicht so bei den gemeinen Kreuzfahrern aus den niedern Volksklassen. Dem Eifer derselben, das Kreuz sich auf die Schultern heften, und unter den Fahnen Christi sich einreihen zu lassen, lag selten ein wahres religiöses Gefühl zum Grunde, meistens floß dieser Eifer aus sehr unlautern Quellen; denn was alle diese Leute zu Soldaten Christi machte und nach dem Orient zog, war größtentheils Begierde nach zeitlichem Gewinn, Lust zum Rauben und Plündern, dabei der, in stupiden, ideenleeren Köpfen so allmächtige Reiz der Neuheit, und endlich auch Hoffnung auf ein völlig freies, ungebundenes

---

her, selbst in den größten Unbedeutenheiten, der Typus für alle andere Völker gewesen; war es dieß nun oft im Schlechtern, warum sollte es dieß nicht auch im Bessern werden?

Leben, und gänzliche Straflosigkeit selbst nach den größten begangenen Freveln und Ausschweifungen *). Unstreitig hätte man das voraussehen können; denn was anders war von dem gemeinen Volke in jener Zeit nicht zu erwarten: von einem noch sehr rohen Volke, das nur wenige oder gar keine Bildung hatte, noch auf einer sehr tiefen Stufe der Civilisation und völlig unter der Herrschaft seiner Sinnlichkeit stand **). — Aber auf die vielen Edeln und Ritter,

*) Der vielen Belege dazu, wahrhaft oft empörend und graußenerregend, werden sich unsere Leser aus der Geschichte der beiden ersten Kreuzzüge, besonders jener tollen Heerfahrt erinnern, welche der Erzbischof Anselm von Mailand, gleich im folgenden Jahre nach der Eroberung von Jerusalem, mit einem ungeheuern Heere unternahm, das aber theils durch den Stolz und die Ungeschicklichkeit seines Heerführers, theils durch seine eigene Zuchtlosigkeit gleich schon an der Schwelle Vorderasiens vertilget ward.

**) Wir müssen jetzt eine, schon früher gemachte Bemerkung hier noch einmal wiederholen, nämlich daß in dem Mittelalter bis tief auf unsere Zeiten herab blos die Geistlichkeit, der hohe und niedere Adel, an dessen Spitze der Fürst und dessen Familie standen, die eigentliche Nation ausmachten, und daß Alles, was von dieser in dem Chroniken jener Zeit gesagt wird, auf das, nur in verschiedenen Graden der Dienstbarkeit stehende gemeine Volk nicht angewandt werden darf. Erst nachdem es in allen Ländern eine Menge Städte gab und diese immer mehr Privilegien und Freiheiten, theils von der Weisheit und Gerechtigkeit mancher Fürsten, theils auch durch Kauf erhalten hatten und durch Gewerbfleiß, bürgerliche Thätigkeit und Ordnungsliebe zu großem Wohlstand und, was eine Folge des Reichthums ist, auch zu größerm Ansehen und einer höhern Bildung gelangt waren, bildete sich endlich nach und nach auch überall ein dritter Stand, den jedoch, trotz seines factischen Bestandes, wie in Italien und Frankreich, der anspruchsvolle Adel noch lange Zeit nicht anerkennen wollte, bis er endlich durch seine immer zunehmende

die gleich nach der Eroberung der heiligen Stadt, besonders aus Frankreich, Italien, Flandern und zum Theil auch aus Deutschland nach dem gelobten Lande eilten, und zwar stets in der Absicht, einige Jahre sich ausschließlich der Vertheidigung des heiligen Grabes, wie überhaupt der Sache der Christen zu weihen und von welchen gewöhnlich auch Manche, theils durch erhaltene Lehen, theils durch andere, von den Königen ihnen erzeigten Begünstigungen sich bewogen fühlten, in Palästina für immer sich niederzulassen, und das Geburtsland ihres göttlichen Erlösers zu ihrem zweiten Vaterlande zu machen: auf alle diese machte deren, gewöhnlich mehrjähriger Aufenthalt in dem heiligen Lande einen ungemein wohlthätigen Eindruck. Immer mehr erweiterten sich jetzt ihre religiösen Begriffe, immer schärfer ward ihre Erkenntniß göttlicher Dinge, immer lebendiger ihr Glaube, und immer mehr reinigten und verklärten sich auch ihre andächtigen Gefühle. In Einige derselben drang sogar ein Strahl göttlicher Gnade so tief, daß sie jetzt schon ihren ritterlichen Schmuck ablegten und, der Welt und aller ihrer Herrlichkeit entsagend, sich in eines der dortigen Klöster begaben. Aber ihrer waren es nur Wenige, die meisten hielt der Gedanke an ihre Ritterwürde und die damit übernommenen ritterlichen Pflichten zurück. Als aber die Päpste und mit ihnen Gottes ganze heilige Kirche den Krieg gegen die Ungläubigen, den Kampf für das Kreuz und den Namen Jesu für eines der allerverdienstlichsten christlichen Werke, für ein, Gott vorzüglich wohlgefälliges Sühnopfer für alle vergangenen Verirrungen erklärten, und diejenigen, welche sich in diese heilige Miliz einschreiben ließen, mit Indul-

---

Macht, zum Theil auch hie und da durch offenbare Waffengewalt, sich allgemeine Anerkennung verschaffte.

ganzen und allen Gnaden und Wohlthaten der Kirche überhäuften; dann verschwand auch bei den Rittern jenes Hinderniß, und durch eine ganz einfache, sich von selbst darbietende Ideenverbindung wurden sie nun bald auf den Gedanken geführt, eine Gesellschaft zu gründen, in der alle klösterlichen Tugenden und Gelübde sich mit allen Tugenden und Pflichten der Ritterschaft vereinten; und so entstand nun ein Orden, in welchem alle Wünsche eines eben so frommen als tapfern Ritters sich freundlich einander die Hand reichten; seinem Verlangen, sich und sein Leben Gott ausschließlich zu weihen, konnte er jetzt volle Genüge leisten, ohne jedoch dabei auf ritterliche Thätigkeit, kriegerische Beschäftigung und glänzenden Waffenruhm zu verzichten. Aber wie sehr solche Institute dem Geist jener Zeit und dem Charakter der damaligen abendländischen Ritterschaft entsprachen, geht am einfachsten und klarsten daraus hervor, daß gleich im Anfange ihrer Gründung schon aus allen Reichen und Ländern des christlichen Abendlandes eine Menge Candidaten sich dazu herbeidrängten; und da diese nun nicht zögerten, durch die glänzendsten, gewöhnlich mit den schwersten Selbstaufopferungen verbundenen Heldenthaten die Bewunderung der ganzen christlichen Welt auf sich zu ziehen*); so konnte es

*) Wirklich scheinen die Thaten dieser Ordensritter, wovon wir in der Folge mehreren auffallenden Beispielen begegnen werden, wahrhaft in das Romanhafte hinüber zu spielen, würden auch, wären sie nicht jedesmal durch eine Wolke von Zeugen bestätiget, nicht einmal unsern Glauben verdienen. Vor den kühnsten, gewagtesten und gefahrvollsten Unternehmungen, wenn selbst auch nur kaum ein matter Schimmer von Hoffnung eines glücklichen Erfolges leuchtete, schreckte nie ein Templer zurück, nie zählte er die Anzahl der Feinde und stets betrat er als ein Eingeweihter Gottes und eines glorreichen Märtyrertodes das Schlachtfeld.

nicht fehlen, daß diese Orden einer ganz eigenen, neuen Art auch in äußerst kurzer Zeit zu einer ungewöhnlichen Höhe von Ansehen, Macht und Reichthum sich emporschwangen.

2. Der Johanniterorden entstand schon unter der Regierung Balduins I. und jener der Templer unter Balduin II., aber die erste Entstehung dieser religiösen Genossenschaften, oder vielmehr die erste Veranlassung zu ihrer Entstehung fällt in weit frühere Zeiten. Schon der Mönch Bernhard *), der in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe unternommen hatte, fand im Thale Josaphat, nahe bei der, der heiligen Jungfrau geweiheten Kirche, ein Hospital von zwölf Wohnungen für abendländische Pilger. Der Gründer desselben war Karl der Große, dem bekanntlich der mächtige Chalif Haroun-al-Raschid, ein enthusiastischer Bewunderer und Verehrer des großen Kaisers, die Schlüssel zum heiligen Grabe nebst einer Fahne gesandt, und durch diese ihn als rechtmäßigen Schutzherrn aller dahin wallenden Pilger bestätiget hatte. Das von ihm errichtete Hospital setzte Karl nicht nur in Besitz ziemlich ansehnlichen Grundeigenthums, es hatte Aecker, Wiesen und Gärten, sondern beschenkte es auch mit einer zahlreichen Büchersammlung: unstreitig für jene Zeiten ein sehr kostbares, theures Geschenk. Einen bedeutenden Gewinn hatte das Hospital auch von einem großen, freien, unmittelbar vor demselben liegenden Platz, der, weil vorzüglich zu einem öffentlichen Marktplatz geeignet, von den Kaufleuten häufig besucht ward, wovon aber jeder für den Platz,

---

*) *Mabil.* Annal. Ord. Bened.

den er darauf einnahm, zwei Goldstücke an das Hospital zu entrichten hatte. Dieses Hospital ward jedoch, obgleich erst in weit spätern Jahren, in ein sehr ansehnliches, mit reichen Einkünften begabtes Mönchskloster verwandelt. Aber dafür ward im eilften Jahrhundert, als die Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe auf das neue wieder begonnen, in Jerusalem selbst ein neues Hospital von Bürgern aus Amalfi gegründet, auch dazu bald darauf, mit Genehmigung des ägyptischen Chalifen, eine nach der erhabenen, jungfräulichen Mutter unseres göttlichen Erlösers genannte Kirche erbauet *). In diesem Hospital pflegten der Abt und einige Mönche, welche der Richtschnur des heiligen Benedicts folgten, und den Gottesdienst nach dem römischen Ritus hielten, die ankommenden Pilger, reichten sogar den armen, oder auf ihrer Reise von Räubern ausgeplünderten Pilgern ansehnliches Almosen, und setzten sie dadurch in den Stand, den Türken den Zins zu bezahlen, welchen diese Barbaren von Allen foderten, welche die heiligen Oerter besuchen wollten. Weil es aber in der Folge den Aebten und frommen Mönchen dieses Spitals ungeziemend schien, auch weibliche Pilger bei sich aufzunehmen, so erbaueten

*) Man nannte diese Kirche Sancta Maria de Latina. — Ueberhaupt lebten die Christen in Palästina unter der Herrschaft der Chalifen, sowohl jener in Bagdad als auch der fatimitischen Chalifen in Aegypten, ganz ruhig, standen unter dem Schutze der Gesetze und waren gegen Erpressungen und Gewaltthätigkeiten geschützt. Ihr Druck, und zwar immer härter werdende Druck begann erst, als die seldsuckischen Türken sich Jerusalems und Palästinas bemächtiget hatten; auch war es, wie man sich erinnern wird, die wilde Grausamkeit eben dieser Barbaren, welche endlich in dem Abendlande die Kreuzzüge veranlaßte.

sie außerhalb der, ihre Wohnung umgebenden Mauern noch ein anderes Kloster, welches sie der heiligen Büßerin Maria Magdalena weiheten, und in welchem eine bestimmte Anzahl frommer, Gott geweihter Schwestern nun die Pflege ankommender Pilgerinnen übernahm. Als aber die Wallfahrten nach dem heiligen Lande immer häufiger und häufiger wurden, und diese beiden Hospitäler nun bald zur Aufnahme der zahlreichen, besonders der vielen armen und kranken Pilger und Pilgerinnen nicht mehr hinreichten; so ließen der Abt und dessen gutmüthigen Mönche neben ihrer Kirche noch ein neues Hospitium mit einer Kapelle erbauen, welches sie dem heiligen Patriarchen Johannes Eleemon von Alexandrien *) weiheten. Dieses neue Spital hatte jedoch lange Zeit keine eigenen Einkünfte; es bestand blos durch das, was die beiden andern Klöster ihm gaben, zum Theil auch von dem Almosen gutmüthiger Christen. Kurz vor der Ankunft des ersten Kreuzheeres in Palästina war ein Franzose aus der Provence, Namens Gerhard, ein wahrhaft frommer, von Liebe zu Gott und allen seinen Nebenmenschen glühender Mann, als Pilger nach Jerusalem gekommen und hatte dort den Entschluß gefaßt, aller ritterlichen Beschäftigung zu entsagen und sich ausschließlich der Pflege der Armen zu widmen, ging daher in das Hospital des heiligen Johannes Elee-

*) Dieser heilige Patriarch blühete gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts. Wegen seiner ganz außerordentlichen, liebevollen Fürsorge für alle Armen und Bedrängten, deren Leiden er als die seinigen betrachtete, eben so schmerzhaft fühlte, und daher zu ihrer Erleichterung all sein Vermögen und alle seine Einkünfte verwandte, erhielt er von der Kirche selbst, die ihn auch den Heiligen beizählte, den Beinamen Eleemon, das heißt, der Barmherzige.

mon und ward bald darauf zum Vorstand desselben erwählt. Gerhards wohlthätiges Herz zeigte sich vorzüglich während der Belagerung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Seine Mildthätigkeit erstreckte sich über alle Menschen ohne Unterschied der Religion, zu der sie sich bekannten, oder des Cultus, dem sie folgten: über römisch-katholische wie über schismatisch-griechische Christen, über Mahomedaner, Juden und Heiden. Auch nach der Eroberung Jerusalems fanden viele während der Belagerung erkrankte oder verwundete Pilger Pflege und Heilung in dem Spital des heiligen Johannes, und aus dem Munde jedes Pilgers, der je in diesem Kloster Aufnahme gefunden hatte, erscholl das Lob des menschenfreundlichen Gerhards und seiner mit ihm gleichgesinnten Mönche. Dadurch ward endlich auch der edle Bouillon veranlaßt, dem Kloster einen Besuch zu machen. Er bewunderte die dort herrschende Ordnung, besonders den, obgleich mit weiser Sparsamkeit verbundenen Ueberfluß in Allem, was zur Heilung, Pflege und Labung der darin aufgenommenen Pilger gehörte. Bouillon unterhielt sich lange mit Gerhard, gewann ihn immer lieber, so daß, als dieser den Wunsch äußerte, daß das Hospitium oder Kloster zum heiligen Johannes nicht ferner mehr in dem bisherigen Abhängigkeits-Verhältnisse von dem Kloster zu St. Maria de Latina stehen, sondern eine eigene selbstständige Existenz erhalten möchte, dieser edle und fromme König ihm diese Bitte sogleich gewährte, auch den Patriarchen bewog, seine Einwilligung dazu zu geben.

2. Der fromme Gerhard und seine Mönche gaben sich nun eine eigene Regel, zu deren genauen Befolgung sie sich durch ein feierlich vor dem Patriarchen abgelegtes Gelübde verpflichteten,

und legten ein schwarzes, mit einem weißen Kreuze auf der Brust bezeichnetes Ordenskleid an. Dieselbe Regel nahm bald darauf auch die Vorsteherin des Nonnenklosters zur heiligen Magdalena an. Sie hieß Agnes, war eine geborne Römerin und aus einem sehr edlen Geschlechte entsprossen. — Gerhard und dessen Genossen, die sich nun Hospitaliter zum heiligen Johannes nannten, beobachteten ihre Regel mit der größten Gewissenhaftigkeit; äußerst strenge gegen sich selbst und ungemein mildthätig gegen die Kranken und Armen, nannten sie diese ihre Herren, sich selbst aber die Knechte derselben*). Das Brod z. B., das sie aßen, war schlecht und mit Kleien gemischt, während sie den Armen das feinste weiße Brod reichten, und sich selbst blos erlaubten, die Brocken zu genießen, welche jene bisweilen übrig ließen. Indessen blieben sie doch noch lange Zeit, und zwar aus freiem Willen dem Abte des Klosters von Maria de Latina gehorsam, bezahlten auch, wie die Kirchensatzungen es vorschrieben, dem Patriarchen den Zehnten. Aber sehr bald gelangten sie zu großem Reichthum. Um ihr gottgefälliges Werk noch mehr zu befördern, schenkte ihnen König Gottfried von Jerusalem schon seine in Brabant gelegene Herrschaft Monboire mit allem, was dazu gehörte; auch König Balduin I. gab ihnen stets einen Theil von aller Beute, die er den Ungläubigen abgewann. Diesem Beispiele der Könige von Jerusalem folgten nun auch noch viele andere christliche Fürsten, so daß die Hospitaliter des heiligen Johannes in kurzer Zeit, sowohl in Syrien als auch in dem Abend-

*) Parci sibi et austeri, pauperibus autem et infirmis, quos *Dominos suos* appellabant largi et misericordes existebant. (*Jacobus Vitriacensis,* Hist. orient. et occident. Libri III.)

lande, eine Menge Güter und Herrschaften besaßen, die sie durch Beamten, welche man Präceptores nannte, verwalten ließen. Aber nebst diesem, immer zunehmenden Reichthum, wurden sie jetzt auch noch von dem Papste Paschalis II. von allen bisher von ihnen freiwillig getragenen Laster und sogar von dem, dem Patriarchen bis dahin entrichteten Zins befreit. Paschal bestätigte nicht nur ihre Regel, sondern auch alle Schenkungen, die ihnen bis dahin gemacht worden, so wie alle, welche in der Zukunft ihnen noch könnten gemacht werden. Endlich gab dieser Papst ihnen auch noch das Recht, nach dem Tode Gerhards sich selbst einen neuen Vorstand zu wählen, ohne daß irgend eine geistliche oder weltliche Macht berechtiget seyn sollte, sich, auf welche Weise es sey, in das Wahlgeschäft zu mischen. Aber die Genossenschaft der Hospitaliter bestand jetzt schon nicht mehr blos aus Brüdern von Familien aus dem gemeinen Volke, sondern auch viele französischen Ritter, die zum Kampfe gegen die Ungläubigen nach Palästina gekommen waren, hatten, nachdem sie mehrfache Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, endlich allem glänzenden Waffenruhm entsagt und den stolzen Ritterdienst gegen das gewöhnlich wenig geachtete Geschäft demüthiger Pfleger der Armen und Kranken vertauscht. Größtentheils waren sie Sprößlinge der edelsten Geschlechter, wie z. B. Raimund Dupuy, Dudon de Comps, Cono von Montaigu und noch andere mehr *). Wirklich ward auch Ersterer, nach dem Tode Gerhards, einstimmig zum Vorstand des Ordens gewählt.

---

*) Die Namen dieser Edeln findet man sämmtlich bei *Vertot* in dessen Histoire des Chevaliers Hospitaliers de St. Jean de Jerusalem (Paris 1726.).

3. Raimund Dupuy war ein Mann von großen Einsicht und vieler Regsamkeit. Bei der großen Erweiterung und den vielen, zum Theil sehr ansehnlichen Besitzungen, die der Orden in kurzer Zeit erhalten hatte, fand Raimund die von dem frommen Gerhard gegebenen Statuten nicht mehr für hinreichend. Er machte also eine Menge neuer Verordnungen, gab dem Orden eine neue Organisation, indem er ein Capitel errichtete, die geistlichen Brüder von den Laienbrüdern trennte, dabei auch die innere Zucht noch mehr befestigte*). — Raimunds Verordnungen verdienen um so mehr unsern Lesern bekannt gemacht zu werden, da die Sitten, Ansichten, Denkart und überhaupt der Charakter jener Zeit sich so belehrend darin abspiegelt. Den geistlichen Brüdern, die schon die höheren Weihen erhalten hatten, ward geboten, sowohl am Altar als auch bei Verrichtung anderer Geschäfte ihres geistlichen Amtes, nie anders als in weißen Kleidern zu erscheinen, dabei auch Andacht und Ehrfurcht ihnen ganz vorzüglich empfohlen. Strenge Zucht und Sittlichkeit und unbedingter Gehorsam gegen den Vorstand des Ordens war ein Hauptgebot in dem neuen Statutenbuch. Kein Bruder sollte nackt gehen, wenigstens ein wollenes Hemd tragen; aber kostbare Gewande und theure Pelze waren, als unanständig für Ordensgeistliche, auf das strengste verboten. Um sich gegenseitig in der Zucht zu bewahren, sollten die Brüder, wenn sie zur Sammlung von Almosen, oder auch in andern Geschäften des Ordens ausgeschickt werden, nie allein, sondern immer zwei oder drei mit einander gehen, sich aber ihre Gefährten nicht selbst

*) Von Raimunds neuen Statuten sind verschiedene nur für die eine oder andere der beiden Classen, andere aber wieder allgemein verbindlich.

wählen, sondern diese von dem Vorstand bestimmt werden. Auf ihren Wanderungen sollten die Brüder nur in Häusern oder Obedienzen des Hospitaliter-Ordens einkehren, und nichts anderes begehren, als was auch den dortigen Brüdern gereicht würde, auch ihr Licht selbst mitbringen, und dieses des Nachts vor sich brennen lassen, damit nicht in der Finsterniß der böse Feind sie in Lebensgefahren bringe*). Würden jedoch die Brüder auf ihrer Reise in kein von dem Orden abhängiges Haus kommen, und in einem andern einkehren müssen, so sollten sie, um der Versuchung keinen Raum zu geben, weder Kopf noch Füße sich von Weibern waschen, noch auch ihr Bette von denselben zubereiten lassen. — Wenn ein Bruder in eine fleischliche Sünde gefallen war, so ward, nach Raimunds Statuten, derselbe, wenn das Verbrechen heimlich geschehen war, auch nur heimlich und in der Stille bestraft; war aber das Verbrechen öffentlich geschehen, und der sündige Bruder vollkommen desselben überzeugt worden, so ward er an einem Sonntage nach der Messe, wenn das Volk aus der Kirche ging, öffentlich vor Aller Augen von Brüdern, welchen der Vorstand den Befehl dazu gegeben hatte, mit Riemen oder Ruthen auf das schärfste gezüchtiget und hierauf aus dem Orden gestoßen. Die Art der Bestrafung war jedoch ganz allein dem Vorstand oder Pfleger des Ordens vorbehalten. Wenn demnach ein Bruder in einem entferntern, dem Orden

*) Wie dieses Letztere zu verstehen seyn mag, darüber ist man nicht einig. Wahrscheinlich ist von Versuchung zur Sünde die Rede; zwar ist auch diese Deutung nicht völlig befriedigend, doch einstweilen um so mehr anzunehmen, als nicht wohl ein anderer vernünftiger Sinn hinein zu legen seyn möchte.

gehörigen Hause Fehler beginge, und nach dreimaliger Erinnerung sich von seinen Fehlern nicht besserte; so durfte der Vorsteher jenes Hauses keine Bestrafung über ihn verhängen, sondern mußte ihn, mit dem nöthigen Zehrgeld versehen, mit einem Briefe, welcher dessen Vergehen enthielt, an den Pfleger schicken, der alsdann nach Befund der Umstände ihm eine schwerere oder minder schwere Buße auflegte. Selbst die Knechte des Ordens durften von dem, welchem sie untergeben waren, nie mit Schlägen gezüchtiget werden, und auch über sie konnte nur das Oberhaupt oder der Pfleger des Ordens eine Strafe verhängen. — Eines der größten, strafwürdigsten Verbrechen war es, wenn ein Bruder Geld oder irgend eine Kostbarkeit besaß und es dem Meister verheimlicht hatte. Einem Solchen ward das verheimlichte Geld oder Geldeswerth um den Hals gebunden, er selbst in Gegenwart sämmtlicher Brüder blutig gegeißelt, mußte hierauf noch vierzig Tage Buße thun und ward ihm während seiner Bußzeit zweimal in der Woche, nämlich des Mittwochs und Freitags, nur Brod und Wasser zu seiner Nahrung gereicht. Für Ordensgeistlichen, welche in klösterlicher und brüderlicher Gemeinschaft leben sollen, ist unstreitig eine solche Verordnung unerläßlich; denn wollte man gestatten, daß einzelne Brüder in der Gemeinde etwas Eigenes, besonders Gold oder Silber besitzen dürften, so würde man dem Teufel ein großes und weites Thor eröffnen, durch welches mit ihm auch bald Geiz, Neid, Unzufriedenheit, Haß, Zank und nicht selten sogar Unzucht in das Kloster einziehen würden.

4. Aber kaum hatte der Orden der Hospitaliter zum heiligen Johannes seine erste Blüthe erreicht; als schon eine zweite Genossenschaft entstand,

durch deren Einfluß auch bald der Johanniterorden sehr wesentliche Veränderungen erhielt. Neun fromme und tapfere französische Ritter, unter denen sich vorzüglich Hugo von Payens auszeichnete, hatten, nachdem sie einige Zeit mit vielem Ruhme gekämpft hatten, endlich bei dem Anblick der damals noch so gefährdeten Lage des neuen Königreiches von Jerusalem, und im gerechten Eifer über die häufigen Ermordungen so vieler nach den heiligen Oertern wallenden Pilger, den gemeinsamen Beschluß gefaßt, eine Gesellschaft zu errichten, deren Glieder, in der doppelten Eigenschaft als fromme Ordensgeistlichen und tapfere Ritter, sich dem Dienste Gottes und der Beschirmung der Christen in dem heiligen Lande weihen sollten. Dieser Orden, der bei seiner Entstehung nur aus den neun französischen Rittern bestand und seiner Bestimmung nach, dem Sinne wie dem Gelübde aller Kreuzfahrer so angemessen war, fand sogleich allgemeinen Beifall. Besonders sah der Patriarch Garmud von Jerusalem die großen Vortheile ein, welche eine solche Genossenschaft der Kirche von Jerusalem bringen würde, nahm daher auch sehr gerne den neun Rittern nicht nur das klösterliche Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ab, sondern auch deren ritterliches Gelübde eines unermüdeten Kampfes gegen die Ungläubigen, zum Schutze des heiligen Landes und der dort lebenden Christenheit, worauf Hugo von Payens einstimmig zum Meister des neuen Ordens erwählt ward. Auch König Balduin II., der in einem solchen Orden eine kräftige Stütze seines noch so schwachen Königreiches zu erblicken glaubte, suchte denselben auf alle Weise zu befördern. Er überließ den Rittern einen Theil seines Palastes gerade in der Gegend, wo der Tempel stand, daher sie auch von diesem Augenblicke an sich die Miliz des Tempels (milites

templarii) oder auch ganz einfach Templer nannten. Da der Orden in seinem Anfang noch arm und ohne Eigenthum war, so wurden die Ritter von dem Könige und dessen Baronen unterstützt, und zwar so freigebig, daß es ihnen an nichts gebrach; und auch der Abt und die Stiftsherren des Tempels überließen den verbrüderten Rittern für deren Söldlinge und Magazine, die dem Stift des Tempels gehörige und an dem königlichen Palaste anstoßende Straße.

5. Eben so schön und vielleicht noch schöner als der Orden der Hospitaliter blühete jetzt auch der Orden der Templer auf. Das Schöne und Wohlthätige desselben, dem nun auch noch das Neue und Eigene seiner Bestimmung und seiner Statuten*) einen ganz eigenen, größern Reiz gab, ward allgemein eingesehen und bewundert, und sein Ansehen stieg daher auch so schnell, daß schon im folgenden

---

*) Diese wurden auf dem Concilium von Troyes, welches neun Jahre nach Entstehung des Ordens gehalten ward, feierlich bestätiget. In diesen Statuten gibt sich überall der Templer ganz besondere Verehrung der hochbegnadigten Mutter unsers göttlichen Erlösers kund. Bei allen ihren Gelübden und Verpflichtungen, so wie in Allem, was ihren Orden betrifft, ist die dulcis mater Christi, wie sie in dem Statutenbuch genannt wird, auch der Templer süße Mutter; sie ist stets ihre Führerin und ihre Beschützerin; und am Ende des Statutenbuches wird noch gesagt: „Denn die Hochgebenedeite, „unsere liebe Frau und süße Mutter, war der Anfang „unseres Ordens und in Ihr und zu Ihrer Ehre soll „auch das Ende unsers Lebens und unseres Ordens seyn." — — Hohe Verehrung der Allerseligsten und kindlich glühende Andacht zu Derselben war von jeher und ist auch jetzt noch das wahre Schibolet, an welchem der ächte gläubige Katholik erkannt wird.

Jahre (1120), als Fulco von Anjou nach Jerusalem kam, dieser edle Graf, der zu den mächtigsten Herren und Fürsten Frankreichs gehörte, um die Aufnahme in den Orden bat, auch wirklich, obgleich seine Gemahlin noch lebte, als verheiratheter Ritter in den Orden aufgenommen ward. Als er nach seiner Abreise von Jerusalem wieder in seinen Staaten angekommen war, machte er dem Orden eine Donation von dreißig, jedes Jahr demselben zu entrichtenden Pfund Silbers *), ein Geschenk, das für den Orden um so wohlthätiger war, da nun auch mehrere andere französische Herren und Fürsten durch Fulcos Beispiel zu ähnlicher Freigebigkeit ermuntert wurden **). Das immer wachsende Ansehen der Templer und der, durch ihre klösterlichen Tugenden und Entsagungen noch mehr erhöhete Glanz ihrer Waffenthaten erregten nun frühzeitig, wo nicht gerade den Neid, doch wenigstens große Unzufriedenheit unter den Hospitalitern zum heiligen Johannes. Alle welche, bevor sie in diesen Orden getreten, Ritter gewesen waren, wünschten nun neben ihrer verdienstlichen Pflege der Kranken und Armen, auch an der Vertheidigung des heiligen Landes und an dem glorreichen Kampfe für den Gekreuzigten gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Aber Raimund, der Vorstand oder Pfleger der Hospitaliter, wollte durch-

*) Graf Fulco hatte diese Donation freiwillig und aus eigenem Antriebe gemacht. Als aber in der Folge die Statuten es erlaubten, unter gewissen Bedingungen in den Orden auch verheirathete Ritter aufzunehmen, so ward diesen die Verbindlichkeit einer ähnlichen, jedes Jahr an den Orden zu entrichtenden Geldsumme auferlegt.

**) Plures alios Gallorum Proceres hujusmodi exemplo ad simile opus laudabiliter incitavit. (Order. Viti Lib. 12.).

aus von der primitiven Bestimmung seines Ordens nicht abweichen. Aber kaum war dieser fromme, mit großer Strenge nach der Regel seines Ordens lebende Pfleger gestorben, als sein Nachfolger, dessen Namen man aber nicht kennt, auch den Wünschen der ritterlichen Brüder des Ordens freundlich entgegenkam. Diese kehrten nun sämmtlich, ohne jedoch ihren übrigen Gelübden untreu zu werden, wieder zum Ritterthum zurück. Der Orden nahm nun ebenfalls Knechte und Söldlinge in Dienst. Das neue Oberhaupt, das bisher blos Pfleger oder Procurator geheißen hatte, legte sich nun, gleich jenem der Templer, den Titel eines Heermeisters bei, ward der oberste Feldherr aller gegen den Feind ziehenden Johanniterritter und der ganzen, im Dienste des Ordens stehenden Miliz. Offenbar war demnach die Gründung des nun nicht mehr blos religiösen, sondern auch kriegerischen Johanniter-Ritterordens blos eine Nachahmung des Ordens der Templer *). Aber nun machte auch theils die jetzt immer größer werdende Anzahl derer, die in den Johanniterorden traten, theils auch die

*) *Jacob. Vitriacens.* — gewiß, was diesen Gegenstand betrifft — ein sehr zuverlässiger Schriftsteller, sagt dieß ganz deutlich und unumwunden: «Praedicti Hospitalis fratres ad imitationem fratrum Militiae Templi, armis materialibus utentes, milites cum servientibus in suo collegio receperunt.» Unstreitig bestanden demnach die Templer, als ein zugleich religiöser und kriegerischer Orden, früher als die Johanniterritter, obgleich diese, als ein rein religiöser, mönchischer Orden, schon vor der Entstehung des Templerordens vorhanden waren. Unter vielen andern Zeugnissen enthält einen Beweis davon auch eine, während der Regierung Balduins II. ausgefertigte Urkunde, welche Raimund dü Puy blos als Pfleger der Hospitaliter (procurator), Hugo von Payens aber schon als Heermeister der Templer unterzeichnen.

große Verschiedenheit in der Bestimmung und Beschäftigung der Mitglieder des Ordens eine neue Organisation desselben eben so zweckmäßig als nothwendig. Er bildete von jetzt an drei Klassen. Die erste bestand aus den streitenden Rittern, die zweite aus den Geistlichen und deren Kaplänen, welche den Gottesdienst zu besorgen hatten und von denen auch stets Einige die Ritter und deren Miliz auf ihren Heereszügen begleiten mußten, die dritte endlich aus den dienenden Brüdern, denen die Kranken- und Armenpflege übertragen war, welcher jedoch, sobald die Waffen ruheten, auch die Ritter sich nicht entziehen durften *). — Indessen unterschieden sich doch noch sehr lange Zeit die Brüder dieser drei verschiedenen Klassen durch kein äußeres Zeichen. Alle trugen neben dem schwarzen Kleide auch einen schwarzen Mantel mit einer Kappe. Aber dieser ward endlich eine blos den streitenden Rittern gebührende Auszeichnung, nur sie waren berechtiget, diesen Mantel und dann im Felde einen rothen Waffenrock mit einem weißen Kreuze zu tragen. Der Orden muß sich sehr verdient um das heilige Land und die Beschützung der Pilger gemacht haben. Zwar haben wir darüber kein besonderes Zeugniß, aber es erhellt dieß aus einem Breve Innocenz II. In einem, an alle Bischöfe und Aebte gerichteten Schreiben erklärt dieser Papst, daß er diesen Orden sowohl wegen seiner Tapferkeit im Kampfe gegen die Ungläubigen, als auch wegen seiner treuen Pflege der Armen und Kranken in seinen besondern Schutz nehme; fodert auch alle Gläubigen auf, die auf Sammlung von Almosen ausgeschickten Brüder mit reichlichen Gaben zu unterstützen, und ertheilte endlich dem Orden noch verschiedene

*) Die Brüder der dritten Klasse mußten jedoch, wenn es nothwendig war, den Rittern alle Dienste leisten, wozu sie von denselben aufgefodert wurden.

Privilegien, wie z. B. daß, wenn ein Hospitaliter in eine Stadt oder Burg käme, welche unter dem Interdict läge, dessen fröhliche Ankunft durch Oeffnung der Kirchen und das Absingen der heiligen Messe dürfte gefeiert werden; auch sollte ein solcher Hospitaliter, wenn er in der mit dem Interdict belegten Stadt stürbe, des christlichen Begräbnisses in geweihter Erde nicht beraubt werden.

6. So ehrenvoll dieses päpstliche Zeugniß auch für den Johanniterorden seyn mag, so war doch der Ruhm des Ordens der Templer weit allgemeiner und noch viel weiter verbreitet. Das ganze Abendland war voll des Lobes der Tempelritter. Man rühmte überall ihre Bescheidenheit und ungeheuchelte Demuth; man staunte über ihre freudige Bereitwilligkeit zum Märtyrertod, und bewunderte vorzüglich ihre ungewöhnliche Selbstverleugnung und gänzliche Verachtung der Welt und deren Güter; denn obgleich ihnen von vielen christlichen Fürsten schon reichliche Gaben zuflossen, so verwendeten sie dieselben doch blos zum Nutzen des heiligen Landes wie der dahin wallenden Pilger, und sie selbst waren so arm, daß ihr erster Heermeister Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer nur ein gemeinschaftliches Pferd hatten*). — Die fromme, musterhafte und wahrhaft bewunderungswürdige Lebensweise der Tempelritter jener Zeit geht vorzüglich aus einem, einer Abhandlung ähnlichen Briefe des heiligen Bernhards von Clairveaux hervor, in welchem dieser so hochgestellte Abt ein ungemein rührendes Gemälde von den Sitten

*) Um in weit spätern, glänzenden Zeiten die Templer an ihre primitive Armuth zu erinnern, und dadurch vor Uebermuth sie zu bewahren, erblickte man auf ihrem Siegel des Ordens zwei, auf einem und demselben Pferde sitzende Ritter.

und Tugenden der damaligen Templer als ein Gegenstück zu dem üppigen und schwelgerischen Leben der Ritterschaft seiner Zeit aufstellt. Zuerst, sagt der Heilige, fehlt es ihnen weder zu Hause noch im Felde an Ordnungsliebe und strenger Zucht, und Gehorsam ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Sie gehen und kommen auf den Wink des Meisters. Sie legen blos die Kleider an, die dieser ihnen gibt, und begehren weder Kleidung noch Nahrung von irgend einem andern. In beiden wird Ueberfluß vermieden, nur für die Nothdurft gesorgt. Sie leben, mit Wenigem schon zufrieden, fröhlich und freundlich miteinander in einem Hause, ohne Weiber und Kinder und, weil nach evangelischer Vollkommmenheit strebend, auch ohne alles Eigenthum. Alle sind eines Sinnes, Alle nur bemühet, Friede und Eintracht unter sich zu erhalten, so daß nur ein Herz, nur eine Seele Alle zu beleben scheint. Zu keiner Zeit sieht man sie müßig oder neugierig herumschweifend. Wenn sie vom Kampfe gegen die Ungläubigen ruhen, welches jedoch nur selten der Fall ist, so bessern sie ihre schadhaft gewordenen Waffen und abgenutzten Kleider aus, oder beschäftigen sich mit irgend einer Arbeit, die der Meister ihnen übertragen, oder zum gemeinsamen Besten ihres Hauses gereicht. Bei ihnen gilt kein Ansehen der Person; der Beste, nicht der Vornehmste wird am meisten geachtet. Sie suchen in gegenseitiger Ehrerbietung einander zuvorzukommen, und theilen brüderlich und freundlich alle ihre Lasten. Kein ungeziemendes Wort entwischt ihrem Munde, noch viel weniger beleidigender Spott, und übermäßiges lautes Lachen wird bei ihnen nie gehört, würde auch nicht ungestraft bleiben. Schach- und Brettspiel sind ihnen zuwider, und eben so abhold sind sie auch den wilden Belustigungen der Jagd. Sie hassen Gaukler und Bänkelsänger, deren üppi-

7. Ueberall war schon der Ruhm des Tempelordens verbreitet, als endlich im neunten Jahre nach

---

tern Zeiten auch Mängel und Gebrechen und, was eine natürliche Folge von ungeheuerm Reichthum ist, auch Stolz und Herrschsucht unter den Mitgliedern des Ordens ein; aber diese Gebrechen gehörten nur Einzelnen an, der Geist des Ordens selbst blieb unbefleckt und rein. Und was die schrecklichen Verläumdungen und Anklagen betrifft, welche die mächtigen Feinde des Ordens, deren Neid und Habsucht die Schätze und Güter des Ordens zu verschlingen gesucht, gegen denselben in Umlauf und endlich in Anwendung gebracht haben, so verdienen diese nicht die mindeste Beachtung, indem sie auf keinem einzigen glaubwürdigen historischen Zeugniß beruhen; besonders da jener, so viele in Geheim begangene Frevel und Gräuelthaten bedeckende Vorhang auch die wahre Geschichte des Unterganges dieses Ordens noch bis auf den heutigen Tag unsern Augen verhüllt, mithin auch die Geschichte, dieses unbestechliche Weltgericht, darüber noch nicht abgesprochen hat. Was indessen der Templerorden eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Besten der Christenheit geleistet, so wie die vielen, an das Wunderbare gränzenden Heldenthaten seiner Ritter sind in den Geschichtstafeln aller christlichen Völker mit unauslöschlichen Zügen eingegraben, und diese sind schon hinreichend, diesem frommen Heldenorden die gegründetsten Ansprüche auf gerechte historische Würdigung — welche ihm bisher noch nicht geworden — so wie auf die Bewunderung und Verehrung der Nachwelt zu ertheilen. — Was das Statutenbuch, das der Orden gleich im Anfange seiner Entstehung sich gab, von demselben voraussagte, scheint vollkommen in Erfüllung gegangen zu seyn: „Zu Ehren,“ heißt es in diesem Buche, „und unter dem Schutz der hochbegnadigten Mutter unsers göttlichen Erlösers ist unser Orden entstanden, und soll auch, wenn es einst Gottes Wille seyn wird, zu Ehren der Hochgebenedeiten sich endigen.“ — Nicht blos durch ihr Leben und ihre Thaten, sondern am Ende auch noch durch ihr Blut haben die Tempelritter den Namen Gottes vor der Welt verherrlichet, und was sie gethan, steht schon seit Jahrhunderten vor den Augen des Weltrichters.

seiner Entstehung dessen Gründer und erster Meister, Hugo Payens, mit noch Einigen seiner Ritter nach dem Abendlande reißte und zu Troyes einem, unter dem Vorsitze eines päpstlichen Legaten versammelten Concilium den Zweck und die Bestimmung seines Ordens, wie dessen Statuten vorlegte. Einstimmig billigte das Concilium den Orden und dessen Statuten, zu denen es jedoch jetzt noch viele aus der Regel des heiligen Benedicts genommene Zusätze machte, besonders in Betreff der Andachtsübungen und des innern geistlichen Lebens, deren volle Gültigkeit aber erst noch von der Bestätigung des Papstes und des Patriarchen von Jerusalem abhängen sollte. Wie zu erwarten war, ward die, jetzt um so zweckmäßigere Regel von Beiden sogleich bestätiget, worauf Honorius II. den Templern ein eigenes Ordensgewand bestimmte; dieses war ein weises Kleid, wozu bald darauf Eugen III. noch, als ein Symbol des Märtyrthums, ein rothes Kreuz auf der Brust hinzufügte. Zu gleicher Zeit erhielten sie auch ein, in weiß und schwarz getheiltes Panier mit der schönen, der Bestimmung des Ordens so angemessenen Ueberschrift: Non nobis, Domine, non nobis, sed Nomini tuo da gloriam et honorem *). — Immer höher und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit stieg von dieser Zeit an das Ansehen wie der Reichthum und die Macht des Ordens. Schon während Hugo Payens Anwesenheit im Abendlande nahmen aus dessen Händen viele Ritter das Ordensgewand, durchzogen mit ihm Frankreich und England, überall die Ritter zur Vertheidigung des heiligen Grabes und zum Kampfe gegen die Ungläubigen auffodernd, daher auch nachher eine Menge neuer Templer dem Heermeister nach Palästina folgte. Aber Hugo nahm keinen Ritter in

*) „Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern nur deinem Namen allein gib Glorie und Herrlichkeit."

ger Gesang ihnen ein Gräuel sind. An Schauspielen, von welcher Art sie auch seyn mögen, haben sie kein Vergnügen, betrachten sie als eitle Thorheiten müßiger, geistloser Weltleute. Sich zu putzen und zu schmücken halten sie unter ihrer Würde. Größtentheils sieht man sie daher mit struppigem, ungekämmtem Haar, mit Staub bedeckt, bisweilen nicht einmal gewaschen und ganz braun, und von der Sommerhitze verbrannt. Wenn sie zum Kampfe ausziehen, greifen sie zuerst und vor allem zu dem Schilde des Glaubens, und hierauf erst nach den übrigen materiellen Waffen. Nur starke und schnelle, aber nicht gerade schöne Pferde haben für sie einen Werth und diese sind eben so wenig geschmückt als die Ritter selbst; der Templer will nicht Bewunderung, sondern Schrecken in dem Feinde erregen. Indessen stürzen sie sich doch nicht unbesonnen und tollkühn in den Kampf, sondern beginnen ihn mit Vorsicht und der, der wahren Tapferkeit eigenen, ruhigen Besonnenheit; aber hat die Schlacht einmal begonnen, dann dringen sie, oft ohne alle Rücksicht auf die Schwäche ihrer eigenen Anzahl, mit beispielloser Unerschrockenheit in den Feind, vor dessen Anzahl, wie groß dieselbe auch seyn mag, sie nie zurückschrecken, und weil stets auf die Hülfe von Oben bauend, schlägt auch gewöhnlich eine handvoll Templer zahlreiche türkische Haufen in die Flucht. In der wunderbarsten Verbindung, wie solche nur die Religion Jesu erzeugen kann, waren sie zugleich sanftmüthiger als die Lämmer und grimmiger als die Löwen. Man weiß nicht, ob man sie Mönche oder Ritter nennen soll; obgleich mit Recht ihnen beide Namen gebühren, da sie alle Gottseligkeit eines frommen Mönchs mit aller Tapferkeit eines edeln Ritters in sich vereinigen. — Dieses, in der dem heiligen Bernhard eigenen hohen Begeisterung entworfene Gemälde schließt der Heilige end-

lich mit den Worten: „Was ist davon (dem Templerorden) anders zu sagen, als Gott hat ein großes Werk gethan, das wunderbar in unsern Augen scheint*).“

*) Das große Lob, welches der heilige Bernhard den Templern seiner Zeit ertheilt, ist, wie es durch eine Menge historischer Zeugnisse erwiesen werden kann, von aller und jeder Uebertreibung frei. Die Ritter dieses Ordens verdienten in voller Wahrheit der ganzen abendländischen Ritterschaft als ein, obgleich unerreichbares Muster vorgestellt zu werden, denn offenbar war dieses Institut, wie dessen Entstehen und schnelles Aufblühen ein, gleichsam unmittelbar aus den Händen der Vorsehung hervorgegangenes Werk. Wie alle menschlichen Einrichtungen, welcher Segen von Oben auch auf ihnen ruhen mag, hatte auch der Orden der Tempelherren die Zeit seiner Blüthe, seiner Reife und seines allmähligen Verfalls. — Lange Zeit blieb indessen der Orden sich vollkommen gleich, verleugnete durch nichts seine erhabene Bestimmung. Auch die Nachfolger des ersten Heermeisters, des eben so weisen und tapfern als frommen Hugo Payens mußten viele Jahre dieselbe Gottseligkeit, Selbstverleugnung, fromme Gesinnungen, Liebe zum Frieden und zur Eintracht und dieselbe heldenmäßige Tapferkeit im Kampfe gegen die Ungläubigen in allen Mitgliedern des Ordens zu erhalten, und die Aufrechthaltung der eingeführten, nicht wenig strengen Zucht blieb ebenfalls stets ein Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Verwaltung. Nicht der geringste Fehler eines Templers gegen die Regel blieb ungeahndet. Der, welcher dagegen gesündigt hatte, mußte gewöhnlich, so lange als der Meister des Ordens es ihm gebot, im Speisesaale auf dem Boden ohne Tischtuche essen, bekam dabei nur ein sehr kärgliches Mahl und durfte selbst die zudringlichen Hunde, die zu ihm kamen und einige Brocken zu erhaschen suchten, nicht verjagen. Nach dem Maaße seines Vergehens konnte der Fehlende auch wohl noch härter gestraft werden. Die strengsten Strafen waren Ausschließung aus dem Orden, ja sogar Todes- oder lebenslängliche Kettenstrafe. Leider schlichen sich in spä-

7. Ueberall war schon der Ruhm des Tempelordens verbreitet, als endlich im neunten Jahre nach

---

tern Zeiten auch Mängel und Gebrechen und, was eine natürliche Folge von ungeheuerm Reichthum ist, auch Stolz und Herrschsucht unter den Mitgliedern des Ordens ein; aber diese Gebrechen gehörten nur Einzelnen an, der Geist des Ordens selbst blieb unbefleckt und rein. Und was die schrecklichen Verläumdungen und Anklagen betrifft, welche die mächtigen Feinde des Ordens, deren Neid und Habsucht die Schätze und Güter des Ordens zu verschlingen gesucht, gegen denselben in Umlauf und endlich in Anwendung gebracht haben, so verdienen diese nicht die mindeste Beachtung, indem sie auf keinem einzigen glaubwürdigen historischen Zeugniß beruhen; besonders da jener, so viele in Geheim begangene Frevel und Gräuelthaten bedeckende Vorhang auch die wahre Geschichte des Unterganges dieses Ordens noch bis auf den heutigen Tag unsern Augen verhüllt, mithin auch die Geschichte, dieses unbestechliche Weltgericht, darüber noch nicht abgesprochen hat. Was indessen der Templerorden eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Besten der Christenheit geleistet, so wie die vielen, an das Wunderbare gränzenden Heldenthaten seiner Ritter sind in den Geschichtstafeln aller christlichen Völker mit unauslöschlichen Zügen eingegraben, und diese sind schon hinreichend, diesem frommen Heldenorden die gegründetsten Ansprüche auf gerechte historische Würdigung — welche ihm bisher noch nicht geworden — so wie auf die Bewunderung und Verehrung der Nachwelt zu ertheilen. — Was das Statutenbuch, das der Orden gleich im Anfange seiner Entstehung sich gab, von demselben voraussagte, scheint vollkommen in Erfüllung gegangen zu seyn: „Zu Ehren," heißt es in diesem Buche, „und unter dem Schutz der hochbegnadigten Mutter unsers göttlichen Erlösers ist unser Orden entstanden, und soll auch, wenn es einst Gottes Wille seyn wird, zu Ehren der Hochgebenedeiten sich endigen." — Nicht blos durch ihr Leben und ihre Thaten, sondern am Ende auch noch durch ihr Blut haben die Tempelritter den Namen Gottes vor der Welt verherrlichet, und was sie gethan, steht schon seit Jahrhunderten vor den Augen des Weltrichters.

seiner Entstehung dessen Gründer und erster Meister, Hugo Payens, mit noch Einigen seiner Ritter nach dem Abendlande reißte und zu Troyes einem, unter dem Vorsitze eines päpstlichen Legaten versammelten Concilium den Zweck und die Bestimmung seines Ordens, wie dessen Statuten vorlegte. Einstimmig billigte das Concilium den Orden und dessen Statuten, zu denen es jedoch jetzt noch viele aus der Regel des heiligen Benedicts genommene Zusätze machte, besonders in Betreff der Andachtsübungen und des innern geistlichen Lebens, deren volle Gültigkeit aber erst noch von der Bestätigung des Papstes und des Patriarchen von Jerusalem abhängen sollte. Wie zu erwarten war, ward die, jetzt um so zweckmäßigere Regel von Beiden sogleich bestätiget, worauf Honorius II. den Templern ein eigenes Ordensgewand bestimmte; dieses war ein weises Kleid, wozu bald darauf Eugen III. noch, als ein Symbol des Märtyrthums, ein rothes Kreuz auf der Brust hinzufügte. Zu gleicher Zeit erhielten sie auch ein, in weiß und schwarz getheiltes Panier mit der schönen, der Bestimmung des Ordens so angemessenen Ueberschrift: Non nobis, Domine, non nobis, sed Nomini tuo da gloriam et honorem *). — Immer höher und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit stieg von dieser Zeit an das Ansehen wie der Reichthum und die Macht des Ordens. Schon während Hugo Payens Anwesenheit im Abendlande nahmen aus dessen Händen viele Ritter das Ordensgewand, durchzogen mit ihm Frankreich und England, überall die Ritter zur Vertheidigung des heiligen Grabes und zum Kampfe gegen die Ungläubigen auffodernd, daher auch nachher eine Menge neuer Templer dem Heermeister nach Palästina folgte. Aber Hugo nahm keinen Ritter in

*) „Nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern nur deinem Namen allein gib Glorie und Herrlichkeit.“

seinen Orden, der nicht, wenn er in Fehden verwickelt war, diese vorher ausgeglichen, oder wenn er ungerechtes Gut an sich gerissen, es wieder zurückgegeben hätte *). Diese, in jenen Zeiten nicht sehr gewöhnliche Gerechtigkeitsliebe verbreitete über den Orden einen immer noch höhern Glanz, und gewann den Templern die Liebe und das unbeschränkte Vertrauen einer Menge abendländischer Herren und Fürsten, deren Geschenke an den Orden nun auch immer häufiger und ansehnlicher zu werden anfingen. König Heinrich I. von England, dem Hugo Payens einen Besuch in der Normandie gemacht hatte, ward, als er von Payens den Zweck, die Bestimmung und die Statuten der Templer und deren bisher schon verrichtete Heldenthaten vernahm, für den Orden so begeistert, daß er den Heermeister nicht blos mit kostbaren Geschenken überhäufte, sondern auch, sobald er wieder nach England zurückgekehrt war, einen herrlichen Tempelhof allda stiftete **). — Graf Gottfried von St.

*) So z. B. bat Hugo von Amboise um Aufnahme in den Templerorden. Aber dieser Ritter hatte die Unterthanen von Marmoutier geplündert und schwer gedrückt, auch dem richterlichen Ausspruch des Grafen von Anjou sich durchaus nicht gefügt; und nun ließ ihn der Heermeister Hugo Payens nicht eher zur Ablegung der Ordensgelübde zu, als bis er die Unterthanen von Marmoutir vollkommen entschädiget, und auch dem Grafen von Anjou die gebührende Genugthuung geleistet hatte.

**) Guilelmus Gemmeticensis, der, weil er sehr an Steinschmerzen litt, auch den Beinamen Calculus erhalten hatte, erwähnt in dem achten Buche seiner Geschichte von der Normandie auch noch einer andern, von Heinrich I. dem Orden gemachten Schenkung. Nach dem Zeugniß dieses Geschichtschreibers ließ der König dem Orden nicht nur jährlich reiche Unterstützungen an Geld, Waffen und allem Uebrigen, was derselbe nothwendig hatte, zufließen, sondern wieß ihm in der Normandie auch Ländereien an, auf welchen

Omer, weil kinderlos, überließ alle seine Güter dem Orden und trat selbst in denselben. Diese Freigebigkeit Gottfrieds machte auch auf die übrigen Herren in Flandern einen, für den Orden höchst wohlthätigen Eindruck, denn viele davon opferten einen bald kleinern, bald größern Theil von ihren Erbgütern auf, um damit den Orden zu beschenken. Auch Kaiser Lothar schenkte die Herrschaft Supplinburg, die zu seinen Erbgütern gehörte, den Tempelrittern. Raimund Berengar, Graf von Barcelona und einem Theil der Provence, jetzt in Jahren schon sehr weit vorgerückt, daher der Welt und ihrer Herrlichkeit überdrüßig, ging nicht, wie es bisher bei solchen alten, des Lebens müden Herren Sitte war, in ein Mönchskloster, sondern ward Templer und nahm seinen Sitz in dem zu Barcelona gestifteten Tempelhofe. Zu alt, um selbst nach Palästina zu gehen und an dem Kampfe gegen die Feinde des Kreuzes Theil zu nehmen, überhäufte er die streitenden Ritter in Jerusalem mit Wohlthaten. — Was jedoch die Schenkung Königes Alphons von Navarra und Arragonien betrifft, welcher, weil er keine Kinder hatte, den Templerorden zu Erben seiner beiden Reiche ernannt haben soll, indem er Niemand für fähiger hielt, den Krieg mit den Mauren, welchen er mit eben so viel Glück als Tapferkeit geführt, mit gleichem Erfolge fortzusetzen, als die tapfern und frommen Ritter jenes Ordens; so bedürfen die darüber vorhandenen Berichte sowohl franzö-

---

die Templer einen Tempelhof erbauten, den man die Villa Dei nannte, und dem Heinrich eine Menge der kostbarsten Privilegien ertheilte. — Uebrigens wollen wir nur noch in Kürze bemerken, daß Guilelmus, Gemmeticensis seine Geschichte nur in sieben Büchern verfaßte, wozu nachher ein Mönch aus dem Kloster von Bec das achte, wovon hier die Rede ist, hinzufügte.

fischer und englischer als auch deutscher Schriftsteller noch folgender Berichtigung*). — König Alphons hatte in Arragonien einen neuen Ritterorden errichtet, diesen ausdrücklich zur Vertheidigung der Gränzen seines Reiches gegen die Mauren bestimmt, ihm den Namen: Orden des heiligen Grabes beigelegt, und einen bedeutenden Strich Landes abgetreten, den er den Mauren abgenommen hatte. Diese erste Einrichtung kam jedoch nicht zu Stande, obgleich der neue Orden ununterbrochen fortbestand. Aber drei Jahre vor seinem Tode setzte er durch ein förmliches Testament den Johanniterorden, die Tempelherren und den von ihm errichteten Orden zum heiligen Grabe zu Erben seiner beiden Reiche Arragonien und Navarra ein, und sprach am Ende seines Testamentes einen fürchterlichen Fluch gegen Alle aus, die gegen diesen seinen letzten Willen handeln, oder gar ihn umzustoßen sich erkühnen würden, und so ward nun König Alphons von Arragonien und Navarra der Erste unter den Mächten Europas, der diese neu entstandenen Orden zu sehr bedeutenden Landesherren erhob. Als aber König Alphons, der in neunundzwanzig blutigen Schlachten die Mohamedaner in Spanien besiegt hatte, in der Schlacht bei Farga, in der er auf das neue wieder Beweise einer heldenmäßigen Tapferkeit gegeben hatte, endlich dennoch gefallen war, glaubten die Stände Arragoniens und Navarras nicht, sich dem Willen des verstorbenen Monarchen fügen zu müssen, sie erklärten: der König sey nicht berechtiget gewesen, sie gleich einem Erbgut an irgend einen Orden zu verschenken, holten daher, mit Erlaubniß des Papstes, Alphonsens Bruder Ramiro aus dem Kloster, huldigten ihm als ihrem Könige, und bewo-

*) Man sehe Schlossers Weltgeschichte, Band III. Abth. I. Ritterorden. Seite 181 bis 186.

gen ihn auch, um die Nachfolge zu sichern, sich zu vermählen. Dem Beispiel der Arragonier folgten auch die Navarreser. Da schon, seiner geographischen Lage wegen, das Land wenig oder nichts von den Mauren zu befürchten, mithin auch der Hülfe oder des Schutzes der Orden nicht nöthig hatte, so ließen die Stände von Navarra Alphonsens Testament ebenfalls auf sich beruhen und wählten den Don Garcias, einen Sprößlig des alten navarresischen Königsgeschlechtes, zu ihrem König. — In Arragonien suchte Ramiro, sobald er die Regierung angetreten hatte, in Beziehung auf das alphonsische Testament, sich mit den Orden zu vergleichen. Der Heermeister des Johanniterordens kam selbst nach Spanien, und nun ward ein Vertrag geschlossen, dem zu Folge sowohl dem Templer- als auch dem Johanniterorden viele und zwar sehr bedeutende Städte, wie z. B. Saragossa, und eine Menge Burgen, Schlösser, Zölle und noch andere königliche Domainen überlassen wurden. Indessen reuete es Ramiro schon nach einigen Jahren, seine klösterlichen Gelübde gebrochen zu haben, legte daher die Regierung nieder, und kehrte in sein Kloster zurück, hinterließ aber als Erbin von Arragonien eine Tochter, Namens Petronella. Diese war jedoch noch nicht drei Jahre alt, und der mächtige Graf Raimund von Barcelona übernahm als Vormünder Petronellas die Regierung des Reiches. Raimund, obschon den Orden mehr abhold als ihnen geneigt, bestätigte doch den mit den Orden geschlossenen Vertrag, und zwar um so mehr, da sein Vater, Raimund Berengarius, wie wir schon wissen, einige Jahre vor seinem Tode in den Templerorden getreten war. Dabei hatte es nun auch sein Bewenden, als Raimund ungefähr fünfzehn Jahre nachher mit Petronella, die als ein dreijähriges Kind ihm schon war verlobt worden, sich vermählte und Arra-

gonien dadurch zu einem mächtigen Reich erhob*). — Auf diese Weise geschah es, daß der Orden schon fünfzig Jahre nach seiner Entstehung in allen abendländischen Reichen und Ländern, nebst einem ungeheuern Reichthum an Grundeigenthum, eine Menge Städte, Burgen und Herrschaften in völliger Unabhängigkeit besaß. Mit den wahrhaft königlichen, aus allen diesen Besitzungen dem Orden zufließenden Einkünften konnte derselbe nun eine sehr zahlreiche, stehende Miliz unterhalten; und da der schöne, im ganzen Abendlande bewunderte und daher in allen Reichen im höchsten Ansehen stehende Bund der Templer die tapfersten Ritter und auserlesensten Streiter aus Europa dahin zog, so bestand oft die gesammte Kriegsmacht des Ordens in mehr als vierhundert Rittern, ohne die vielen Tausenden von Söldlingen, Kriegsknechten und Wappenbrüder zu rechnen. Sogar eine Schaar von Turkopulen unter einem Anführer, der Turkoplier hieß, stand im Dienste des Ordens; eben so auch eine Anzahl von Turkomanen, welche dem Heermeister als Wegweiser und Dolmetscher dienten, mit großer Sorgfalt bewacht und im Kriege sogar an Stricken dem Heere nachgeführt wurden. Auch die Umgebungen des Großmeisters bildeten schon einen nicht wenig glänzenden Hof. Er hatte einen Seneschall, einen Marschall, einen Vestiarius, viele Haus- und Rittercomture, Bailliffe, Präceptoren und eine Menge Beamten von verschiedenem Range, durch welche er die weitläufigen Besitzungen des Ordens verwalten ließ; sogar mehrere saracenische Schreiber standen im Dienste des Heermeisters

*) Die Grafen von Barcelona waren damals sehr mächtige Herren. Ihnen gehörte nicht nur beinahe ganz Catalonien, sondern besassen überdieß noch in Südfrankreich sehr beträchtliche Länderstrecken und unter diesen den größten Theil der Provence.

Endlich hatte der Orden eine Menge Pfarrer und Kapläne, die den öffentlichen Gottesdienst besorgten; und nirgends waren Kirchen und Kapellen so groß, so reich, so schön und so geschmackvoll, als die der Templer; auch war nirgends der Gottesdienst so feierlich und mit so vieler Pracht umgeben, als bei dem Templerorden. Endlich zählte der Orden eine Menge Laienbrüder, von denen jeder ein Handwerk erlernt haben mußte. Jeder Convent hatte seinen Hufschmied, der zugleich auch Waffenschmied war und vorzüglicher Achtung genoß, ferner seine Schmiede, Bäcker, Schneider, Schuhmacher, und endlich Maurer, welche für die Erbauung und Erhaltung der dem Orden gehörigen Gebäude sorgen mußten. Für die Letztern, hatte man, wie es scheint, eine ganz besondere Fürsorge, denn zu Folge des Statutenbuches war ihnen erlaubt, bei ihren Arbeiten, welche freilich nicht leicht waren, lederne Handschuhe zu tragen, eine Begünstigung, deren die andern Brüder sich nicht zu erfreuen hatten. — So sehr auch der Reichthum und die Macht dieses Ordens in wenigen Jahren gestiegen waren, so blieben doch Einfalt der Sitten, Lauterkeit des Wandels und edle, fromme Selbstaufopferung noch lange Zeit damit vereint. — Die Wirkungen des glühenden Eifers der Templer und deren, vor keiner Gefahr zurückschreckenden Tapferkeit empfand vorzüglich, und schon gleich in den ersten Zeiten, die Christenheit in Palästina. Blos durch den Tempelorden in Verbindung mit den Johanniterrittern, und der, obgleich nur schwachen Hülfe einiger italienischen Seestädte, ward Balduin, ohne einen bedeutenden Zuzug aus Europa erhalten zu haben, in Stand gesetzt, so viel Großes und Glorreiches gegen Damaskus und Aegypten zu unternehmen, das zweimal verwaißte Antiochien gegen die vielen, dieses Fürstenthum umgebenden Feinde zu schützen, und sein klei-

nes Reich zu einer, allen mohamedanischen Fürsten, unter denen sich damals doch mehrere sehr kühne; kluge und unternehmende Prinzen befanden, Ehrfurcht einflößenden Macht zu erheben; kurz es war vorzüglich das Werk der Tempel- und Johanniterritter, daß unter Balduin II. das Königreich Jerusalem den höchsten Grad seiner Blüthe und seines Flors erreichte *).

*) Ganz vorzüglich zeichnete sich Spanien durch seinen Eifer aus, die Templer zu bereichern. «Tanti erat,» heißt es in der Hispania illustrata, «religionem Christianam bello amplificare, partumque in Syria imperium armis tueri, ut *certatim* foeminae, principes et Privati, praedia, arces, oppida in sumptus belli suppeditarent.»

VI.

Eigentliche Geschichte des Königreiches Jerusalem.

König Balduin III.

1. Wir verließen das Königreich Jerusalem *) bei dem Tode des Königs Fulco und der Thronbesteigung seines Sohnes, Balduins des Dritten. Da dieser jedoch erst das zwölfte Jahr seines Alters zurückgelegt hatte, so übernahm dessen Mutter und Vormünderin, die Königin Melisene, auch die Regierung des Reiches, worauf sie zugleich mit ihrem Sohne in der Kirche zum heiligen Grabe von dem Patriarchen gesalbt und gekrönt ward **). — Meli-

*) Nämlich in dem sieben und zwanzigsten Band unserer Fortsetzung.

**) Geschichtliche Quellen sind: Wilhelm von Tyrus, Jacobus Vitriacensis, Robert de Monte, Albufarabsch's syrische Chronik, Kemleddin Geschichte von Haleb (Aleppo) und von den Neuern vorzüglich Wilken, Schlossers allgemeine Geschichte der Zeiten der Kreuzzüge und von Herrn von Raumers Geschichte der Hohenstaufen der zweite Band. — Nicht wenig erfreulich ist es, daß die Erzählungen der arabischen Geschichtschreiber mit den Be-

sende war eine geistvolle Fürstin, von männlicher Festigkeit und hohem, zartem Weibersinn. Ungetrübt gingen daher auch die ersten Jahre ihrer Regierung vorüber Das Reich, in seinem Innern wohl geordnet und beruhiget, ward von keinem äußern Feinde bedrohet, denn der nachher so gefürchtete Nourreddin war damals noch mit Befestigung seiner Macht in seinen eigenen Erbstaaten, so wie mit Ausgleichung der anfangs so unfreundlichen Verhältnisse mit seinem ältern Bruder beschäftiget, und Saladin, der später so großes Verderben über Palästina brachte, stand zu jener Zeit erst noch an der Schwelle der Laufbahn, die er in der Folge so glorreich durchlief. Aber gerade diese Zeit der Ruhe war nichts weniger als eine Wohlthat für das Königreich Jerusalem. Nur in immerwährenden Kämpfen war dasselbe erstarkt, nur durch ununterbrochenen siegreichen Kampf konnte es sich erhalten, und Stillstand im Erobern war der erste Schritt zu seinem nachherigen völligen Verfall. Indessen sah Melisende doch im zweiten Jahre ihrer Regierung sich gezwungen, gegen eine zu dem Königreiche gehörige und in dem Thal Mosis an dem Haderwasser gelegene Burg einen Feldzug zu unternehmen, an welchem auch schon der junge, noch im Knabenalter befindliche König Antheil nahm. Die Bewohner jener Burg hatten nämlich die schwache darin liegende Besatzung mit Hülfe der eben so verrätherischen, in jener Gegend wohnenden Bauern erschlagen und hierauf die Burg den Türken übergeben. Gegen diese Verräther zog nun ein Theil der Miliz des Königreiches. Die Veste ward umringt und förmlich belagert. Aber die Be-

richten des Erzbischofs von Tyrus und der übrigen damaligen abendländischen Geschichtschreiber, stets im Wesentlichen und sehr oft sogar auch in außerwesentlichen Nebenumständen vollkommen übereinstimmen.

lagerung würde, da man nur wenig Wurfgeschütz mitgebracht hatte, lange Zeit gedauert haben, hätten die Belagerer nicht noch ein anderes Mittel ergriffen, welches sie viel leichter und schneller zum Ziel führte. Sie fingen nämlich an, alle die Oelbäume, die in zahlloser Menge der ganzen Gegend das Ansehen eines Waldes gaben, und beinahe den einzigen Nahrungszweig der Bewohner ausmachten, umzuhauen und zu verbrennen. Als die Leute, welche in der Burg waren — und auch die ganze, in der Umgegend wohnende Bevölkerung hatte sich hinein geflüchtet — dieses sahen, baten sie um Gnade und versprachen, die Thore dem Könige zu öffnen, wenn er ihnen ihren Abfall verzeihen und der türkischen Besatzung freien Abzug zusichern wollte. Diese Bedingungen wurden von den Christen angenommen; der junge König zog in die Veste, versorgte sie mit Lebensmitteln, legte eine stärkere Besatzung hinein und kehrte dann, sehr erfreut über den glücklichen Erfolg seines ersten kriegerischen Versuches, mit dem Heere nach Jerusalem zurück.

2. Weit glorreicher war jedoch eine zweite, ein paar Jahre nachher von dem König unternommene Heerfahrt; zwar war dieselbe völlig erfolglos und dabei mit bedeutendem Verluste verbunden, aber sie machte dem ausdauernden Muth des jungen Monarchen, wie seiner Ritterschaft und deren ganzen Miliz ungemeine Ehre. Die Veranlassung zu diesem Heerzuge war folgende: Ein vornehmer Türke, armenischer Abkunft, Namens Tuntasch, Statthalter des Sultans von Damaskus über die beiden Städte Bosra und Sarchod — beide in der Landschaft Tauranitis gelegen — kam nach Jerusalem und bat um Beistand gegen Anar, den Reichsverweser von Da-

maskus *), in dessen Ungnade er gefallen war, und von dem er nun das Aergste befürchten zu müssen glaubte. Das schöne und offene Aeußere des Tuntasch flößte Zutrauen ein, und da er sich jetzt noch erbot, die beiden Städte, über die er gesetzt war, den Christen zu überliefern, denen der Besitz von Bosra und Sarchod wegen der geographischen Lage dieser Städte ungemeine Vortheile bringen mußte; so ward auch das Anerbieten des Tuntasch in einer zahlreichen Versammlung der Barone und Prälaten ohne Anstand angenommen, und die gesammte Miliz des Königreiches zu einer, wie es schien, ganz gefahrlosen Heerfahrt aufgeboten. Wenige Tage vor dem Pfingstfeste des Jahres 1147 zog der junge König nach Tiberias, das man zum Sammelplatze sämmtlicher Schaaren bestimmt hatte. Auch das heilige Kreuz ward dahin gebracht und dem Sultan von Damaskus, mit welchem die Christen einen Waffenstillstand geschlossen hatten, nach den Forderungen des allgemeinen Völkerrechts ein Absagebrief und eine förmliche Kriegserklärung geschickt. Aber kaum war dieß geschehen, als man auch leider sogleich die traurige Ueberzeugung gewann, daß die Zeiten der Bouillons, der Balduine, der Boëmunde, Tankrede und deren kampflustigen Ritter vorüber waren. Die jetzigen Ritter zogen Unterhandlungen, die sie keiner Gefahr aussetzten und bedeutenden Gewinn

*) Der Sultan von Damaskus hatte eigentlich gar keine Gewalt mehr; diese war gänzlich in den Händen der Reichsverweser, die man, wie alle Statthalter der Seldschiuken, Athabeken, das heißt Pflegeväter der Fürsten nannte, und die alle Gewalt an sich gerissen hatten, in ihren Provinzen unumschränkt herrschten, den Sultanen nur Würde und Titel ließen, und ihnen erlaubten, mit ihren reichlichen Einkünften in thatenloser Trägheit zu schwelgen.

ihnen boten, einem offenen Kampfe bei weitem vor; und da nun der Reichsverweser Anar, als er den Absagebrief erhielt, sich plötzlich ganz unvorbereitet überfallen sah, so sandte er Boten in das christliche Lager, und suchte durch trügerische Unterhandlungen die Ritter so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis er alle seine Truppen gesammelt, und auch seine Bundesgenossen herbei gerufen haben würde. Die angeknüpften Unterhandlungen wußte Anar mit vieler Schlauheit recht in die Länge zu ziehen; und als er endlich den Baronen das Anerbieten machte, ihnen, wenn sie von dem Kriege gegen ihn abstehen wollten, alle Unkosten ihrer Rüstungen wieder zu erstatten, auch überdieß noch eine sehr bedeutende Geldsumme auszuzahlen; so zögerten diese keinen Augenblick mehr, dieses Anerbieten anzunehmen, waren aber dabei noch so unbegreiflich niederträchtig, daß sie keinen Anstand nahmen, ihren bisherigen Freund Tuntasch ganz unbedingt der Gewalt wie der Rache seiner Feinde zu überlassen; denn in ihrer letzten Botschaft an den Reichsverweser, in der sie dessen Anerbieten annahmen, verlangten sie von demselben nur noch, daß es ihnen erlaubt würde, den Tuntasch sicher und ungefährdet wieder in seine Stadt einzuführen, worauf alsdann dessen Herr, oder wer über ihn Gewalt hätte, mit ihm seines beabsichtigten Verrathes wegen nach den Gesetzen verfahren könnte *). — Aber weit edler dachte das gemeine Volk in dem Heere. Selbst der gemeinste Mann

*) Dieses erzählt selbst Wilhelm von Tyrus, wodurch uns nun auch alle Hoffnung benommen wird, an einer solchen Niederträchtigkeit doch wenigstens noch zweifeln zu dürfen. — Aber mit welcher grenzenlosen Verachtung mußten nun nicht auch die Ungläubigen, sobald ihnen diese Treulosigkeit der Fürsten bekannt ward, auf das gesammte Christenvolk herabblicken?

fühlte die Wichtigkeit des Besitzes jener beiden Städte, wofür er auch den letzten Tropfen Blutes zu vergießen bereit war. Seit einem ganzen Monat hatte das Heer jeden Tag den Befehl der Fürsten zum Aufbruch mit Sehnsucht erwartet. Als es jetzt die bisher gepflogenen Unterhandlungen und dessen Inhalt erfuhr, entflammte es in furchtbare Wuth; es bedrohete die Ritter, welche bestimmt waren, zum Abschluß des getroffenen Vertrages noch einmal zu Anar zu gehen, mit dem Tode, und würde sie unfehlbar erschlagen haben, wenn sie einen Fuß aus dem Lager gesetzt hätten. Das Toben und Wüthen des Volkes war so groß, daß jeden Augenblick eine allgemeine Empörung zu befürchten war, und die Ritter endlich gezwungen waren, das Heer gegen Bosra zu führen. Aber leider war es jetzt viel zu spät. Der Reichsverweser hatte seinen Zweck erreicht, den größten Theil seines Heeres zusammengezogen und zahlreiche, von den Bundesgenossen dem Anar zu Hülfe gesandte Schaaren waren ebenfalls jetzt angekommen.

3. Schon am ersten Tage des Aufbruches, als das Heer sich durch den langen Engpaß bei Roob durchgewunden hatte und in die Ebene gekommen war, erblickte es die ganze Gegend mit feindlichen Schaaren bedeckt. Dadurch geschreckt, verließen mehrere heimlich das Lager und kehrten nach Tiberias zurück. Selbst viele aus der Ritterschaft würden jetzt sogleich wieder den Rückzug angetreten haben, hätten nicht auch die damaligen Ritter, trotz ihrer Abartung, die Schande eines feigen Rückzuges weit mehr als den Tod gescheut. Es ward also beschlossen, mit den Waffen in der Hand mitten durch die feindlichen Haufen, wie zahlreich auch diese seyn möchten, den Marsch nach Bosra fortzusetzen. Nach einer äußerst unruhigen und gefahrvollen Nacht, während

welcher die Türken mit schrecklichem Getöß und Geschrei das christliche Lager unaufhörlich umschwärmten und jeden Augenblick mit einem allgemeinen Angriff droheten, setzte endlich das Heer sich am folgenden Tage in Bewegung. Sehr klug war es von den Rittern, daß sie unter Todesstrafe an die Soldaten das Gebot erließen, unter keinem Vorwande ihre Reihen und Glieder zu verlassen. In fest zusammengedrängten Schaaren rückte also das Heer vor, überwand daher auch überall jeden feindlichen Widerstand, mußte aber sehr vieles von dem feindlichen Geschoß leiden; denn da die Türken ihre Pfeile nur auf ganz dicht geschlossene Massen richten durften, verfehlten sie auch beinahe nie ihren Zweck, während die Pfeile der Christen, die diese nur auf einzelne herumschwärmende türkische Reiter abschießen mußten, dem Feinde nicht sehr bedeutenden Schaden zufügen konnten. Aber das schrecklichste dabei war, daß die Christen bei einer unerträglichen Sommerhitze nirgends ihren glühenden Durst löschen konnten. Die Gegend, in welcher sie sich befanden, hatte keine Quellen, war ein dürres, wasserloses Land, und die Einwohner hatten auch kein anderes Wasser, als was während des Winters und der Regenzeit in Gruben gesammelt ward. Da aber kurz vorher zahllose, vielleicht ganze Millionen von Heuschrecken über das Land gezogen und eine ungeheuere Menge davon todt in die Gruben gefallen waren, so war das Wasser dadurch völlig untrinkbar gemacht worden. Unter den größten Mühseligkeiten und unaufhörlich von einem Hagel feindlicher Pfeile begleitet, langte endlich das Heer der Christen am Abend des ersten Tages bei der Stadt Adra an*). Hier hofften sie Erquickung und trinkbares Wasser zu finden. Aber diese Hoffnung war eitel. Die Ein-

*) Adra war noch dreißig Stunden von Bosra entfernt.

wohner, in gutem Einverständniß mit den Türken, hatten sich mit allen Vorräthen in unzugängliche unterirdische Höhlen verkrochen. Nicht einmal ihren brennenden Durst zu löschen war den armen Christen gegönnt; denn da alle Brunnen mit jenen unterirdischen Höhlen in Verbindung standen; so wurden die Seile an den Eimern, die sie hinunterließen, von den tückischen Höhlenbewohnern abgeschnitten. Aber alle diese unsäglichen Mühseligkeiten und Entbehrungen vermochten nicht den Muth des Heeres zu brechen. Bis nach Bosra hatte es noch drei Tagmärsche, auch hatte die Anzahl der Feinde sich bedeutend vermehrt, und mehrte sich noch immer mit jedem Tage. Demungeachtet setzte das christliche Heer unter ununterbrochenem, jedoch stets siegreichem Kampfe, und unter einem immer noch fortwährenden ununterbrochenen Hagel von Pfeilen seinen Weg mitten durch die Feinde fort. Am dritten Tag erblickte es endlich Bosra, und neues Leben durchströmte nun alle Adern der Ritter wie des gemeinsten Soldaten. Man glaubte sich jetzt am Ende aller Mühseligkeiten wie aller Gefahren. Aber schnell vorübergehend war leider auch jetzt wieder diese süße Täuschung, denn noch am Abend desselben Tages kam ein Bote, der sich durch die feindlichen Posten durchgeschlichen hatte, in das Lager, und brachte die schreckliche Kunde, daß am vorigen Tage Tuntaschs Gemahlin, theils geschreckt durch die furchtbaren Drohungen des Reichsverwesers, theils durch dessen glänzende Versprechungen bethört, ihm die Thore von Bosra geöffnet habe und die Türken im Besitz der Stadt und der Burg wären. — Wie vom Donner gerührt standen die Ritter bei dieser ganz unerwarteten, alle ihre Hoffnungen auf einmal wieder zerstörenden Botschaft. Sie gaben dem Könige den Rath, das Pferd eines gewissen Ritters, welches man für das schnellste im ganzen Heere hielt,

unverzüglich zu besteigen und in der Dunkelheit der Nacht mit dem heiligen Kreuze zu entfliehen. Aber mit Unwillen verwarf der edelmüthige junge Monarch diesen Rath. War die Bestürzung der Ritter schon so groß, so war noch weit größer der Jammer des Heeres, als es in der Nacht den Ruf der Herolde vernahm, die den Befehl zum Rückzuge verkündeten, und als es gar mit Anbruch des Tages sah, wie ungeheuer die Zahl der Feinde sich vermehrt hatte, indem auch der schon in ganz Syrien gefürchtete Nourreddin mit zahlreichen, wohlgerüsteten Schaaren in der Nacht bei Bosra angekommen war, mithin nur Tod oder schmähliche Gefangenschaft das unvermeidliche Loos eines Jeden seyn würde, gerieth das ganze Heer in helle Verzweifelung, die aber gerade jetzt den gänzlich ermatteten, erschöpften, völlig entmuthigten Christen auf einmal wieder neue Kraft und neue Stärke gab. Um jedoch dem Feinde den bisherigen Verlust des christlichen Heeres zu verbergen, befahl der König, daß alle Verwundeten und Kranken Pferde besteigen und mit entblößtem Schwert sich darauf halten sollten; sogar die Leichen der Ertschlagenen wurden aufrecht auf Rosse und Kameele gebunden. Diese List that selbst noch größere Wirkung, als man davon erwartet hatte. Die Ungläubigen hielten nämlich ein Heer für unüberwindlich, das trotz eines viertägigen, ununterbrochenen Kampfes, und bei den schrecklichsten Mühseligkeiten und den härtesten Entbehrungen dennoch so wenig oder vielleicht gar keinen Verlust erlitten hätte. Die Türken vermieden daher anfänglich den offenen Kampf, und als sie später, nachdem sie sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, das christliche Heer wirklich angriffen, wurden sie stets mit großem Verluste der Ihrigen zurückgeschlagen. Als sie endlich sahen, daß sie durch die Gewalt ihrer Waffen nicht einmal den Rückzug des

Heeres hemmen, noch vielweniger, wie sie gehofft hatten, es vernichten könnten, nahmen sie ebenfalls zu einer List ihre Zuflucht. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben, der den Christen entgegenbließ. Sogleich zündeten die Türken alle hohen trockenen Disteln, alle Gesträuche und besonders auch das Senftkraut an, das in dieser Gegend in außerordentlicher Menge wuchs. Durch den heftigen Wind wurden nun nicht nur Rauch und Dampf und Feuerfunken den Christen in das Gesicht getrieben, sondern auch die schreckliche, immer zunehmende Gluth des Feuers, in Verbindung mit der beinahe unerträglichen Sonnenhitze benahm den Christen Odem und alle Lebenskraft. Viele vermochten nicht mehr sich auf ihren Füßen zu erhalten und fielen zu Boden. Alle waren schon so geschwärzt wie Schmiedknechte in einer Feueresse. Der Untergang des Heeres schien unvermeidlich. In dieser schrecklichen Noth wandten sich Ritter und alles gemeine Volk an den Erzbischof Robert von Nazareth, welcher das heilige Kreuz trug, ihn bittend, zu Gott um Hülfe zu rufen. In stillem Gebete erhob der Erzbischof erst einige Augenblicke sein Herz zum Himmel, flehete sodann laut zu Gott: „Herr, erbarme dich des armen christlichen Volkes!" wandte hierauf das heilige Kreuz gegen das Feuer und sogleich schlug der Wind um, und wehete Feuer, Flammen, Funken, Rauch und Dampf dem Feinde in das Gesicht. Die Türcken, geschreckt und bestürzt, ließen nun von dem Verfolgen ab, und ruhig zogen die Christen auf ihrer Straße fort*). Aber diese Ruhe war von kurzer Dauer. Schon am folgenden Tage wurden sie von dem zahlreichen, größtentheils blos aus Reiterei be-

*) «Stupent hostes,» sagt Wilhelm von Tyrus, «novitate miraculi, et singularem reputant Christianorum fidem, quae tam praesens possit a domino Deo suo pro votis impetrare beneficium.»

stehenden türkischen Heere wieder erreicht und Noth, Mangel und Entbehrungen jeder Art nahmen nun bald so sehr zu, daß der König einen Ritter zu Anar schicken wollte, der um Frieden und ungestörten Rückzug bitten sollte. Aber kaum hatte sich der Ritter in Bewegung gesetzt, um des erhaltenen Auftrags sich zu entledigen, als ein feindlicher Pfeil ihn traf und tödtlich verwundete*). Da kein anderer, der arabischen Sprache kundige Ritter bei dem Heere war, so mußte die Botschaft unterbleiben. Wirklich hatte auch das Bedrängniß der Christen nun seinen höchsten Grad erreicht; denn als sie jetzt an einen Engpaß kamen, durch den ihr Weg sie führte, und welchen sie nicht umgehen konnten, fanden sie denselben von einer zahlreichen arabischen Schaar unter der Anführung vier fürstlicher Brüder besetzt. Ohne wenigstens zwei Drittel des Heeres zu verlieren, war es unmöglich sich durchzuschlagen. Sich lange zu berathen, dazu war es jetzt keine Zeit; denn die Türken folgten dem

*) Dieser Ritter stand im Verdacht, bei einer ähnlichen Gelegenheit die Christen an deren Feinde verrathen zu haben. Da man ihm nun den gegenwärtigen Auftrag nicht ohne sehr sichtbare Kennzeichen des Mißtrauens gab, so ward er dadurch so sehr ergriffen, daß er, um diesen schmählichen Verdacht von sich abzuwenden, zu den schrecklichsten Betheuerungen sich vermaß, und endlich sogar zu Gott rief, daß, wenn er je sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hätte, ihn auch, bevor er noch seinen Auftrag an Anar ausgerichtet hätte, ein feindliches Geschoß treffen möchte. Dieß geschah nun wirklich; denn kaum hatte der Ritter den König verlassen, um sich zu dem Reichsverweser zu begeben, als er sogleich, von einem feindlichen Pfeil getroffen, todt zu Boden stürzte. — Dieses offenbare göttliche Strafgericht erschütterte nicht wenig das ganze christliche Heer, und machte auch, allem Ansehen nach, einen sehr wohlthätigen Eindruck auf alle anwesende Barone und Ritter.

Christenheere auf dem Fuße. In diesem entscheidenden Moment warf ein sarazenischer Reiter aus Tuntaschs Gefolge schnell sein Pferd herum, sprengte mit vorgelegter Lanze mitten unter die feindlichen Haufen und spaltete mit einem mächtigen Hiebe einem der vier fürstlichen Brüder den Kopf. Jetzt war das Heer gerettet; denn die Araber verließen nun sämmtlich ihre Posten und ihre Reihen, sammelten sich um ihren gefallenen Fürsten und während sie dessen Tod beklagten und bejammerten, durchzogen die Christen unangefochten den gefährlichen Engpaß. Das ganze Heer bewunderte die kühne Waffenthat des Sarazenen, der es seine Rettung zu danken hatte. — Sobald das Heer endlich das Gebiet des Fürstenthums Damaskus verlassen hatte, suchte Anar die frühern freundschaftlichen Verhältnisse mit den christlichen Fürsten wieder herzustellen. Boten von ihm kamen also bei den Christen an, und verkündeten dem Könige und seinen Baronen: Der Reichsverweser werde jenseits der Höhle Roob einen reichen Vorrath von Lebensmitteln bereit halten, um sie und das ganze Heer in Ueberfluß zu bewirthen, indem er wohl wüßte, welchen schrecklichen und gänzlichen Mangel an Nahrung sie schon so viele Tage hätten erdulden müssen. Aber Niemand trauete dieser Einladung, man fürchtete, obgleich wahrscheinlich mit Unrecht, tückische Arglist sey darunter verborgen, um nämlich das christliche Heer in den, vor der Höhle sich hinziehenden, äußerst gefährlichen Engpaß zu locken *). Man zog also nicht die Straße nach

*) Sehr wohl möchten doch die Ritter sich diesmal geirrt haben. Es hat nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit, daß unter jener Einladung irgend eine Arglist verborgen gewesen seyn könnte. In der Lage, in welcher sich damals der Reichsverweser von Damaskus befand, war es für ihn ein dringendes Bedürfniß, nicht nur mit den Christen, sobald als möglich, Frieden zu schließen, sondern sich auch

Roob, sondern wählte den, obgleich viel weitern und beschwerlichern Weg über das Gebirge. Aber unglücklicher Weise war in dem ganzen Heere Niemand dieses Weges kundig. Dieser Unkunde, die gar leicht das ganze Heer in das Verderben hätte führen können, kam jedoch die, über die Christen erbarmungsvoll wachende Vorsehung jetzt abermals mit einem offenbaren Wunder zu Hülfe. Als nämlich das Heer zum erstenmal aufbrach, um seinen Marsch auf den ihm völlig unbekannten Straßen anzutreten, erblickte man plötzlich an der Spitze desselben einen auf einem weisen Rosse sitzenden Ritter in schwarzem Harnisch und mit rothem Panier. Dieser zeigte nicht nur die,

zu ihnen in höchst freundliche, möglicher Weise zu einem engern Bündniß führende Verhältnisse zu setzen. Nourreddin, der nun schon angefangen hatte, ein Eroberer zu werden, war jetzt freilich mit sehr zahlreichen Schaaren dem Sultan von Damaskus zu Hülfe geeilt; aber dieß geschah nur deswegen, weil er durchaus nicht zugeben durfte, daß zwei so wichtige, feste Städte eines Fürstenthums, nach welchem es ihm selbst gelüstete, in die Hände der Christen fielen. Aber des Eroberers Plane auf Damaskus konnten für den schlauen Anar unmöglich ein Geheimniß gewesen seyn. Offenbar lag es also in seinem Interesse, sich mächtige Bundesgenossen zu gewinnen, und von keiner Seite konnte er so kräftige Hülfe erwarten, als von den Christen in Palästina und Syrien, indem diese von Nourreddins so schnell wachsender Macht eben so vieles zu befürchten hatten, als auch der Sultan von Damaskus, oder, eigentlicher zu reden, dessen Reichsverweser jetzt befürchten mußte. — Wir haben schon an einem Orte, und wie wir glauben, nicht ohne Grund, es sehr scharf gerüget, daß die Christen in Palästina wie in Syrien von der lange bestehenden geheimen, feindlichen Stellung des Sultans von Damaskus zu jenem von Aleppo nicht den mindesten Vortheil zu ziehen wußten, woran jedoch offenbar blos die stets unter ihnen selbst herrschende Uneinigkeit, gegenseitiger Neid und kleinliche, selbstsüchtige Eifersucht ganz allein Schuld waren.

dem Marsche jedesmal zu gebende Richtungen an, sondern führte es auch auf den kürzesten Straßen und zu den bequemsten Lagerplätzen, wo es an Quellen süßen und trinkbaren Wassers nie gebrach. So wie das Heer nach vollbrachtem Tagemarsch am Abend sein Lager aufschlug, verschwand der schwarze Ritter, erschien aber wieder am folgenden Tage, sobald das Heer sich in Bewegung gesetzt hatte. Auf diese Weise kamen die Christen schon am Abend des dritten Tages bei Gadara an, da sie doch auf dem, als kürzer bekannten Wege von Bosra bis an die Höhle von Roob fünf Tagmärsche gebraucht hatten *). Bei Gadara, wo sich das Gebiet des Sultans von Damaskus von dem christlichen Lande scheidet, machten die Türken noch einen feindlichen Versuch gegen das christliche Heer, und griffen dessen Nachtrab an. Aber durch die angestrengten Märsche und die glühende Sommerhitze sehr ermüdet und erschöpft, war ihr Angriff nur schwach, ward daher auch mit leichter Mühe von den Christen zurückgeschlagen, die nun in Gadara zum erstenmale wieder eine ruhige Nacht hatten. Am andern Tage kam das Heer nach Tiberias, und von dort aus nach Jerusalem. Hier ward es mit dem größten Jubel empfangen, und die Freude der Einwohner war um so größer, da bei ihnen schon seit mehreren Tagen alle Hoffnung, ihre christlichen Brüder wieder zu sehen, verschwunden war, und der muthmaßliche Verlust des heiligen Kreuzes die ganze Stadt mit Trauer und Wehklagen erfüllt hatte. War nun auch diese Heerfahrt völlig erfolglos gewesen, hatte man selbst manchen wackern christ-

*) Auch der Erzbischof von Tyrus berichtet dieses Wunder und bemerkt dabei, daß es ihm von mehrern Augenzeugen sey erzählt und bestätiget worden. «Asserunt autem unanimiter, quibus illius facti adhuc plenior famulatur memoria.»

lichen Krieger dabei verloren, so war dieß blos die Folge des Mangels an Kampflust der Ritter, die einen schmutzigen Geldgewinn einem ehrenvollen Kampfe vorzogen, und daher, weil in täuschende und an sich höchst unrühmliche Unterhandlungen mit dem Feinde verwickelt, eine kostbare Zeit, nämlich einen ganzen Monat in träger Unthätigkeit hatten vorübergehen lassen. Aber bald tilgten sie wieder diese Schmach; denn als sie sahen, daß ein unzählbares feindliches Heer das kleine Christenhäuflein zu verschlingen drohete, erwachten in ihnen bei dem Anblick der Gefahr alle frühern ritterlichen Tugenden, und unstreitig gebühren der Tapferkeit und Kühnheit der Ritter, deren williger Selbstaufopferung *), der Unerschrockenheit des jungen Monarchen und dessen, selbst in den kritischsten Momenten sich nie verläugnenden Gegenwart des Geistes, wie auch dem ausdauernden Muth und der beispiellosen, die allergrößten Beschwerlichkeiten ohne Murren ertragenden Geduld des gemeinen Volks die größten, gerechtesten und schönsten Lobsprüche *). Als feile Speculanten waren die Ritter nach Bosra gezogen, aber als Helden, mit dreifachem Sieg gekrönt: Sieg über zahllose Feinde, Sieg über Hunger

*) Nicht selten waren die Ritter in Augenblicken der höchsten Gefahr und Noth von ihren Pferden abgestiegen und erhoben auf dieselben die völlig ermatteten Fußsoldaten, die sich nicht weiter mehr fortzuschleppen vermochten, trugen sogar viele auf ihrem Rücken von den gefährlichsten Stellen hinweg, oder nahmen sie unter ihre Armen, dienten ihnen bei deren schwankenden Schritten als Stützen, und vertheidigten sie dabei mit heldenmäßiger Unerschrockenheit gegen den Andrang der, das schwache christliche Heer unaufhörlich verfolgenden Türken.

*) Selbst der ehrwürdige Erzbischof von Tyrus sagt: «Non habet praesentium hominum memoria, quod Latinorum tempore, in toto Oriente, absque manifesta hostium victoria, tam periculosa fuerit expeditio.»

und Durst, Sieg über unsägliche, die Kräfte der menschlichen Natur übersteigende Mühseligkeiten, wieder nach Jerusalem zurückgekehrt. Der dem christlichen Interesse so treu ergebene Tuntasch ward aber leider jetzt völlig seinem eigenen Schicksale überlassen. Zwar hatte der Reichsverweser sich mit ihm wieder ausgesöhnt., und wahrscheinlich war diese Aussöhnung auch eine der vornehmsten Bedingungen gewesen, unter welchen Tuntasch's Gemahlin den Türken die Thore von Bosra, von der Stadt wie von der Burg, öffnete. Im Vertrauen auf das, zwischen ihm und Anar wiederhergestellte gute Vernehmen, und nichts Arges ahnend, kehrte also Tuntasch nach Bosra zurück. Aber der Lust, sich an dem Manne zu rächen, der ihm so viele schlaflose Nächte verursacht und ihn gezwungen hatte, sogar bei Nourreddin Hülfe zu suchen, konnte Anar nicht gänzlich entsagen, wollte jedoch auch nicht wortbrüchig erscheinen. Die Sache ward also so eingeleitet, daß Tuntasch's Bruder Hatlach, den jener vor einiger Zeit, man weiß nicht welcher Ursachen wegen, der Augen hatte berauben lassen, nun als Kläger gegen seinen Bruder auftrat, und da dieser entweder die Anklage nicht zu entkräften vermochte, oder daß man vielleicht auch seine Vertheidigung vorsätzlich nicht für zureichend finden wollte, ward er von dem Gericht der Fakih's und Kadi's verurtheilt, dasselbe zu dulden, was er seinen Bruder ungerechter Weise habe erdulden lassen. Tuntasch wurde demnach ebenfalls beider Augen beraubt, ihm aber hierauf erlaubt, sich in seine Wohnung nach Damaskus zu begeben, wo man ihn auch ganz ruhig ließ, er aber in immer größere Armuth fiel und zuletzt in der größten Dürftigkeit endigte *).

*) In Ansehung der letztern Schicksale Tuntaschs weichen doch die Berichte Wilhelms von Tyrus und der arabischen Geschichtschreiber sehr weit von einander ab.

4. Das Königreich Jerusalem hatte noch immer sich einer ununterbrochenen Ruhe zu erfreuen; denn gegen alle feindliche Versuche der Einwohner von Ascalon und deren Besatzung, so wie gegen die Einfälle der Aegypter schützte das Königreich die ungemein stark befestigte Stadt Gaza und die Tapferkeit der darin liegenden Templer; und ein räuberischer Einfall einiger arabischer und turcomannischer Horden war schnell vorübergehend; denn diese wenig bedeutenden Feinde eilten mit dem gemachten Raube sogleich wieder nach Hause, sehr froh dabei, daß die Schnelligkeit ihrer Pferde sie der Gewalt der sie verfolgenden christlichen Krieger entzogen hatte. Aber desto größere Unfälle trafen die beiden nördlich gelegenen christlichen Staaten; und der Tod des edeln und tapfern Fürsten Raimunds von Antiochien konnte in Wahrheit für alle abendländischen Christen im Orient ein gemeinschaftlicher Gegenstand der tiefsten Trauer seyn. Raimund war der erste, der die Folgen der so schnell angewachsenen Macht Nourreddins erfuhr. Dieser war in das Fürstenthum Antiochien eingefallen, hatte einige Burgen erobert und hierauf die Stadt Apamea belagert, ward aber hier von dem Fürsten Raimund um die Mittagsstunde plötzlich überfallen und gänzlich geschlagen. Alles Gepäcke seines Heeres ward die Beute der Christen. Aber dafür erfocht Nourreddin in einer zweiten Schlacht bei Bosra einen vollständigen Sieg über die Christen. Als einige Zeit darauf Nourreddin die Burg Analb belagerte, eilte Raimund sogleich, obgleich nur mit einem wenig zahlreichen Heere, zum Entsatz herbei, zwang den gefürchteten Athabek, die Belagerung aufzuheben, warf neuen Vorrath von Lebensmitteln und eine kleine Verstärkung an Mannschaft in die Burg und wollte dann mit seinem schwachen Heere sich eiligst wieder zurückziehen, wohl einsehend, daß Nourreddin, sobald

er von der Schwäche des christlichen Heeres Kunde erhalten haben würde, mit noch weit zahlreicherm Heere zurückkommen und seine, Raimunds, so geringen Streitkräfte einer solchen Uebermacht nicht zu widerstehen im Stande seyn würden. Aber dieß gefiel den meisten seiner stolzen Begleiter nicht. Nachdem sie ein Langes und Breites über Rlinks ehre geschwatzt hatten, sagten sie: jeder Rückzug sey ein Zeichen der Furcht; von Bergen, Wäldern und Sümpfen geschützt, wäre es eine Thorheit, hier aufzubrechen und eine noch sicherere Stellung zu suchen. Raimund hatte die Schwachheit, der Meinung dieser aufgeblasenen Thoren nachzugeben, verbarg jedoch nicht seinen Unwillen und sagte sehr ernsthaft: „Ein Tapferer vermeidet keine Gefahr; aber nur ein Tollkühner sucht sie auf, und bald wird es sich zeigen, ob die Tollkühnsten sich auch als die Tapfersten erweisen werden; denn ich halte unsere jetzige Stellung für unhaltbar und fürchte, daß Nourreddin uns hier einschließen wird, wie eine Heerde in einem Stall." Was Raimund vorhergesehen, das geschah. Als Nourreddin sich versichert hatte, daß dem Christenheere keine Verstärkung gefolgt sey, umringte er es von allen Seiten mit seinen, unverhältnißmäßig weit zahlreichern Schaaren. Raimund ordnete schnell sein kleines Heer und griff die Türken muthig an. Aber nun zeigte es sich, daß gerade jene, welche noch am vorigen Tag so laut und so anmaßungsvoll gesprochen hatten, jetzt die ersten waren, welche mit ihren Leuten die Flucht ergriffen. Nur Raimund und eine Anzahl Ritter, die sich um ihren Fürsten herbei drängten, setzten den ritterlichen Kampf fort, mußten aber endlich unter der allzugroßen Uebermacht der Feinde erliegen und starben sämmtlich mit dem Schwert in der Hand den ruhmvollen Heldentod auf dem Schlachtfelde. Der Leiche des erschlagenen Fürsten hieben die Türken den Kopf und die Hände

ab, die Nourreddin als Zeichen seines Sieges dem Kaliphen in Bagdad sandte (29. Juni 1149)*). Die verlorne Schlacht hatte die traurigsten Folgen für das Fürstenthum Antiochien. Ein Theil desselben ward schrecklich verwüstet. Nourreddin eroberte mehrere feste Burgen, zwang die Stadt Apamea zur Uebergabe, rückte hierauf vor die Mauern von Antiochien und wies den Einwohnern, um sie zu schrecken, sein zahlreiches Heer, dem sie ferner nicht mehr würden widerstehen können. Von da zog er an das Meer, dessen Küste die Christen bisher beherrscht hatten, und zum Beweis, daß er jetzt Herr des Meeres sey, wusch er im Angesicht des ganzen Heeres seine Hände in den Wellen desselben. Nourreddin ging in seinen Forderungen so weit, daß er sogar den Besitz von Antiochien, der Hauptstadt des Fürstenthums, begehrte. Aber König Balduin eilte aus Jerusalem dem bedrängten Antiochien zu Hülfe. Sobald Nourreddin die Ankunft des Königes erfuhr, stand er von seiner Forderung auf Antiochien ab; und so viel vermochte

*) Der Rumpf des Fürsten ward nach Antiochien gebracht und dort in der St. Peterskirche beigesetzt. — Raimund hinterließ seine Gemahlin Constantia mit zwei unmündigen Knaben und zwei noch nicht erwachsenen Töchtern. — Das dem Leser schon bekannte, höchst ehrenvolle Zeugniß, das der Erzbischof Wilhelm von Tyrus dem Fürsten Raimund ertheilte, ward jetzt auch von einem muselmännischen Schriftsteller gelegenheitlich bei der von diesem erzählten Schlacht zwischen Nourreddin und Raimund vollkommen bestätiget. Nur versteht sich von selbst, daß der eifrige Muselmann bei allem Lob, das er dem Fürsten ertheilt, dennoch auch seinen Fluch ihm nicht vorenthält. „Dieser Verfluchte,“ sagt Abushanna, „war einer der ausgezeichnetsten unter den Franken durch Ritterlichkeit, Stärke, Kraft, Leibesgröße, Furchtbarkeit und Vollkommenheit in allem Bösen.“

schon die bloße Gegenwart des Königes, daß jetzt selbst unter den, für das Fürstenthum so traurigen und verhängnißvollen Verhältnissen dennoch ein ziemlich billiger Friede zu Stande kam. Alles, was nahe an Haleb (Aleppo) lag, ward dem Nourreddin, und was nahe bei Antiochien lag, den Franken überlassen.

5. Auch die Grafschaft Edessa*) und den Grafen Joscelin selbst trafen nicht minder große, ja wohl selbst noch größere Unfälle. Massoud, Fürst von Iconium, hatte schon lange in Frieden mit den Christen gelebt, und Alles, was denselben stören könnte, sorgfältig vermieden. Als er aber jetzt den Tod des gefürchteten Fürsten Raimund von Antiochien und die jetzt in diesem Fürstenthum herrschenden Verwirrungen vernahm, wollte er diesen Augenblick ebenfalls benutzen, fiel in das christliche Land am Euphrat ein, und belagerte sogar die Veste Tellbaschar, Residenz des Grafen, in welcher er sich auch jetzt mit seiner ganzen Familie befand. König Balduin schickte ihm zwar sogleich sechzig Ritter zu Hülfe, aber Joscelin fand für gerathener, mit den türkischen Fürsten ein Abkommen zu treffen. Er gab ihm zwölf ritterliche Rüstungen und überließ ihm alle gefangenen Muselmänner, die aus dessen Lande waren hinweggeführt worden, worauf Massoud die Belagerung aufhob und mit seinem Heere nach Hause zog. Aber bald darauf hatte Joscelin mit einem weit gefährlichern Feind zu thun. Nourreddin, schon im Besitze von Edessa,

*) Obgleich, wie unsere Leser längst wissen, die Stadt Edessa durch Zenki den Christen war entrissen worden, so nannte man dennoch Joscelins am Euphrat liegenden Besitzungen noch immer die Grafschaft Edessa, sowie ihn selbst den Grafen von Edessa.

wollte sich auch sämmtlicher zu der Grafschaft gehörigen christlichen Besitzungen am Euphrat bemächtigen. Mit geübten, und wie gewöhnlich sehr zahlreichen Schaaren rückte also Nourreddin gegen den Euphrat vor. Aber Joscelin mit seinen Rittern und der ganzen Miliz seines Landes zog ihm kühn entgegen, griff ihn muthig an, schlug nach hartem Kampfe den Athabeken sammt dessen ganzes Heer in die Flucht, tödtete viele Türken und machte noch eine größere Menge zu Gefangenen. Unter diesen befand sich auch Nourreddins Waffenträger, so daß die ganze Rüstung des Athabeken dem Sieger nun ebenfalls in die Hände fiel. Im Uebermuthe über diesen Sieg schickte Joscelin diese Rüstung dem Schwiegervater Nourreddins, dem Fürsten von Iconium, und ließ ihm sagen: er hoffe ihm bald noch glänzendere Trophäen schicken zu können. Als Nourreddin dieses erfuhr, entflammte er in heftigem Zorn; schon tief gekränkt durch den Verlust einer Schlacht, fühlte sich sein Stolz durch den hinzugefügten Hohn noch weit schmerzhafter gedemüthiget. Nichts wünschte er jetzt sehnlicher, als den Grafen in seine Gewalt zu bekommen, um an demselben die ihm zugefügte Schmach zu rächen. Unter Verheißung einer großen Summe Geldes gab er also einer turcomannischen Horde den Auftrag, dem Grafen in Geheim auf allen dessen Wegen nachzustellen, sich, wenn sie könnten, seiner Person zu bemächtigen und ihm denselben zu überliefern. Lange lauerten die Turcomannen fruchtlos dem Grafen auf. Aber endlich gelang es ihnen doch, das ihnen versprochene Geld zu gewinnen. Als nämlich Joscelin, auf Einladung des Patriarchen, sich nach Antiochien begeben wollte, entfernte er sich des Nachts, eines natürlichen Bedürfnisses wegen, von seinem Gefolge und nahm nur einen einzigen Reitknecht mit, der ihm das Pferd halten mußte. Diesen Augenblick benutzten die turco-

mannischen Räuber, überfielen plötzlich den Grafen und bemächtigten sich mit leichter Mühe des Wehrlosen. Joscelin bot als Lösegeld eine sehr bedeutende Summe den Räubern an, die auch nach kurzer Berathung das Anerbieten annahmen, fest entschlossen, von der Gefangennehmung des Grafen dem Nourreddin ein Geheimniß zu machen. Aber einer von den Räubern, der entweder mit dem abgeschlossenen Handel nicht zufrieden war, oder noch eine besondere Belohnung von dem Athabeken zu erhalten hoffte, eilte schnell nach Haleb und machte von Allem, was vorgefallen war, Nourreddins Statthalter*) die Anzeige, worauf dieser sogleich eine weit zahlreichere Schaar aussandte, welcher der Turcomanne als Wegweiser dienen mußte, und die nun den Grafen eben so leicht den Händen der Räuber wieder entriß und nach Haleb brachte. Joscelin blieb neun Jahre des Nourreddins Gefangener, erhielt nie mehr seine Freiheit und starb in der Gefangenschaft. Nourreddin hielt den Grafen in sehr harter, ja wohl grausamer Haft; und man möchte wohl sagen: in dem Lebensgemälde Nourreddins bilde dessen grausame Behandlung des gefangenen Grafen ein Seitenstück zu seinem unmenschlichen Verfahren gegen die unglücklichen und schuldlosen Einwohner von Edessa **). Nourreddin bediente sich der empörendsten Mittel, um den Grafen zur Verläugnung des Christenthums und Annahme des Islams zu zwingen. Aber Joscelin ertrug alle Entbehrungen, Qualen und Martern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, reumüthig bekennend, daß er selbst noch schwerere Leiden, wenn Gott

*) Nourreddin war vor einigen Tagen von Haleb abgereißt und befand sich jetzt in Emesa, wo er auch die Nachricht von der Gefangennehmung des Grafen erhielt.

**) Man sehe den XXVII. Band unserer Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu; Abschnitt 21. §. 6. und 7. S. 497 und 98.

sie ihm auflegen würde, seiner Sünden wegen verdient habe, besonders wegen der Ausplünderung des Klosters von Barsuma. Im Jahre 1159 machte endlich nach neunjähriger Gefangenschaft der Tod den Leiden wie dem Leben des unglücklichen Grafen ein Ende *). Nach der Gefangennehmung Joscelins bemächtigte sich Nourreddin mit leichter Mühe eines Theils der Besitzungen des gefangenen Grafen. Auch Fürst Massoud von Iconium fiel in das Land ein, eroberte einige Burgen, die den Grenzen seines Landes am nächsten

*) Man wird sich erinnern, daß wir bei Gelegenheit des Regierungsantrittes Joscelins II. von dessen Charakter, Sitten und auch äußern Gestalt eine, nichts weniger als sehr ehrenvolle Erwähnung machten. Wir folgten jedoch hierin blos dem Zeugnisse Wilhelms von Tyrus, der Joscelin als einen, von seinen Vorfahren völlig entarteten, allen Ausschweifungen ergebenen und für jeden vernünftigen Rath durchaus unzugänglichen Fürsten darstellt. Indessen wird man doch gestehen müssen, daß, da Joscelin so viele Jahre hindurch mit ächtem, christlichen Heldenmuthe der Grausamkeit des Nourreddins trotzte, selbst in schweren Banden, unter den härtesten Entbehrungen und Qualen, dennoch ungeschreckt durch die Drohungen eines fanatischen Tyrannen seinen Glauben und seinen göttlichen Erlöser nie verläugnete, daß, sagen wir, dieser Starkmuth und dieses edle Benehmen Joscelins zu der Vermuthung berechtigen könne: in Wilhelms von Tyrus Schilderung des Grafen möchte wohl sehr vieles übertrieben seyn, und der Erzbischof, aus Verdruß über den Verlust von Edessa, sich in dem Bilde, das er von Joscelin entwarf, viel zu dunkler und gehässiger Farben bedient haben. Aber wie diesem auch sey, so hat doch der unglückliche Graf, in welche Verirrungen er auch in frühern Jahren befangen gewesen seyn mag, und welchen Schaden sein Leichtsinn der Sache der Christenheit in dem Orient zugefügt haben kann, durch seinen langen, neun Jahre dauernden Märtyrertod sich unstreitig, so wie mit Gott und der Kirche, auch mit der Welt und Nachwelt vollkommen wieder ausgesöhnt.

lagen, und rückte hierauf vor die Veste Tellbaschar, den Hauptort des Landes. Aber nun eilte König Balduin aus Jerusalem wieder zur Hülfe herbei; und schon stand Massoud im Begriffe, sich der Veste Tellbaschar zu bemächtigen, als Balduin ankam und den Fürsten zwang, von seinem Vorhaben abzustehen und mit seinen Schaaren die Grafschaft zu verlassen.

6. Aber wichtige Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser riefen den König jetzt wieder nach Antiochien. Als er allda ankam, fand er schon griechische Gesandten, welche der Gemahlin Joscelins, nun regierenden Gräfin von Edessa, gegen Abtretung aller ihrer übrigen, von den Türken noch nicht genommenen Städten, Burgen und Schlösser ein sehr bedeutendes Jahrgeld anboten. Ob man unter den gegenwärtigen Bedrängnissen diesen Antrag annehmen oder ihn verwerfen müsse, darüber waren die Meinungen der Barone getheilt. Balduin stimmte für die Annahme. Die Gräfin, sagte der König, sey nicht im Stande, den vereinten Angriffen des Sultans oder Fürsten von Iconium und des Athabeken von Aleppo zu widerstehen, besonders da ihre Besitzungen über vierzehn Tagreisen von Jerusalem entfernt wären, mithin von daaus nicht so bald, als es vielleicht nöthig seyn möchte, Hülfe herbei kommen könnte. Zudem wäre es, bei der sich täglich immer mehr mindernden Anzahl der abendländischen Christen, sehr rathsam, diese mehr zu concentriren und deren Kräfte zu größerm Widerstande zu vereinigen. Endlich müßte es auch, wenn die Griechen, wie es zu hoffen wäre, sich in jenen Landschaften behaupten würden, den Kreuzfahrern Vortheile bringen, die jetzt durch eigene Macht nicht erreicht werden könnten. Die Meinung des Königes behielt die Oberhand. Man überließ den Griechen Alles, was von der Grafschaft Edessa übrig und immer noch

ziemlich bedeutend war, und wodurch die Griechen in Stand gesetzt wurden, auch in diesen Gegenden festen Fuß zu gewinnen. Der König und Fürst Raimund von Tripolis zogen nun mit einer hinreichenden Schaar von Reisigen und Fußvolk nach dem Euphrat, um die Gräfin und deren Kinder aus der Festung Tellbaschar so wie auch alle bisher in der Grafschaft wohnenden lateinischen Christen, die sämmtlich mit Hab und Gut auszuwandern und in den Besitzungen der abendländischen Christen sich niederzulassen begehrten, nach Antiochien zu geleiten. Vollkommen gelang dieß dem jungen Könige, jedoch nicht ohne schweren Kampf; denn Balduin hatte kaum mit seinem kleinen Heere, mit der Gräfin und dem übrigen Volke den Marsch nach Antiochien angetreten, als der, von Allem wohlunterrichtete Nourreddin schon wieder mit seinen zahlreichen Schaaren erschien. Aber Balduin hatte einen Vorsprung gewonnen, und ohne allen Verlust erreichten die Christen die sehr feste, gegen den Andrang der Feinde sie schützende Burg Aintab. Am folgenden Tage stellte man die Unbewaffneten, die Weiber, Kinder, Greise und alles Gepäck in die Mitte. König Balduin führte das Vordertreffen und Raimund von Tripolis und der Kronfeldherr Hainfried schlossen mit der zweiten Heerabtheilung den Zug. Trotz diesen trefflichen Anordnungen erneuerte doch Nourreddin gleich am Morgen des folgenden Tages wieder seine Angriffe, die jedoch stets siegreich von den Christen zurückgeschlagen wurden. Nach dem Zeugniß des Abulfeda soll sogar König Balduin bei dieser Gelegenheit einen vollständigen Sieg über Nourreddin erfochten haben. Kurz, der König brachte den Zug mit seinem ganzen ungeheuern Gepäcke glücklich und ohne den mindesten Verlust in das Fürstenthum Antiochien*).

---

*) Die Griechen vermochten jedoch nicht lange sich in dem

7. Aber unglücklicher Weise erhob sich jetzt selbst in der königlichen Familie ein unseliger, innerer Zwist, der immer heftiger werdend, endlich sogar auch einen ziemlich blutigen innern Krieg herbeiführte. —— Bisher hatte zwar Melisende mit Weisheit und männlichem Sinn das Königreich beherrscht. Aber demungeachtet gab es dennoch, so wie an allen Höfen, auch an dem Hofe von Jerusalem manche Mißvergnügte, deren Unzufriedenheit zwar die Ehrfurcht vor der Königin lange Zeit in den gehörigen Schranken erhielt, die aber auf einmal auf einen weit höhern Grad stieg, und mit dem sich auch zugleich die Anzahl der Unzufriedenen ungemein vermehrte, als die Königin einen erst vor Kurzem in das Reich gekommenen Fremden, nämlich ihren Vetter Manasse, zur Würde eines Connetable erhob *). Durch diese Erhebung fand sich ein großer Theil der Barone, die sich von der Königin zurückgesetzt sahen, auf das empfindlichste beleidiget. Nur mit dem größten Widerwillen ertrugen sie einige Zeit den täglich größer werdenden Einfluß des neuen Connetable, und als bald darauf Manasse durch seine Vermählung mit Helius, der

---

Besitz der ihnen abgetretenen Grafschaft zu behaupten, und noch vor Ende desselben Jahres hatte Nourreddin den Griechen alle Burgen und Schlösser, die man ihnen übergeben hatte, schon wieder entrissen, und nie ist seitdem die christliche Herrschaft in jenen Gegenden wieder hergestellt worden.

*) Die Würde eines Connetable war die höchste im Reiche. War der König abwesend, so nahm er dessen Stelle an dem Hofe der Pairs ein, und hatte bei allen dort zu verhandelnden Geschäften den Vorsitz. Eben so hatte er auch das Recht, im Falle während der Abwesenheit des Königes ein Theil des Reiches von irgend einer Gefahr bedroht würde, alsogleich alle Vasallen zum Kriegsdienst aufzubieten und alsdann auch an der Stelle des Königes die Anführung des Heeres zu übernehmen.

Wittwe Baliams, zu Reichthümern und zu einer Macht*) gelangte, die alle Großen des Reiches bei weitem überflügelte, und Manasse nun auch diese mit Stolz und Uebermuth zu behandeln anfing, kam endlich die, in den Gemüthern längst schon herrschende Gährung zum Ausbruch. Die Barone wandten sich also jetzt an den jungen König und stellten ihm vor, wie gefährlich auch für ihn der Einfluß des Manasse werden könne, der ihm offenbar seine Mutter immer abgeneigter zu machen suche; überhaupt sey es Zeit, sich der mütterlichen Herrschaft zu entziehen; Vormundschaft finde nur statt über Geistesunmündige, denen er doch gewiß sich nicht würde beizählen lassen wollen. Bei Balduin, ebenfalls seit einiger Zeit schon im höchsten Grade verdrießlich über die Abhängigkeit, in der ihn seine Mutter und deren Günstling zu erhalten suchten, machten diese Vorstellungen den erwünschten Eindruck. Melisendens Sohn hatte jetzt sein einundzwanzigstes Jahr erreicht, war ein Prinz voll Geist, Kraft und Leben, mit allen ritterlichen Tugenden geschmückt und, weil des Regiments vollkommen kundig, auch eines Thrones nicht unwürdig. Kühn und mit stolzer Zuversicht trat er also vor die Königin, und begehrte gekrönt und in den Besitz der ihm gebührenden Gewalt gesetzt zu werden. Die Erfüllung dieser Foderung verweigerte zwar die Königin nicht, war aber doch auch nichts weniger als gesonnen, sich des Reiches gänzlich zu begeben, besonders da sie wußte, daß immer noch ein bedeutender Theil der Barone sich zu ihr

*) Helius war nicht nur Erbin aller Güter ihres Vaters Balduins, Herrn von Rama, gewesen, sondern hatte jetzt auch noch von ihrem verstorbenen Gemahl Baliam die sehr bedeutende Herrschaft Ibelin geerbt, und nun alle diese Güter und Herrschaften an ihren zweiten Gemahl Manasse gebracht.

halte, auch der Connetable unter denselben noch einige treue Freunde habe. Alle verständigen Männer, und vorzüglich der Patriarch von Jerusalem, sahen die Folgen ein, die dieser zwischen der Königin und ihrem Sohne beginnende Zwist haben könnte, und baten also den jungen König inständigst, daß er auch zu gleicher Zeit seine Mutter mit ihm krönen lassen und sie als Mitregentin anerkennen möchte. Balduin schien anfänglich diesen Bitten sich fügen zu wollen; als aber der erste Tag des heiligen Osterfestes, an welchem die beiderseitige Krönung hätte geschehen sollen, gekommen war, wußte Balduin unter einem leicht zu ersinnenden Vorwande diese Feierlichkeit auf eine andere Zeit auszusetzen, begab sich aber gleich am andern Tage mit mehreren Baronen in die Kirche, nahm die Königskrone von dem Altar, setzte sie auf sein Haupt und zeigte sich in diesem Schmucke dem Volke. Eine offene Fehde zwischen der Mutter und dem Sohne schien unvermeidlich. Indessen kam doch durch Vermittelung des Patriarchen und einiger der angesehensten Großen eine friedliche Abkunft zu Stande, und in einer, bald nach Ostern gehaltenen, sehr zahlreichen Versammlung ward endlich nach langen Verhandlungen beschlossen, daß zwischen Mutter und Sohn das Reich, so viel wie möglich, gleichmäßig getheilt und dem Sohne die Wahl eines der beiden Theile sollte überlassen werden. Seiner eigenen Wahl nach erhielt also jetzt Balduin die Städte Tyrus, Akkon, Ptolemäus und die Seeküste, Melisende aber Jerusalem, Neapolis und die zu diesen Städten gehörigen Regierungskreise. Aber wie sehr diese Theilung das ohnehin schon so schwache Königreich schwächen, und wie verderblich sie daher für die gesammte abendländische Christenheit in dem Orient werden müsse, dieses konnte Niemand entgehen. Der Vertrag hatte demnach auch kaum die Dauer von einigen

Monaten, worauf Balduin sich entschloß, sich des ganzen Königreiches zu bemächtigen *). Da Jedermann das Gefährliche und Verderbliche einer getheilten Herrschaft einsah, so nahmen auch die zu dem Ländertheile der Königin gehörigen Barone und Ritter keinen Anstand, dem jungen Könige den Lehnseid zu schwören. Als Melisende dieß erfuhr, übergab sie die Bewachung von Neapolis einigen ihr treu gebliebenen Ritter, und eilte nach Jerusalem. Balduin rückte hierauf zuerst vor die, dem Connetable Manasse gehörige feste Burg Mirabel, eroberte dieselbe nach einer kurzen, aber mit der größten Thätigkeit betriebenen Belagerung, nahm den Connetable, der sich in der Burg befand, gefangen, und zwang ihn zu dem eidlichen Versprechen, das Königreich Jerusalem und sämmtliche, den abendländischen Christen im Orient gehörigen Fürstenthümer unverzüglich zu verlassen, und sie in seinem ganzen Leben nicht mehr zu betreten. Balduin bemächtigte sich hierauf auch der Stadt Neapolis und zog dann, ohne Zeit zu verlieren, gegen Jerusalem. Unter Weges kam ihm der Patriarch mit den Vornehmsten der Geistlichkeit seiner Kirche entgegen, ihn bittend, von seinem Vorhaben abzustehen und die Königin in dem Besitze der, durch den letzten Vertrag ihr zugesicherten Städte und Gebiete nicht zu stören.

---

*) Aus dem Gesichtspunct des Privatrechts betrachtet, hatte Balduin offenbar Unrecht; denn der sterbende König Balduin II. hatte nicht dem Grafen Fulco allein, sondern auch seiner mit diesem vermählten Tochter Melisende das Reich übertragen, so daß diese, sowohl zu Lebzeiten ihres Gemahls als auch nachher ihres Sohnes Mitregentin seyn sollte. — Aber den weit wichtigern Forderungen des Staats wie des Wohls der gesammten abendländischen Christenheit im Orient mußten jetzt die, auf jenem Testamente beruhenden Rechte Melisendes nothwendig aufgeopfert werden.

Diese Vorstellungen fanden jedoch bei dem König keinen Eingang. Er setzte seinen Marsch gegen Jerusalem fort, und da alle Einwohner dem jungen Monarchen ergeben waren und mit Liebe ihn verehrten, so öffneten sich ihm auch, sobald er vor den Mauern der Stadt erschien, die Thore derselben. Melisende hatte dieß vorausgesehen, daher wenige Tage vor der Ankunft des Königes sich auf die Burg geflüchtet. Sogleich ward diese mit der größten Heftigkeit angegriffen. Stürme folgten auf Stürme; aber die wenigen, der Königin Treugebliebenen vertheidigten die Burg mit der größten Tapferkeit; viel Blut floß auf beiden Seiten, und die Belagerung und das Blutvergießen würde noch weit länger gedauert haben, hätte nicht Mangel an Lebensmitteln die Königin gezwungen, sich und die Burg zu ergeben, auf das Reich zu verzichten und mit der, ihr zum Wittwensitz angewiesenen Stadt Neapolis sich zu begnügen.

8. Seit dem Tode des tapfern und thätigen Fürsten Raimund von Antiochien, der Gefangennehmung Joscelins und bei der täglich wachsenden Macht Nourreddins und dessen Fortschritte in Syrien war die abendländische Christenheit, besonders in Syrien, auf allen Seiten von Feinden und Gefahren umgeben; aber selbst in diesen Zeiten allgemeiner Noth herrschte unter den Fürsten und großen Vasallen nichts als Neid und Eifersucht. Jeder war nur auf seinen Privatvortheil bedacht, und keiner gesonnen, dem Andern bei eintretender Gefahr Hülfe zu leisten *). Nur

*) Auch sogar dem Grafen Joscelin soll die Nachricht von dem Tode des Fürsten Raimund nicht unwillkommen gewesen seyn, und er schon Vorkehrungen zu treffen angefangen haben, um von der, jetzt in Antiochien herrschenden Verwirrung Vortheile zu ziehen und einige

König Balduin machte eine Ausnahme; nur Er hatte stets das Gesammtwohl im Auge, und die Beschirmung der einzelnen Fürstenthümer lag ihm eben so warm am Herzen, als eine kräftige, Schutz und Schirm leistende Verwaltung des ihm unmittelbar unterworfenen Königreiches Jerusalem. Um Friede und Eintracht unter den Fürsten wieder herzustellen und deren Bestrebungen auf einen und denselben gemeinschaftlichen Zweck zu lenken, schrieb Balduin einen Landtag nach Antiochien aus, auf welchem er alle große Vasallen und Herren zur gemeinsamen Berathung über das Wohl der Christenheit, und besonders der christlichen Fürstenthümer in Syrien berief. Aber gerade in dieser zahlreichen Versammlung ward es jetzt erst recht offenkundig, welchen hohen Grad die gegenseitige Erbitterung schon erreicht, und wie weit die Gemüther von einander entfernt waren; so daß unter dem ununterbrochenen Toben wilder Leidenschaften auch nicht ein einziger, das Gesammtwohl des Landes bezweckender Beschluß gefaßt ward. Nicht einmal des verstorbenen Raimunds hinterlassene Wittwe, die Fürstin Constantia, konnte man bewegen, was doch alle verständigen Männer des Landes wünschten, dem verwaisten Fürstenthum wieder ein Oberhaupt zu geben, daher mit einem abendländischen Herrn sich zu vermählen, der im Stande wäre, das Fürstenthum zu schirmen und von dessen jetzigen Verfall wieder zu erheben. Selbst der König drang mit Bitten in sie, und schlug ihr entweder den Grafen von Soissons, oder den Burgvogt von St. Aldemar, oder auch den wackern Radulph von Morto zum Gemahl vor. Alle drei waren unlängst als Pilger nach dem heiligen

---

Stücke von dem Fürstenthum an sich zu reissen, woran er jedoch noch zu rechter Zeit zuerst durch seine Fehde mit dem Sultan von Iconium, und dann durch seine Gefangenschaft verhindert ward.

Lande gekommen, standen, um an dem Kampfe gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen, in dem Heeresgefolge des Königes, und keinem derselben fehlte es an Geist, Muth, Kraft und Wille, jene, unter den gegenwärtigen Umständen nicht leichte Aufgabe auf eine, den Zeitverhältnissen entsprechende Weise zu lösen. Aber an den Ohren der leichtsinnigen Fürstin gingen alle Bitten und Vorstellungen unbeachtet vorüber; zu sehr gefiel ihr das freie Leben, das sie seit dem Tode ihres Gemahls führte; die Beschränkungen der Ehe waren ihr lästig, und in ihrer Abneigung gegen eine zweite Vermählung ward sie, wie man wenigstens behauptete, von dem Patriarchen von Antiochien noch mehr bestärkt. Dieser hatte sich nach Raimunds Tod beinahe der ganzen Verwaltung des Fürstenthums bemächtiget, und hatte keine Lust, seiner usurpirten Macht sobald noch zu entsagen, welches doch nothwendig geschehen mußte, sobald das Land wieder einen neuen Fürsten erhielt.

9. Von Antiochien ging der König nach Tripolis, um auch dort einen Versuch zu machen, den unseligen Zwist, in welchem der regierende Graf Raimund II. mit seiner Gemahlin Hodierna, Schwester der Königin Melisende, schon seit einiger Zeit lebte, wo möglich beizulegen und den ehelichen Frieden unter den beiden Gatten wieder herzustellen. Zu demselben Zweck war auch Melisende selbst schon vor einigen Tagen nach Tripolis gekommen. Aber aller Bemühungen des Königes wie seiner Mutter ungeachtet kam doch keine Aussöhnung zu Stande, und Melisende sah endlich die Nothwendigkeit ein, ihre Schwester von dem Grafen zu trennen und mit sich nach Neapolis zu nehmen. Da diese Trennung, wie es scheint, dem Wunsche beider Theile entsprach, so schied man auch ganz friedlich von einander, und Graf Raimund

hatte sogar noch die Höflichkeit, mit einigen Rittern, unter welchen sich auch Radulph befand, die beiden abreißenden Fürstinnen einen Theil des Weges zu begleiten. Aber Verderben lauerte auf den Grafen auf dessen Rückwege nach Tripolis, und schon wieder vor der Stadt angekommen, vielleicht gar schon unter dem Thore derselben, ward er von mehreren Assassinen plötzlich überfallen und schändlich ermordet. Auch der edle Radulph und noch ein anderer Ritter fielen unter den Dolchen dieser elenden Meuchelmörder. Darüber gerieth nun das gemeine Volk in eine schreckliche Aufregung; es rann zu den Waffen und ermordete in seiner Wuth alle, welche es in morgenländischer Kleidung in den Straßen antraf und ihm ihrer Tracht wegen verdächtig schienen. König Balduin war gerade im Brettspiele begriffen, als auf einmal Waffengeklirr und Mordgeschrei ihn aufschreckte, aber noch weit heftiger ward er ergriffen, als er die Ursache des Tumultes, mithin die Ermordung des Grafen erfuhr. Indessen verlor er doch nicht einen Augenblick die jetzt so nothwendige Gegenwart des Geistes; er eilte in die Straßen der Stadt, um den Aufstand zu dämpfen, und bald gelang es ihm, und zwar ohne Anwendung äußerer Gewaltsmittel, die Gemüther der Einwohner zu besänftigen und die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen. Da des Ermordeten Sohn noch keine zwölf Jahre alt war, so mußte nun dessen Mutter Hodierna die Vormundschaft über denselben, und mit dieser auch die Verwaltung des Landes übernehmen. Durch Eilboten ließ also der König seine Tante jetzt sogleich wieder zurückrufen, und hierauf ihr und ihrem Sohne von sämmtlichen Baronen der Grafschaft huldigen. Da der Sohn sich noch in jenem zarten Alter bestand, in welchem Knaben, bei einer, noch lange nicht vollständigen Entwickelung ihre physischen Kräfte, gar leicht von einer,

in diesem Alter gewöhnlichen Krankheiten hinweggerafft werden können; so ward, um die Erbfolge in der Familie zu sichern, auch Raimunds mit Hodierna gezeugten Tochter ebenfalls gehuldiget.

10. Aber eine Schreckensnachricht folgte jetzt auf die andere. Während Balduin noch in Tripolis weilte und der größte Theil des königlichen Heeres bei Neapolis stand, waren Timurtasch, Fürst von Maedin und dessen vier Brüder, sämmtlich aus dem Geschlechte der Ortokiden, mit einem zahlreichen Heere Turcomannen in das Königreich eingefallen. Unsere Leser werden sich erinnern, daß die Familie Ortok früher im Besitze von Jerusalem und dessen Gebiete war, was ihnen jedoch die ägyptischen Fatimiten, kurz vor der Ankunft Gottfrieds von Bouillon, wieder entrissen hatten. Bei den mancherlei Unglücksfällen, die schnell nach einander die Franken getroffen hatten, und besonders bei der unter denselben herrschenden Uneinigkeit, glaubten diese Nachkommen Ortoks den günstigsten Zeitpunkt gefunden zu haben, das alte väterliche Erbe wieder zu erobern, brachen demnach, besonders auf den Rath ihrer Mutter, über Damaskus *) in das Königreich ein, rückten mit ungemeiner Schnelligkeit bis nach Jerusalem vor, und schlugen ihr Lager auf dem Oelberg auf. Für ihre Stadt hatten die Christen nicht das mindeste zu befürchten. Jerusalem war trefflich befestiget, die Anzahl seiner Vertheidiger nicht klein, und auch der König, der bei der ersten Nachricht von diesem feindlichen Einfall mit seinem

*) Nach der Erzählung des Bischofes von Tyrus soll Moudschireddin, Fürst oder Reichsverweser von Damaskus, den Timurtasch und dessen Brüder von einem Zug gegen Jerusalem auf alle Weise abzuhalten gesucht haben, und zwar aus Gründen, welche unsere Leser erst in der Folge werden kennen lernen.

Heer vor Neapolis aufgebrochen war, nicht mehr sehr weit entfernt seyn konnte. Was aber die Ritter ungemein schmerzte, war, daß die Ungläubigen auf dem Oelberge lagerten. Dieser Anblick ward ihnen immer unerträglicher. Die Entweihung einer so heiligen Stätte glaubten sie endlich nicht mehr dulden zu dürfen, und in festem Vertrauen auf Hülfe von Oben machten sie an der Spitze der ganzen Miliz von Jerusalem einen wüthenden Ausfall, griffen mit beispielloser Unerschrockenheit das, obgleich weit zahlreichere türkische Heer an, schlugen es in die Flucht, und brachten ihm eine vollständige und dabei äußerst blutige Niederlage bei; denn da die Beschwerlichkeit des Weges über steinige und steile Gebirgsgegenden den Feinden die Flucht ungemein erschwerte, so entrannen nur wenige dem siegreichen Schwert der, sie mit der größten Hitze verfolgenden Christen. (1152.) Dieser so unverhoffte und doch so vollständige Sieg weckte bei den Rittern wieder die ehemalige, leider jetzt schon so lange bei ihnen schlummernde Kampflust, erhöhete ihren Muth wie die Zuversicht zu ihrer eigenen Kraft. Alle verlangten gegen die Ungläubigen geführt zu werden. Dem jungen Monarchen, dem es weder an kriegerischem Geiste noch an Kriegskunde gebrach, und der seine Regierung auch durch glänzende Waffenthaten auszuzeichnen suchte, war diese Stimmung seiner Ritterschaft im höchsten Grade erwünscht. Ohne zu zögern brachte Balduin die Belagerung und Eroberung Askalons, der festesten Stadt in ganz Syrien, in Vorschlag. Die Erinnerung, daß vor einigen Jahren die beiden mächtigsten Monarchen des Abendlandes Askalon fruchtlos belagert hatten, und ihr Unternehmen an der Festigkeit der Mauern und Thürmen dieser unbezwingbaren Festung gescheitert war, konnte weder den König noch dessen Ritter bei ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf Hülfe von

Oben zurückschrecken. Alle theilten die Ueberzeugung des Königes, daß nämlich unter dem Beistande Gottes, einem festen und starken Willen und einem ausdauernden, allen widrigen Ereignissen trotzendem Muthe am Ende doch alles gelingen müsse. Uebrigens waren auch die Zeitumstände dem Unternehmen nicht ungünstig. Nourreddin dachte jetzt nicht daran, die Christen zu beunruhigen; zu sehr beschäftigten ihn in diesem Augenblicke seine Entwürfe auf Damaskus, die er auch gleich im folgenden Jahre mit allem nur möglichen Erfolge ausführte. Noch weniger war von dem, aller Macht beraubten ägyptischen Chalifen etwas zu befürchten. Dieses Land war jetzt der Schauplatz unaufhörlicher blutiger Kämpfe unter den schwungsüchtigen Großen des Reiches, die sich um das Vezirat schlugen, daher mit ihren eigenen Privatinteressen zu sehr beschäftiget waren, als daß sie an kräftige Maßregeln zur Beschützung einer, so weit von dem Mittelpunkt ihrer Macht entfernten Stadt hätten denken mögen. Unverzüglich sandte Balduin Boten durch das ganze Reich, und ließ alle große und kleine Vasallen zum Heeresdienste aufbieten. Willig und freudig folgten alle dem Rufe des Königes. Selbst der Patriarch von Jerusalem, beinahe alle Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte eilten mit ihren Leuten herbei; auch die beiden Großmeister des Templer- und Johanniterordens stellten sich mit ihren zahlreichen Schaaren ein, und endlich schlossen sich auch noch von den, unlängst aus dem Abendlande angekommenen Pilgern, unter welchen man nicht wenig bedeutende und angesehene französische Herren zählte, und jetzt in dem Heersgefolge des Königes standen, an die christlichen Krieger an. Balduin wußte seinem Heere eine solche Zuversicht und einen solchen Enthusiasmus einzuflößen, daß alle Fürsten und Ritter sich gegenseitig eidlich verbindlich machten, nicht eher — was

auch immer vorfallen möge — von den Mauern von Askalon zu weichen, als bis sie sich zu Herren dieser Stadt gemacht hätten. Unter dem Schutze des heiligen Kreuzpartikels, das natürlicher Weise ein so frommer König, wie Balduin, nicht vergessen konnte, trat das Heer im Januar des Jahres 1153 seinen Marsch gegen Askalon an, und schlug am 24. dieses Monates sein Lager vor den Mauern der Stadt auf.

11. Askalon hatte die Gestalt eines Halbkreises, dessen Durchmesser zum Meere und dessen Peripherie zum festen Lande gekehrt war*). Allmählig hob sich jedoch das Land über die Meeresfläche, und war von Erdwällen umgeben, auf denen doppelte, ungemein starke Mauern, und viele hohe Thürme die Stadt beschützten. Vier Thore, nach den vier Weltgegenden gerichtet, führten gen Jerusalem, Gaza, Joppe und an das Meer, das jedoch hier keinen Hafen hat, und dessen sandiges Ufer allen Stürmen ausgesetzt ist. Ueberhaupt findet man nur gegen Mitternacht einige anmuthige Thäler, außer diesen ist die ganze Gegend unfruchtbar, kein Fluß bespült sie, nirgends eine Quelle, auch nicht innerhalb der Mauern der Stadt, und die Brunnen- und Wasserbehälter in derselben geben nur sehr kärglich das nothwendige Trinkwasser. Aber an Lebensmitteln, Waffen, Kriegsvorrath jeder Art, und selbst an Mannschaft war die Stadt, als das christliche Heer vor derselben ankam, in solchem Ueberfluß versehen, daß sogar die Zahl der Belagerten jene der Belagerer um die Hälfte überstieg. In den ersten zwei Monaten machte die Belagerung nicht die mindesten Fortschritte. Es gebrach an dem nöthigen

*) Vrgl. Raumers Geschichte der Hohenstaufen II. Band. S. 336.

Belagerungsgeräthe, an Kriegs- und Wurfmaschinen. Zudem zeigte die zahlreiche Besatzung eine ganz unerwartete Entschlossenheit, große Thätigkeit und unermüdete Wachsamkeit. Weder bei Tag noch bei Nacht waren die Mauern von Vertheidigern entblößt. Um einem, von der Dunkelheit der Nacht begünstigten Ueberfall zuvorzukommen, brannten die ganze Nacht hindurch auf den Mauern und allen Thürmen eine Menge Oellampen in gläsernen Gefäßen, deren heller Schein die Nächte in Tage verwandelte. König Balduin sah bald ein, woran es fehlte, und um das Mangelnde zu ersetzen, gab er den Befehl, daß keinem der, dieses Jahr in großer Zahl zur Feier des Osterfestes in Jerusalem angekommenen Pilger und Kreuzfahrer die Rückkehr in das Vaterland gestattet werden sollte, bevor er nicht an der Belagerung thätigen Antheil genommen hätte. Dadurch ward nun nicht nur die Landmacht ungemein vermehrt, sondern, was noch größern Gewinn brachte, unter diesen Pilgern befanden sich auch mehrere sehr geschickte, in dem Bau aller Arten von Belagerungsmaschinen erfahrne Kriegsbaumeister. Mit der größten Thätigkeit ward nun an allem nöthigen Belagerungsgeräthe gearbeitet. Das dazu nöthige Holz ward schon an den Masten der Schiffe, welche die Pilger dem Könige überließen, gewonnen, und das Uebrige mit unverdrossenem Muth, obgleich nicht ohne große Anstrengung, selbst aus entfernten Gegenden herbeigebracht. In ungemein kurzer Frist ward endlich auch noch ein Thurm von ungeheurer Höhe erbaut, der seiner Größe und seinem Umfange nach einer Burg nicht unähnlich war und weit über die Mauern der Stadt hervorragte. Durch diesen gewaltigen Thurm ward die Stadt ungemein geängstiget; denn da er alle Theile der Stadt beherrschte und das Schießen von der Höhe desselben nur selten unterbrochen ward, so konnte bald kein Muselmann sich in irgend einer Straße

mit Sicherheit mehr erblicken lassen. Aber gerade in diesem Augenblick der für die Stadt auf das Höchste gestiegenen Gefahr, und als die Askaloniten schon anfingen, an einem endlichen glücklichen Erfolge ihrer bisherigen Anstrengungen zu verzweifeln, erschien plötzlich eine ägyptische Hülfsflotte von sechzig Segeln. Vor dieser Uebermacht mußte natürlicher Weise Gerhard, Graf von Sidon, welcher blos mit fünfzehn Schiffen bisher die Stadt von der Meeresseite eingeschlossen hatte, sich augenblicklich zurückziehen. Lebensmittel, Waffen und neue sehr bedeutende Verstärkung an Truppen wurden nun ungehindert ausgeschifft und der Muth der Einwohner dadurch so erhöhet, daß sie nicht mehr, wie bis jetzt, blos vertheidigungsweise, sondern selbst angriffsweise zu Werke gingen. Beinahe täglich machten sie wüthende Ausfälle, die aber stets, und nur unter äußerst seltenen Ausnahmen, von den Christen siegreich zurückgeschlagen wurden. Auch nicht ein einzigesmal gelang es den Askaloniten, irgend eine der erbauten Maschinen zu verbrennen oder zu zerstören.

12. Aber leider traf jetzt für die Christen die für sie höchst traurige Nachricht ein, daß Nourreddin die Stadt Paneas belagere. Was jetzt zu thun sey, darüber waren die Meinungen getheilt. Viele glaubten, man müsse zum Entsatz einer, für die Christenheit im Orient so ungemein wichtigen Grenzstadt unverzüglich herbeieilen. Aber der König und mit ihm noch mehrere Bischöfe waren der entgegengesetzten Meinung, und glücklicher Weise behielt diese die Oberhand. Die Belagerung ward demnach fortgesetzt, und nun dauerte es nicht lange, so erhielten auch noch die Christen die erfreuliche Kunde, daß Nourreddin unverrichteter Dinge vor Paneas wieder abgezogen sey. Die Belagerung hatte beinahe schon acht Monate ge-

dauert, als ein unerwartetes Ereigniß die Christen ganz unverhofft, selbst gegen ihr Erwarten, in den Besitz der Stadt wie der Burg gesetzt haben würde, hätten sie nicht die Gnade, die Gott ihnen jetzt durch ein offenbares Wunder wollte zufließen lassen, durch eigenes Verschulden, durch eigenen Unverstand wieder vereitelt. Da nämlich der hohe Thurm den Askaloniten immer mehr Schaden zufügte, so sannen sie auf Mittel, denselben zu zerstören. Zu diesem Zweck häuften sie an der Stelle, wo derselbe stand, eine ungeheure Menge Holz auf, begossen es mit Pech, Oel und andern brennbaren Flüssigkeiten, warfen es hierauf über die Mauer und zündeten es an. Ohne Möglichkeit, den Belagerungsthurm retten zu können, hätte derselbe jetzt in Flammen aufgehen müssen. Aber in demselben Augenblick erhob sich, zum Erstaunen beider Theile, ein ungemein heftiger Ostwind, welcher die Gluth von dem Thurme abhielt nnd gegen die Mauer hintrieb *). Die ganze Nacht hindurch wehete der Wind, dauerte mithin auch der furchtbare Brand, bis endlich durch die Heftigkeit der Gluth die Mauer so sehr aufgelöst ward, daß ein großes Stück derselben zwischen zwei Thürmen einstürzte und den Belagerern einen weiten Eingang öffnete. Der Großmeister der Templer, Bernhard Tremelai, drang sogleich mit einer nicht sehr großen Anzahl der Ritter seines Ordens in die Stadt, ließ aber andere davon abwehren, in der Absicht, daß die reiche Beute nur ausschließlich den Seinigen zu Theil werden möchte. Die Askaloniten, die anfänglich glauben mußten, daß jetzt das

*) Igne igitur immisso affuit notis *manifeste divina clementia,* nam statim invalescente incendio suscitatus est vertus ab Oriente vehemens, qui totas incendii vires in murum civitatis flatu vehementi contorsit. (*Guil. Tyr*. XVII, 27.)

ganze Heer der Belagerer eindringen würde, hatten sich zurückgezogen. Als sie aber bald bemerkten, daß es der Eingedrungenen nur sehr wenige waren, erholten sie sich schnell wieder von ihrem Schrecken, griffen mit großer Uebermacht den Großmeister an, erschlugen ihn und alle seine Ritter und versperrten hierauf die Oeffnung in solcher Schnelligkeit mit starken Balken, Steinen und Erde, daß die Christen, in ihrer Einbildung schon Herren der Stadt, sich auf einmal auf das Schrecklichste getäuscht sahen *), und dabei noch dulden mußten, daß ihnen zum Hohne die Askaloniten die Leichen sämmtlicher erschlagenen Tempelritter auf der Mauer aufhingen. Zudem war auch ihr Belagerungsthurm bei dem Einstürzen jenes großen Theils der Mauer ganz außerordentlich beschädiget und unbrauchbar gemacht worden.

13. Dieser Unfall entmuthigte so sehr das Heer der Belagerer, daß die meisten Fürsten und Herren die Aufhebung der Belagerung verlangten, und selbst König Balduin diesen Wunsch mit denselben zu theilen schien. Wirklich hatte man auch gute Gründe dafür. Während der achtmonatlichen Belagerung nämlich waren mehrere der Barone verwundet, einige sogar getödtet worden. Nicht minder schmerzhaft fühlte man auch den Tod des Großmeisters der Templer und so vieler seiner braven Ordensritter, und endlich war auch das ganze Heer durch die vielen Anstrengungen während

*) Die Histoire des Templiers leugnet jedoch die, bei dieser Gelegenheit gegen die Tempelherren und deren Großmeister erhobenen Beschuldigungen, und behauptet, daß das Unglück hauptsächlich daher entstanden sey, weil den in die Stadt eindringenden Rittern nicht frühzeitig genug eine hinreichende Schaar Krieger gefolgt wäre, auch die Askaloniten sich zu bald von ihrem anfänglichen Schrecken wieder erholt hätten.

einer so langen Belagerung völlig ermüdet und erschöpft. Zudem fehlte es auch an Holz und Geld, um einen neuen Belagerungsthurm zu erbauen. Was jetzt zu thun sey, sollte in einem allgemeinen Kriegsrath entschieden werden. Dieser ward auch, am dritten Tage nach jenem Unfall, in dem Zelte des Königes vor dem heiligen Kreuze gehalten. Aber nun waren der Patriarch Fulcher, beinahe alle Bischöfe und auch der Großmeister des Johanniterordens einer ganz andern, von den Ansichten der weltlichen Herren völlig abweichenden Meinung. Sie bestanden darauf, daß man von dem angefangenen Werke durchaus nicht ablassen dürfe, und nur mit noch größerer Zuversicht den göttlichen Beistand erwarten müsse, und der Patriarch Fulcher sprach darüber mit einer solchen Salbung und einer so hinreissenden Beredsamkeit, daß er alle Gemüther gewann und die Fortsetzung der Belagerung, und zwar noch heftiger als bisher, einstimmig beschlossen ward. Gleich am andern Tage machten die Christen alle Anstalten zu einem neuen Sturm. Aber die Ungläubigen, bei denen der Muth durch die letztern Zufälle ungemein gestiegen war, scheueten ebenfalls nicht mehr den offenen Kampf und rückten aus der Stadt den Christen entgegen. Nun kam es zu einem hitzigen und blutigen Treffen. Aber die Ritter übertrafen an Tapferkeit an diesem Tage beinahe sich selbst. Zwar schlugen die Feinde sich nicht minder brav, aber demungeachtet ward ihr, obgleich weit zahlreicheres Heer, endlich in die Flucht geschlagen und in die Stadt zurückgetrieben, worauf die Belagerer wieder bis an die Mauern vordrangen. Nun kam abermals ein ganz unvorhergesehener Zufall den Christen zu Hülfe. Ein ungeheurer Balken nämlich, den vierzig Saracenen mit der größten Anstrengung aller ihrer Kräfte herbeitrugen, wurde durch einen, von dem Wurfgeschütze

der Christen geschleuderten ungeheuern Stein so heftig getroffen, daß sämmtliche Träger zu Boden stürzten und von dem Balken zerschmettert wurden. Dieser, obgleich an sich nicht sehr bedeutende Unfall machte jedoch auf die Askaloniten einen viel tiefern Eindruck, als selbst ein weit größerer Verlust hätte machen können, so daß derselbe, wahrscheinlich auch in Verbindung mit der verlorenen Schlacht und ihrer nunmehrigen Ueberzeugung, daß keiner der muselmännischen Fürsten ihnen zu Hülfe zu kommen gesonnen sey, bewog die Häupter der Stadt, nach gehaltener kurzer Berathung Abgeordnete an den König zu senden, und ihm, unter der Bedingung freien Abzuges mit aller fahrenden Habe, und sichern Geleites bis nach Alarisch, die Uebergabe der Stadt anzubieten. Diese, weder so bald noch gehoffte und noch weniger jetzt schon erwartete Botschaft erfüllte das ganze Heer mit Jubel und jedes Herz mit dem lebhaftesten Danke gegen Gott, dem es ganz allein dieses Glück zu danken hätte. Natürlicher Weise bewilligte König Balduin den Askaloniten deren Bedingungen, und setzte nur noch hinzu, daß die Räumung der Stadt nach drei Tagen geschehen seyn müsse. Sobald der Vertrag von beiden Theilen war unterzeichnet worden, und die Abgeordneten aus Askalon Geißeln gestellt hatten, begaben sich einige Ritter in die Stadt und pflanzten auf den höchsten Thürmen das königliche Panier auf, und als man dieses, hoch über der Stadt wehend, in dem Lager erblickte, brach das ganze Heer, die Hohen wie die Niedern, mit zum Himmel erhobenen Händen in lautes, sich mehrmal wiederholendes Jubelgeschrei aus. Die Einwohner bedurften zur Räumung ihrer Stadt nicht einmal der ihnen gegönnten drei Tage; schon am Abend des zweiten Tages war sie geräumt, worauf am Morgen des folgenden Tages das christ-

liche Heere unter feierlichem Psalmen- und Hymnengesang seinen siegreichen Einzug in die Stadt hielt. (1153). Das heilige Kreuz ward nach der größten und schönsten Kirche gebracht, die, zwar seit vielen Jahren von den Muselmännern in eine Moschee verwandelt, jetzt aber von dem Patriachen von Jerusalem wieder eingeweiht und nach dem heiligen Apostel Paulus benannt ward. Aber überrascht wurden der König und alle Ritter von dem ungeheuern Vorrath an Lebensmitteln, den man in der Stadt fand, der so groß war, daß alles Ungemach eines Miswachses, der in diesem Jahre das heilige Land getroffen hatte, beinahe völlig verschwand *). Aber desto trauriger war das Schicksal der aus Askalon ausgewanderten Einwohner. So lange die christliche Bedeckung bei ihnen war, zogen sie fröhlich ihres Weges; als diese sie aber bei Alarisch verlassen hatte, fiel ein türkischer Emir, der während der Belagerung in ihren Diensten gestanden war, reichlichen Sold von ihnen erhalten und jetzt ebenfalls mit ihnen die Stadt geräumt hatte, sie plötzlich treulos an und beraubte sie aller ihrer Habe und Vorräthe, so daß viele von diesen Unglücklichen in der Wüste um das Leben kamen. Für Askalon ordnete der Patriarch einen eigenen Bischof, was jedoch zu kirchlichen Streitigkeiten Anlaß gab, die nicht eher endigten, als bis nachher durch eine päpstliche Entscheidung die Kirche von Askalon dem Sprengel des Bischofes von Bethlehem zugetheilt ward. Alles Land um Askalon ward von dem König theils als Belohnung für geleistete Dienste vertheilt, theils auch um Geld verkauft, und da eine sehr große Strecke Landes, wegen der beinahe unun-

*) Ein morgenländischer Geschichtschreiber behauptet, daß man in dem eroberten Askalon auch sehr große Geldsummen und eine unermeßliche Menge von Kriegsbedürfnissen jeder Art vorgefunden habe.

terbrochenen Fehden zwischen den Askaloniten und den Christen schon seit länger als fünfzig Jahren gar nicht mehr war gebauet worden, aber jetzt wieder für den Ackerbau gewonnen ward; so herrschte seit dieser Zeit in dem Königreich Jerusalem ein bis dahin unbekannter Ueberfluß, so daß selbst bei wenig ergiebigen Erndten doch nie ein Mangel an Getraide auch nur von weitem zu befürchten war. Die Grafschaft Askalon erhielt des Königes jüngerer Bruder, Amalarich, Graf von Joppe, als ein königliches Lehen.

14. Askalons ganz unvermutheter Fall setzte alle Muselmänner in Syrien, und vorzüglich den Athabeken Nourreddin in nicht geringe Bestürzung, besonders beunruhigte den Letztern die große Leichtigkeit, mit der die Christen jetzt in das, durch innere Unruhen und schlechte Verwaltung so sehr geschwächte Aegypten vordringen konnten. Der kluge Nourreddin sah sehr wohl ein, welchen höhern Grad von Macht das Königreich Jerusalem durch die Eroberung von Askalon erlangt hätte; und da er jede Vermehrung der christlichen Macht, und zwar nicht mit Unrecht, als eine eben so große Verminderung oder Schwächung seiner eigenen betrachtete, so suchte er nun eiligst wenigstens eben so viel auf seiner Seite zu gewinnen, als die Christen auf der ihrigen gewonnen hatten. Es dauerte demnach nicht lange, so erhielten nun auch die Christen, und zwar schon in dem folgenden Jahr, die betrübende Nachricht, daß Nourreddin sich der Stadt und des ganzen Fürstenthums von Damaskus bemächtiget habe. Auf den kräftigen Reichsverweser Anar in Damaskus war Moudschireddin gefolgt. Dieser Fürst hatte eine ganz besondere Neigung und eben so großes Zutrauen zu den Christen; er schloß Bündnisse mit denselben, und glaubte sein und seines Fürstenthums Wohl blos in einer engen und festen

Vereinigung mit den Christen finden zu können. Den König, wie auch die andern christlichen Fürsten betrachtete er als seine sichersten Stützen gegen die wachsende Macht des Athabeken von Mosul und Aleppo. Den Turcomannen, die durch ihre ununterbrochenen räuberischen Einfälle die Christen nicht selten beunruhigten, hielt er mit aller Gewalt ab, wenigstens an den Grenzen seines Reiches Feindseligkeiten gegen christliches Land auszuüben, nahm ihnen auch öfters ihren gemachten Raub wieder ab. Um dieses, in den Augen Nourreddins so gottlose Bündniß zwischen Christen und Muselmänner, zu zerstören, zog der Athabek im Jahre 1151 mit Heeresmacht gegen Damaskus, mußte aber vor den vereinten Streitkräften der Christen und Damascener sich wieder zurückziehen. Als Nourreddin sich der Stadt Paneas bemächtigen wollte, suchte er den Moudschireddin zu bewegen, ihm bei der Belagerung und Eroberung der Stadt behülflich zu seyn. Dieser ließ nun wirklich sein Heer zu jenem des Nourreddin stoßen, und beide Fürsten lagerten vor der Stadt. Ihr Heer war ungemein zahlreich, blos ihre Reiterei war über zehntausend Mann stark. Aber Moudschireddin verhinderte jeden ernsten Angriff auf die Stadt; erklärte endlich, daß er als Bundesgenosse des Königes von Jerusalem nicht zugeben könne, daß eine so wichtige Grenzfeste den Christen entrissen würde, und drohete dabei, jedem Erkühnen dieser Art sich mit seiner ganzen Macht zu widersetzen. Nourreddin, der jetzt befürchten mußte, daß, wenn er auf seinem Vorhaben bestünde, der Fürst von Damaskus sich mit den Christen in Paneas vereinigen möchte, sah sich nun gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Ja als Nourreddin gegen das Ende der Belagerung von Askalon endlich einsah, welch ein empfindlicher Schlag der Verlust von Askalon für seine Glaubensgenossen seyn würde, daher zum Ent-

satz der belagerten Stadt mit seinem Heere herbeieilen wollte, weigerte sich sogar Moudschireddin, ihm den friedlichen Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, welches doch der einzige Weg war, auf welchem Nourreddin dahin gelangen konnte, ohne sich mancher Gefahr und manchem Verlust auszusetzen. Der Fürst von Damaskus ging in seiner Gefälligkeit gegen König Balduin so weit, daß er sich demselben sogar zu einer jährlichen Zahlung von acht tausend syrischen Denaren verbindlich machte, welche Zahlung jedoch offenbar blos in Form jährlicher Hülfsgelder, und nicht eines, einem unterwürfigen Fürsten auferlegten Tributs geschah. Aber nun hatte Moudschireddin die Unvorsichtigkeit zu gestatten und Balduin die Unklugheit es zu begehren, daß Bevollmächtigte aus Jerusalem nach Damaskus kämen, nicht blos um selbst die Schatzung von dem Volke zu erheben, sondern auch noch alle Knechte und Mägde in der Stadt sich vorführen zu lassen, und nachzuforschen, welche von denselben aus christlichen Ländern mit Gewalt wären hinweggeführt worden, und diesen alsdann die Freiheit zu ertheilen, ohne Lösegeld wieder in ihre Heimath zurückzukehren, wenn anders sie es nicht vorziehen sollten, bei ihren jetzigen Herren auch noch ferner zu bleiben.

15. Aber durch diese allzugroße, bei jeder Gelegenheit sich kundgebenden Freundschaft Moudschireddins gegen die Christen, und der knechtischen Bereitwilligkeit desselben, sich in alle ihre Foderungen zu fügen, machte der Fürst von Damaskus nicht blos bei seinen Unterthanen, sondern auch bei allen Muselmännern in Syrien sich im höchsten Grade gehässig. Man fürchtete sogar, daß er endlich die Stadt Damaskus selbst den Christen noch übergeben möchte. Diese für Moudschireddin so äußerst ungünstige Stim-

mung aller Muselmänner, und besonders seiner eigenen Unterthanen suchte nun Nourreddin zu seinem Vortheil zu benutzen. Längst schon war der Besitz von Damaskus sein sehnlichster Wunsch, aber dennoch hatte er es nie gewagt, und wagte es auch jetzt noch nicht aus Furcht vor den Christen, die mit ihrer ganzen Macht sogleich zur Hülfe herbeikommen würden, gegen Moudschireddin feindlich zu ziehen und dessen Fürstenthum durch Waffengewalt an sich zu reissen. Er nahm also unter den gegenwärtigen Umständen zu List und Verrath seine Zuflucht. Zuerst bemühete er sich, das Volk und das Heer in Damaskus immer noch mehr gegen ihren Fürsten zu reitzen, suchte hierauf mit den Emirs und selbst mit den Imams geheime Einverständnisse anzuknüpfen, sich eine Parthei zu verschaffen und diese nach und nach noch mehr zu verstärken. Indessen blieb er doch noch fortwährend mit Moudschireddin in einem, dem Scheine nach freundschaftlichen Briefwechsel, befleckte aber dabei auch nicht wenig seinen sonst so edeln Charakter, indem er sich jetzt die niederträchtigste, feigste List erlaubte, die gewiß jede auch weit weniger edle Seele mit Abscheu verschmähet haben würde. Da er nämlich die Treue mehrerer Emirs unbestechbar gefunden, mithin sich überzeugt hatte, daß er sie nie zu seiner Parthei würde herüberziehen können, so suchte er nun gerade diese ihrem Herrn auf alle Weise verdächtig zu machen. „Hüte dich," schrieb er diesem einigemal, „vor geheimen Feinden und Verräthern, von denen du umgeben bist. Schon öfters haben diese und jene, gerade dessen treuesten Diener ihm nennend, mich aufgefodert, und fodern noch immer mich unaufhörlich auf, mich deiner Länder zu bemächtigen, und versprechen mir dabei ihre Hülfsleistung und thätigste Mitwirkung. Aber ich bin gesonnen, blos gegen die Franken, diesen erklärten

Feinden unseres Glaubens, und nicht gegen meine eigenen Glaubensgenossen zu kämpfen *)." Nachdem Nourreddin dieses unedle Spiel einige Zeit fortgetrieben und der schwache Moudschireddin gerade seine treuesten, aber von Nourreddin ihm als Verräther bezeichneten Diener theils hatte hinrichten lassen, theils verbannt, aber auch gerade dadurch die Gemüther aller Uebrigen, die den Grund dieses ungerechten Verfahrens sich nicht zu erklären wußten, noch mehr von sich entfernt hatte, erschien Nourreddin, nach vorhergenommener Abrede mit den Häuptern seiner Parthei, plötzlich mit seinem Heere vor den Mauern von Damaskus. Sogleich ward ihm das östliche Thor geöffnet, und während Nourreddins zahlreiche Schaaren, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt zogen, flüchtete sich Moudschireddin auf die Burg; sandte jedoch unverzüglich Boten nach Jerusalem an den König, ihn um Beistand bittend, und zugleich mit dem Versprechen, zum Lohn seiner Hülfsleistung ihm die Stadt Balbeck abzutreten. Balduin machte sogleich die nöthigen Anstalten, um seinem treuen Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen. Aber Nourreddin hatte gleich am ersten Tag die Burg zu belagern angefangen; da er jedoch, und zwar mit Recht, der baldigen Ankunft eines christlichen Heeres entgegen sah, mithin befürchten mußte, daß ihm das, was er schon gewonnen zu haben glaubte, wieder möchte entrissen werden, so schlug er dem Moudschireddin, dessen natürliche Gutmüthigkeit nicht ohne große Beimischung von Schwäche gewesen

*) Abulfaradsch ist der Einzige, der dieses in seiner syrischen Chronik erzählt. Alle übrigen Geschichtschreiber scheinen nichts davon zu wissen, und zur Ehre einer mehr veredelten Menschheit wäre es zu wünschen, daß dießmal das Zeugniß eines Einzigen durch das Stillschweigen aller übrigen möchte entkräftet werden können.

zu seyn scheint, einen Vergleich vor, und versprach ihm, als Entschädigung für Damaskus, die Stadt Emesa und deren Gebiet ihm zu überlassen, worauf derselbe dem Nourreddin die Burg nach einer sehr kurzen Belagerung, die noch nicht zehen Tage gedauert hatte, übergab, bevor noch das christliche Heer zu seinem Beistand und zum Entsatz der Burg hatte herbeikommen können. Der Vergleich, obgleich keine volle Entschädigung für Damaskus, wäre doch so ziemlich annehmbar gewesen; denn Emesa war eine am Orontes gelegene, sehr große, prächtige, volkreiche Stadt; sie lag in einer ungemein fruchtbaren, gesunden Ebene, und gehörte zu den ersten und vornehmsten Städten von ganz Syrien. Aber Nourreddin reuete es bald wieder seiner gemachten Zusage, und bot dem Moudschireddin für Emesa die weit weniger bedeutende Stadt Bales an. Im höchsten Grade über dieses Anerbieten aufgebracht, verzichtete Moudschireddin auf alle Entschädigung und ging nach Bagdad, wo er noch mehrere Jahre ganz unbekannt in völliger Verborgenheit lebte, und darin auch endlich sein Leben beschloß.

16. Die in Damaskus vorgefallene Thronrevolution war für die Christen nicht blos höchst betrübend, indem sie dadurch einen mächtigen und treuen Bundesgenossen verloren hatten, sondern zugleich auch nicht wenig erschreckend, da jetzt ein ungemein kriegerischer Fürst, aber auch erklärter Feind des christlichen Namens, der Grenznachbar des Königreichs Jerusalem geworden war, auch bald darauf den Sitz der Regierung nach Damaskus verlegte und allda seine ganze Macht zu concentriren suchte. Alle christlichen Fürsten, Grafen und Barone schickten demnach Gesandte an Nourreddin, um wo möglich friedliche Vergleiche und Verträge mit ihm zu schließen. Auch

König Balduin selbst wünschte die Fortdauer der zwischen ihm und dem vorigen Fürsten von Damaskus bestandenen freundlichen Verhältnisse. Nourreddin, der zur Befestigung seiner neuen Herrschaft selbst des Friedens und ruhiger Zeiten bedurfte, ging gerne in alle von den christlichen Fürsten ihm gemachten Anträge ein, bewilligte sogar dem Könige von Jerusalem den ferneren Bezug der, von Moudschireddin ihm verliehenen jährlichen Schatzung von acht tausend syrischen Denaren.

17. Die Christen hatten von allen Seiten jetzt wieder Ruhe. Aber ruhige Zeiten waren für sie beinahe noch verderblicher als Zeiten der Noth und der Gefahr. Auch jetzt fehlte es ihnen bald wieder an Eintracht und gemeinschaschaftlicher Berathung des allgemeinen Wohles. Wohin man blickte, sah man nur Unordnung, oft schreiende Ungerechtigkeit und eine ganz unbegreifliche Inconsequenz in allen ihren Handlungen. Großen Anstoß gab zuerst wieder Raimunds hinterlassene Wittwe Constanza. Nachdem sie die Anträge mehrerer der edelsten und würdigsten Herren blos aus Eigensinn und weiblicher Laune zurückgewiesen hatte, reichte sie jetzt ganz unerwartet ihre Hand einem gewissen Rainald von Chatillon, einem ganz gemeinen französischen Ritter, der jetzt im Heere des Königes um Sold diente, weder durch Verdienst und noch viel weniger durch hohe Geburt, sondern blos durch Unbesonnenheit und seine wilde stürmische Gemüthsart sich auszeichnete. Für alle Fürsten, Barone und Ritter, ja für alle nur einigermaßen verständige Leute in dem ganlenReiche war diese so durchaus unpassende Verbindung, die blos in der Sinnlichkeit eines leichtfertigen Weibes — denn Rainald soll ein ziemlich schönes Aeußere gehabt haben — ihren Grund hatte, ein Gegenstand des Aergernißes und der größten Unzufriedenheit. Man wundert sich, daß

König Balduin seine Einwilligung dazu geben konnte. Aber offenbar waren es höhere, die gegenwärtige Lage der abendländischen Christenheit im Orient ins Auge fassende Rücksichten, welche den König bewogen, diese mit Recht so großen Anstoß gebende Verbindung zu gestatten. Gleich der Anfang der Regierung Rainalds zeigte, was das Fürstenthum und die abendländische Christenheit von ihm zu erwarten habe. Da Rainald ein blutarmer Ritter und dabei doch ein gedankenloser Verschwender war, so befand er sich bald nach dem Antritt seiner Regierung in großer Geldnoth. Der Patriarch war im Besitz großer Schätze; dem Fürsten war dieß bekannt, und Rainald hoffte von demselben ein sehr bedeutendes Anlehen zu erhalten. Aber Aimerich, wohl wissend, daß es nie mehr würde zurückgezahlt werden, weigerte sich desselben und gab ihm, trotz aller seiner Zudringlichkeit, kein Geld. Dadurch ward Rainald schon im höchsten Grade gegen den Patriarchen erbitter, und als er bald darauf erfuhr, daß dieser sowohl öffentlich als auch in vertraulichem Gespräche über Conrstanzas Verheirathung mit einem obscuren, völlig verdienstlosen Emporkömmling sich auf eine sehr bittete Weise geäußert habe, ließ er ihn nicht nur ergreifen und gefangen auf die Burg führen, sondern auch noch mit einer raffinirten Grausamkeit auf das schmerzhafteste martern. Dem schon in Jahren weit vorgerückten, mithin durch hohes Alter, und noch mehr durch die Heiligkeit seines hohen Amtes höchst ehrwürdigen Prälaten ließ er nämlich den Kopf mit Honig bestreichen und den schwachen, kränklichen Greis an einem ungemein heißen Sommertage den glühenden Strahlen der Sonne aussetzen, dabei Jedermann auf das schärfste verbieten, die Wespen, Fliegen und anderes blutsaugendes Ungeziefer von ihm abzuwehren, — unstreitig in dem heißen Orient eine der schrecklichsten Plagen — und quälten den, durch seine Leiden

endlich ganz erschöpften Patriarchen so lange, bis dieser ihm den größten Theil seiner Reichthümer überließ. Aber König Balduin hatte, sobald er Rainalds ruchlosen Frevel erfuhr, unverzüglich zwei sehr ansehnliche Geistlichen, nämlich den Bischof von Ptolemais und seinen Kanzler Radulph nach Antiochien mit einem Schreiben an den Fürsten gesandt, in welchem er demselben wegen dessen grausamen Verfahrens gegen den Patriarchen gerechte Vorwürfe machte, und ihn sehr ernstlich ermahnte, den so ehrwürdigen Prälaten in Zukunft auf eine, der hohen Würde desselben geziemende, ehrerbietige Weise zu behandeln. Als Rainald diesen Brief erhalten hatte, fiel er — offenbar aus Hohn — auf den Gedanken, den Patriarchen in eigener Person aus dem Gefängnisse in seine erzbischöfliche Wohnung zurückzuführen, ging auch zu Fuß neben dem Pferde des Patriarchen, und leitete dasselbe an einem, von dem Sattel herabhangenden Riemen durch mehrere Straßen der Stadt. Uebrigens sah sich doch Rainald durch den Brief des Königes in die Nothwendigkeit versetzt, dem Patriarchen wenigstens einen Theil von dem, was ihm war geraubt worden, wieder zurückzugeben, worauf der Patriarch, der sich den tyrannischen Launen eines so tollen, gewaltthätigen Fürsten nicht länger mehr aussetzen wollte, Antiochien verließ und sich nach Jerusalem begab, wo er von dem Könige, dessen Mutter, der Königin Melisende, wie von allen Baronen und Prälaten des Reiches geehrt und geliebt, noch mehrere Jahre still und zufrieden lebte.

18. Aber auch das Königreich Jerusalem selbst ward jetzt Zeuge der ärgerlichsten, ja wohl gottlosesten und daher die Kirche wie alle christlichen Gemüther nicht wenig betrübenden Ereignisse. Der Ritterorden der Johanniter war, wie man sich erinnern wird, von dem Papste Paschalis II. vom Zehnten und allen

übrigen Abgaben an den Patriarchen und die Bischöfe befreit worden; da jedoch der Patriarch und die übrigen Prälaten gegen diese Befreiung sehr ernstlich protestirten, so entstand schon dadurch eine gewisse Kälte zwischen diesem Orden und den Kirchen Palästinas. Eine neue genauere päpstliche Entscheidung, wie dieselbe hätte auch ausfallen mögen, würde sicher dem beginnenden Unfrieden schon in den ersten Augenblicken seines Entstehens ein Ende gemacht haben. Da diese aber nicht erfolgte, so dauerte der Streit fort, ward immer heftiger und leidenschaftlicher, und führte endlich die ärgerlichsten und ruchlosesten Auftritte herbei. Die Hospitaliter fingen nun an, die Bischöfe überall zu verfolgen, jede Art von Feindseligkeit sich gegen dieselben zu erlauben, sie in Ausübung ihrer bischöflichen Gewalt zu stören, ja diese sogar, so viel sie vermochten, völlig zu entkräften. War z. B. ein Laie von seinem Bischofe mit dem Bann belegt worden, so reichte man ihm in der Kirche der Hospitaliter, ungeachtet des auf ihm lastenden bischöflichen Bannfluches, dennoch die heilige Eucharistie; und starb ein Gebannter, ohne mit der Kirche ausgesöhnt worden zu seyn, so begruben dessen Leiche die Hospitaliter, zum Trotze des Bischofes, dennoch in geweihter Erde. War endlich über irgend einen Ort oder einer Burg von dem Bischofe das Interdict ausgesprochen worden, so läuteten alsdann nur noch lauter und häufiger alle Glocken der Kirchen der Johanniter, und diese hatten davon auch noch stets einen sehr wesentlichen Gewinn, indem alle frommen Gaben, welche man zu den übrigen Kirchen, wenn diese das Interdict nicht befolgt, mithin den öffentlichen Gottesdienst fortgesetzt hätten, würde gebracht haben, nun den Hospitalitern zuflossen. Da der Orden überall in dem heiligen Lande Güter erworben und eine Menge Häuser gegründet hatte, so gab es kaum hie und da noch eine Stadt, welche von solchen ärger-

lichen und alle Gewissen verletzenden Auftritten frei gewesen wäre. Am heftigsten war der Streit, wie zugleich auch am schamlosesten das Betragen des Ordens in Jerusalem selbst. Da der ehrwürdige, bald hundertjährige Patriarch Fulcher den Zehnten von dem Orden foderte, auch seine geistliche Gerichtsbarkeit über die Glieder und Besitzungen desselben zu behaupten suchte, sann Raimund, der Großmeister des Ordens, auf neue, bisher gar nicht bekannte Mittel, den Patriarchen nicht nur recht zu verhöhnen und zu verspotten, sondern selbst auf das gröbste zu beleidigen. Vor der Kirche des heiligen Grabes, die sich durch die Einfachheit ihres Baues auszeichnete, ließ Raimund mehrere sehr große, hohe und prächtige Gebäude aufführen, die durch den Contrast, den sie mit der schmucklosen Simplicität der Kirche des heiligen Grabes bildeten, für die Erbauer derselben ein immerwährender Vorwurf seyn sollten. Aber noch größer war Raimunds Bosheit, und noch viel größer die Unverantwortlichkeit seines Betragens, als er, so oft der Patriarch sich in die eben erwähnte Kirche begab und, um das Volk zu lehren, die Kanzel bestieg, sogleich alle Glocken des benachbarten Hospitals so gewaltig anschlagen ließ, daß Niemand von der Rede des Patriarchen, wie sehr er seine Stimme anstrengen mochte, auch nur ein Wort verstehen konnte. Ueber solchen muthwilligen und bübisch gottlosen Frevel machte natürlich der Patriarch dem Großmeister endlich sehr ernste Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort nichts als grobe Drohungen, die Raimund auch bald darauf, wenigstens zum Theile, ins Werk zu setzen kein Bedenken trug; denn als eines Tages die Kirche zum heiligen Grabe mit Menschen angefüllt war, drangen plötzlich bewaffnete Johanniter in dieselbe und verjagten mit Pfeilschüssen alles darin andächtig versammelte Volk; und ähnliche, wenn auch nicht so gewaltsame, doch nicht minder gehässige Auftritte waren nun in Jerusalem und den mei-

sten Städten Palästinas gleichsam an der Tagesordnung. Um diesem immer zunehmenden Aergerniß ein Ende zu machen und bei dem Papste Hadrian IV. Hülfe gegen den Uebermuth der Johanniter zu suchen, entschloß sich endlich der, obgleich dem hundertsten Jahre seines Lebens schon ganz nahe, ehrwürdige Patriarch Fulcher in Begleitung mehrerer Bischöfe, unter denen sich auch der Erzbischof von Tyrus befand, und einiger Geistlichen seiner Kirche nach Rom zu reisen. Aber dazu hatten sie nicht einen sehr günstigen Zeitpunkt gewählt. Als der Patriarch und seine Begleiter in Italien ankamen, war das ganze Land mit Waffengeräusch und Kriegsgetümmel erfüllt. Der heilige Vater selbst, dessen Aufmerksamkeit die vielen sich durchkreuzenden kirchlichen und politischen Interessen in steter Spannung hielten, war von Rom abwesend und mit Geschäften überhäuft. Die Ankunft des Patriarchen und der Bischöfe von Palästina war ihm also nichts weniger als willkommen, besonders da einige denselben voraneilenden und daher früher angekommene Johanniterritter den Papst schon ganz zum Vortheil ihres Ordens eingenommen hatten. Nur mit vieler Mühe und nach langem Warten erhielten sie zu Ferentina bei dem Papste Audienz. Als aber die öffentlichen Verhandlungen der Angelegenheiten, die sie nach Italien geführt hatten, ihren Anfang nahmen, bemerkten sie bald, wie ungemein günstig das ganze heilige Collegium für die Johanniter gestimmt sey, und in der vollen Ueberzeugung, daß sie keine gerechte Entscheidung in ihrer Sache erwarten dürften, beurlaubten sie sich bei dem Papste und kehrten unverrichteter Dinge wieder nach dem Orient zurück. Dieser letzte, aber leider völlig mißlungene Versuch des Patriarchen von Jerusalem erhöhete nur noch mehr den Uebermuth der Hospitaliter, deren immer wachsenden Anmaßungen die Bischöfe von Pa-

lästina jetzt nur Geduld und Hoffnung auf bessere Zeiten entgegen zu setzen hatten.

19. Durch einen noch weit schändlichern, weit verabscheuungswürdigern Frevel entehrten sich um dieselbe Zeit auch die Tempelritter. Abas, Vezir von Aegypten, aber nun von seinem Gegner aus dem Lande vertrieben, war auf seiner Flucht im vorigen Jahre (1154) mit seinem Sohne Nasireddin auf der Grenze von Aegypten und Syrien einer kleinen Schaar Tempelritter begegnet. Von diesen glaubte Abas, der eine sehr zahlreiche bewaffnete Begleitung bei sich hatte, nichts befürchten zu müssen. Aber die Ritter griffen ihn mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit an, erschlugen ihn und mehrere seiner Begleiter im Gefechte, jagten die übrigen in die Flucht und machten Nasireddin, Abas Sohn, zu ihrem Gefangenen *). Dieses erfuhr der neue ägyptische Vezir Saleh, und da dieser glaubte, daß seine neu errungene Macht in Aegypten nur durch die völlige Ausrottung der ganzen Familie seines Gegners gehörig könne befestiget werden, so wandte er sich an die Templer, und begehrte von diesen die Auslieferung ihres Gefangenen. Nasireddin war ein edler und dabei ungemein wohlgebildeter Jüngling. Früher hatte er schon eine gewisse Neigung zum Christenthum gefühlt, nach seiner Gefangennehmung Unterricht darin begehrt, alle Lehren unseres heiligen Glaubens mit Eifer und lebendiger Ueberzeugung in sich aufgenommen, und überhaupt in der Wissenschaft des Heils schon bedeutende Fortschritte gemacht. Aber alles dieß vermochte ihn jetzt nicht zu

*) Nach dem Bericht des Erzbischofes von Tyrus wurden nun auch alle, und zwar sehr bedeutende Schätze, welche Abas aus Aegypten gebracht hatte, eine Beute der Templer.

retten; denn Geldgier und Durst nach Gold war bei den Templern schon so übermächtig geworden, daß sie einem schnöden Gewinn selbst die allerheiligsten ihrer Pflichten zum Opfer brachten, daher auch jetzt den edeln Jüngling an seinen Feind Saleh für sechzig tausend Goldstücken verkauften und es ruhig geschehen ließen, daß gleichsam unter ihren Augen der unglückliche Nasireddin in einen eisernen Käfig gesperrt und in demselben auf einem Kameele nach Aegypten gebracht ward, wo der grausame Vezir ihn eines martervollen Todes sterben ließ. Wenn man gestehen muß, daß die geistlichen Ritterorden in den ersten Zeiten ihrer Blüthe, durch einen seltenen Verein aller christlichen Heldentugenden, eine der ersten und schönsten Zierden der Kirche und der Ritterschaft waren, und durch ihren ununterbrochenen Kampf gegen die Ungläubigen und ihren nicht zu ermüdenden Eifer in Beschirmung und Beschützung wehrloser Pilger sich große, gar nicht zu berechnende Verdienste um das heilige Land und die ganze Christenheit erwarben; so kann man auch auf der andern Seite nicht leugnen, daß, nachdem ihre Blüthezeit vorüber war, und die ungeheuern Reichthümer, die sie erlangt hatten, ihren Durst und ihr Verlangen nach zeitlichen Gütern immer noch mehr entflammten, sie nun, weil größtentheils blos von Gewinnsucht und selbstsüchtigem, persönlichem Interesse geleitet, auch von allem Unfrieden, der in dem heiligen Lande entstand, wo nicht immer gerade die Urheber, doch stets die thätigsten Theilnehmer dabei wurden.

20. Auch den König Balduin schützte dessen edler Charakter nicht gegen den Einfluß böser Beispiele und einer verderbten Zeit. Er hatte so eben den mit Nourreddin geschlossenen Waffenstillstand erneuert, mußte aber auf die jährliche Schatzung, die er, während Nourreddin schon Herr von Damaskus war, noch

zwei Jahre bezogen hatte, jetzt verzichten. Aber große Geldnoth drückte den König, und um dieser abzuhelfen, griff er zu einem Mittel, zu dem ihm blos die Thorheit und Gewissenlosigkeit einiger unverständigen Männer, denen der junge König, obgleich nur selten, doch bisweilen Gehör gab, rathen konnte und auch wirklich gerathen hatte. Balduin hatte nämlich arabischen und turcomannischen Horden in dem, mehrere Tagreisen langen Walde bei Paneas große Weideplätze für deren zahllose Viehheerden angewiesen. Als nun jetzt eine Menge Araber und Türken, meistens Bauern, mit ihren zahllosen Kriegsrossen und Weidepferden, wie auch Arbeits- und Zugpferden sich in dem Walde von Paneas gelagert hatten, deren zahlreiche Heerden ruhig weideten, sie selbst auch, weil auf das Wort des Königes trauend, ohne alle Waffen und ganz wehrlos waren, ließ Balduin sie plötzlich von gewaffneten Schaaren überfallen. Viele wurden erschlagen, noch mehrere in die Gefangenschaft fortgeschleppt und alles Vieh geraubt. Die Beute war außerordentlich, und der geraubten Pferde waren es so viele, daß bei der Theilung selbst auf jeden gemeinen Knecht, der dem Raubzuge beigewohnt hatte, mehrere Pferde kamen. — Dieser schändliche, mit Wortbrüchigkeit verbundene, und nach einem so eben erst geschlossenen Waffenstillstand begangene Raub empörte alle Gemüther der Christen wie der Muselmänner *). Der gottlosen

---

*) Auch Wilhelm von Tyrus rüget in sehr derben Ausdrücken diese Treubrüchigkeit und betrachtete alle, die Christen im folgenden Jahre treffende Unfälle als eben so viele, wegen dieser Gottlosigkeit über sie verhängte göttliche Strafgerichte. «Sed justus retributor Dominus, Deus ultionum, non diu passus est, nos tam turpibus emolumentis laetari; sed significans, quod etiam

That folgte jedoch nun auch die Strafe auf dem Fuße. Nourreddin rüstete sich mächtig zum Kriege. Einer seiner Emirs schlug die Christen am Euphrat und ein Anderer in der Gegend von Paneas. Allen in diesen beiden Treffen gefangenen Christen ließ Nourreddin die Köpfe abschlagen. Aber einen noch weit entscheidendern Sieg erfocht Nourreddin bald darauf über den König selbst. Nourreddin nämlich belagerte aber-

---

infidelibus fidei tenor observandus sit illibatus. — Ueberhaupt scheint es bei den Fürsten und Herren jener Zeit zur Sitte geworden zu sein, daß sie, wenn verschuldete oder unverschuldete Geldnoth sie drückte, gewöhnlich zu ähnlichen Finanzoperationen ihr Zuflucht nahmen. Auch der Fürst Rainald von Antiochien, dem es immer an Geld fehlte, rüstete um diese Zeit einige Schiffe aus und griff mitten im Frieden die Insel Cypern an, deren Einwohner doch von jeher eine Menge Lebensmittel und alle Erzeugnisse ihres Bodens auf das freundlichste und billigste den Antiochenern verkauft hatten. Mit seiner zahlreichen Räuberschaar durchstreifte Rainald die ganze Insel, nahm den Statthalter des Kaisers, der, weil es auf der friedsamen Insel keiner Truppen bedurfte, auch keine bedeutende bewaffnete Macht zu seiner Verfügung hatte, gefangen, plünderte Städte und Dörfer, beraubte Kirchen und Klöster und gestattete noch überdieß seinen Raubgenossen die gröbsten und schändlichsten Ausschweifungen. Da der Kaiser gerade in den Ländern an der Donau beschäftiget war, so blieb dieser unerhörte Frevel auch einige Zeit unbestraft. Als aber nach zwei Jahren Kaiser Manuel, wie wir jetzt bald hören werden, mit einem furchtbaren Heere in Syrien erschien, mußte Rainald durch die niedrigsten und schimpflichsten Demüthigungen, denen vielleicht je noch ein Fürst sich zu unterwerfen gezwungen war, für diese Gräuelthat büßen, und dabei noch froh sein, daß Manuel ihn nicht, wie er es anfänglich gesonnen war, des Fürstenthums entsetzte und aus Syrien verbannte, oder als einen Gefangenen nach einer festen Burg nach Sicilien sandte.

mals die Stadt Paneas; sogleich eilte Balduin herbei. Bei seiner Annäherung hob der Athabek, der jede Schlacht vermied, wenn er nicht mit großer Wahrscheinlichkeit glauben konnte, daß er darin siegen würde, die Belagerung der Burg wieder auf und zog sich mit seinem Heere zurück, verbrannte aber einen Theil der untern Stadt, der er sich bemächtiget hatte. Balduin weilte nun einige Zeit in Paneas, um in der größten Schnelligkeit den zerstörten Theil der Stadt wieder aufbauen und deren Mauern ausbessern zu lassen. Als er endlich wieder aufbrach, um den Rückmarsch nach Jerusalem anzutreten, hatte er die Unvorsichtigkeit, sich nicht vorher genau zu erkundigen, welche Richtung Nourreddin mit seinem Heere genommen und wo derselbe jetzt mit demselben stünde. In der Meinung, der Feind sey sehr weit entfernt, entließ also Balduin einen Theil des Fußvolks und mehrere Ritter; mit den übrigen zog er ganz unbesorgt die Straße, ohne dabei auch nur einige Ordnung zu beobachten; selbst in ihrem nächtlichen Lager vernachläßigten die Christen jede von Klugheit und Vorsicht gebotene Sicherheitsmaßregel. Aber Nourreddin hatte sich mit seinem Heere in dem Walde von Paneas verborgen gehalten, war den Christen bisher stets in der Ferne gefolgt, immer auf einen günstigen Augenblick lauernd, wo er dieselben mit gewissem Erfolge würde überfallen können. Als er nun durch seine Späher die große unter den Christen herrschende Fahrlässigkeit erfuhr, eilte er ihnen mit seinem Heere voran, ging früher als sie über den Jordan, und legte sich bei einer Furt, wo, wie er jetzt schon wissen konnte, das christliche Heer über den Fluß gehen würde, in Hinterhalt. Als nun am Morgen des andern Tages der König und seine Ritter den Uebergang über den Fluß bewerkstelliget, aber eben durch diesen Uebergang auch ihre Reihen und alle Ordnung im Heere sich

noch mehr aufgelößt hatten, und die Ritter, die Nähe des Feindes nicht von weitem ahnend, unter heiterm und frohem Gespräche fortritten, brachen auf einmal die Türken aus ihrem Hinterhalt hervor und brachten Tod und Verderben unter die Ritter, die, jetzt plötzlich überfallen, sich nicht mehr in Schlachtordnung oder nur in geschlossene Reihen stellen konnten. König Balduin rettete sich durch scheunige Flucht in die benachbarten Gebirge, und hatte seine Rettung blos der Schnelligkeit seines Pferdes zu danken. Alles Feldgeräthe und selbst die königliche Kapelle ward die Beute der Türken. Viele tapfere und zum Theil auch sehr vornehme Ritter wurden im Treffen erschlagen, eine noch größere Anzahl ward zu Gefangenen gemacht, und unter diesen mehrere Großen vom ersten Range, wie z. B. Bertrand von Blankefort, Großmeister des Templerordens, Hugo, Herr von Ibelin, der Marschall des Königes und noch viele andere von nicht viel minderm Ansehen. Diese erwartete jetzt überdieß noch eine ganz besondere Schmach, die Nourreddin, immer noch um sich wegen des im Walde von Paneas begangenen Raubes zu rächen, ihnen anzuthun befahl. Auf sein Gebot wurden sie in höhnendem, schimpflichen Gepränge dem Volke zur Schau und Gespötte in Damaskus eingeführt; die vornehmsten Ritter, mit Panzer und Helm ausgerüstet, auf ihren Streitrossen sitzend, und jeder sein Panier in der Hand haltend; die Ritter von geringerem Range je zwei und zwei auf einem Kameele und ausgebreitete Fahnen tragend, an welchen die Häute der Köpfe der Erschlagenen mit deren Haaren befestiget waren; die gemeinen Kriegsknechte endlich je drei und drei, oder auch vier und vier an Stricken gebunden. Die Unzahl der Gefangenen war jedoch so groß, daß nicht alle nach Damaskus, und blos in die einzige Stadt Emesa noch über Tausend derselben

eingebracht wurden. Aber troß diesem so großen und empfindlichen Verlust sammelte doch der König mit seiner unermüdeten Thätigkeit in unglaublich kurzer Zeit wieder ein neues Heer und eine nicht minder zahlreiche Schaar kampflustiger Ritter, und als er hörte, daß Nourreddin nach seinem erfochtenen Sieg Paneas auf das neue belagere, eilte er sogleich zum Entsatz der Stadt herbei. Unter Weges stießen auch die Fürsten von Antiochien und Tripolis mit ihren Schaaren zu dem königlichen Heere, worauf Nourreddin, wie es scheint von den Bewegungen seiner Feinde stets genau unterrichtet, die Belagerung alsogleich aufhob und mit seinem Heere sich zurückzog, wie gewöhnlich auch diesmal eine offene Feldschlacht sorgfältig vermeidend. Der König hatte demnach nur einen Theil seines Zweckes erreicht; denn sein sehnlichster Wunsch war es gewesen, die Schmach der letzten Niederlage durch einen eben so glorreichen und nicht minder entscheidenden Sieg über die Feinde zu tilgen. Mit den Fürsten und vielen andern Herren begab sich Balduin nach Antiochien, um sich mit ihnen zu berathen, was jetzt gegen den gemeinsamen Feind zu unternehmen sey.

21. Aber plötzlich erhob sich wieder der Muth der abendländischen Christen im Orient, als sie die erfreuliche Kunde erhielten, daß Graf Dieterich von Flandern mit seiner Gemahlin Sybilla und mit einem sehr ansehnlichen kriegerischen Gefolge und einem sehr zahlreichen Haufen gewaffneter, kampflustiger Pilger im heiligen Lande angekommen sey. Graf Dieterich war ein Herr von großer Einsicht, heldenmäßiger Tapferkeit und des Krieges ebenso wie der Angelegenheiten des Landes kundig; denn es war schon das drittemal, daß er jetzt nach Palästina kam, auch hatte er mit großer Auszeichnung den Kreuzzügen Conrads III. und Ludwigs VII. beigewohnt. Wo er hinkam,

ward er mit dem größten Jubel empfangen. Der König, von vielen der vornehmsten Ritter begleitet, ging ihm eine große Strecke entgegen, und führte ihn wie im Triumphe nach Jerusalem. Hier war der Graf für alle Stände, für den hohen Adel wie für die übrige Ritterschaft, und für die Kirche wie für das Volk ein Gegenstand der höchsten Achtung. Der König schenkte ihm ein unbeschränktes Zutrauen, und zu allen Berathungen, nicht bloß über die äußern, auch über die innern Angelegenheiten des Königreiches ward er stets beigezogen und sein Rath auch größtentheils befolgt. Der Graf war es auch jetzt, der den König, der, obgleich er das männliche Alter längst schon erreicht hatte, doch immer noch keine Neigung zu einer ehelichen Verbindung zeigte, endlich bewog, um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin zu werben. Mit diesem Auftrag sandte Balduin den Bischof Attard von Nazareth, den Connetable Honfrey und noch einige andere vornehme Ritter als seine Gesandten nach Constantinopel. Sehr gnädig nahm Kaiser Manuel den Antrag der königlichen Gesandten auf, und noch vor Ende des Jahres trat schon die junge und schöne Theodora, Manuels Nichte, weil Tochter seines Bruders Isaak, mit einer glänzenden Aussteuer von den kostbarsten Gewändern und Geräthschaften und hundert tausend Goldstücken, bei Tyrus ans Land. Um die Prinzessin beim Aussteigen aus dem Schiffe gleich auf das ehrerbietigste zu bewillkommen, hatte Balduin die Vornehmsten von seinem Hofe nach Tyrus geschickt. Er selbst kam ihr auf halbem Wege entgegen; und von dem ganzen Hofe und einer glänzenden, zahlreichen Ritterschaft umgeben, hielten Beide ihren feierlichen Einzug in Jerusalem. Da der Patriarch Fulcher, dieser ehrwürdige Greis, kurz vorher gestorben war, so ward nun dem, jetzt in der heiligen Stadt wohnenden Patriarchen Aimerich von Antiochien

die Ehre, das erhabene Paar in der Hauptkirche von Jerusalem einzusegnen. In Berücksichtigung der großen Schätze, welche Theodora dem König zubrachte, verschrieb Balduin seiner Gemahlin, im Falle er vor derselben sterben würde, die Stadt Akka und deren Gebiete zum Wittwensitze (1158) *).

22. Auf die Festen und Feierlichkeiten der Vermählung folgte jedoch bald wieder eine lange Reihe kriegerischer Ereignisse. Auf Anrathen des Grafen von Flandern zog sich die gesammte christliche Macht zusammen und rückte vor die zwischen Tripolis und Emesa gelegene sehr feste Burg Rugia. Da aber die Stadt tapfern Widerstand leistete und Nourreddin zum Entsatz heranrückte, so hoben die Fürsten die Belagerung wieder auf und kehrten nach Antiochien zurück. Während man nun hier über das, was jetzt vorzunehmen, sich wieder nicht vereinigen konnte, traf die Nachricht ein, daß Nourreddin in seinem Lager bei Sarnim und Anab tödtlich erkrankt sey, und durch das, obgleich falsche, aber überall schon verbreitete Gerücht von seinem Tode, in den meisten Städten seiner Herrschaft die größte Bestürzung, Verwirrung und Unordnung herrschten, ja daß sogar an verschiedenen Orten die Soldaten einen Aufstand erregt und ihren Officieren den schuldigen Gehorsam verweigert hätten **). — Einen so günstigen Augenblick wollten Balduin und die Fürsten nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Mit ihrer gesammten

*) Dieß ist dieselbe nach dem Tode ihres Gemahls, des Königes Balduin, so tief gesunkene Theodora, die, von dem Wüstling Andronikus verführt, an dessen Seite gleich einer Landläuferin, zur Schmach der christlichen Kirche und zweier christlicher Reiche, aber zum Spottgelächter aller Emirs und türkischen Fürsten, halb Asien unstät und flüchtig durchzog.

**) In Aleppo war die Verwirrung am größten, obgleich Nourreddin, gleich in den ersten Tagen seiner Krank-

Macht zogen also vor Cäsarea, einer sehr wichtigen, von Jerusalem 600 Stadien (ungefähr etliche sechzig römische Meilen entfernten, an der Grenze von Palästina gelegene Stadt. Nourreddin hatte sie unlängst ihrem Emir, einem türkischen Fürsten, entrissen, sie mit seinen Staaten vereint und, weil ihre Festungswerke kurz vorher

---

heit, sich in einer Sänfte nach der Burg von Aleppo hatte bringen lassen. Das war jedoch dem Nasireddin, Nourreddins Bruder, unbekannt. Ebenfalls getäuscht durch jenes Gerücht, erschien er nun, und wie es scheint, zu Folge einer, schon früher zwischen beiden Brüdern getroffenen Verabredung, vor Aleppo und begehrte eingelassen zu werden. Aber der Befehlshaber der Stadt verschloß ihm die Thore, worauf die Einwohner sich bewaffnet zusammenrotteten, den Befehlshaber fortjagten, mit Gewalt die Thore erbrachen und den nun mit seinen Gefährten in die Stadt einziehenden Nasireddin als ihren nunmehrigen Beherrscher begrüßten, jedoch zugleich die Erfüllung einer Menge unbesonnener Foderungen mit großem Ungestümm begehrten. Aber nun ließ der Befehlshaber der Stadt, der sich auf die Burg geflüchtet hatte, dem Nasireddin noch einmal sagen, daß Nourreddin noch lebe und auf der Burg sey. Das Nämliche ließ er auch dem Volke bekannt machen. Aber dieses wollte seinen Worten nicht glauben, schickte aber aus seiner Mitte einige Männer auf die Burg, um dort zu erkunden, ob Nourreddin wirklich noch am Leben sey. Als die Männer auf die Burg kamen, ließ Nourreddin sie sogleich vor sich kommen, schien auch über das Geschehene gar nicht aufgebracht, äußerte im Gegentheil darüber mit vieler Nachsicht: „Ich verzeihe," sagte er, „den jungen Leuten ihren Fehltritt; ich werde sie auch nicht dafür bestrafen; ihre Meinung war nicht böse; sie hatten blos die Absicht, die Herrschaft meines Bruders, der mein Erbe ist, zu befestigen." — Als die Männer wieder von der Burg herabkamen, und berichteten, was Nourreddin zu ihnen gesprochen, verließ Nasireddin mit seinem Gefolge sogleich wieder Aleppo, auch das versammelte Volk ging auseinander, und Ruhe und Ordnung kehrten auf das neue in die Stadt zurück.

durch ein Erdbeben waren zerstört worden, sie auf das neue wieder trefflich befestiget. Cäsarea's Einwohner, größtentheils Fabrikanten und Handelsleute, des Krieges eben so unkundig als ungewohnt, leisteten keinen großen Widerstand. Schon nach wenigen Tagen bemächtigten sich die Christen der Stadt, und umlagerten hierauf auch sogleich die Burg. Da die Besatzung, die darin lag, nur aus einer nicht sehr zahlreichen Schaar Bogenschützen bestand, so war auch hier kein großer Widerstand zu besorgen, und man konnte mit Grund erwarten, daß nach einer sehr kurzen Belagerung auch die Burg in der Gewalt der Christen seyn werde. Aber nun erhob sich wieder Zwist unter den Fürsten selbst. Die Veranlassung dazu gab die Frage: welcher von ihnen die Stadt Cäsarea und deren Gebiet erhalten sollte. Der Graf von Flandern, der schon bei seinen frühern Pilgerfahrten keinen sehnlichern Wunsch gehabt hatte, als im Besitze eines Fürstenthums in dem gelobten Lande zu seyn, daher auch jetzt bei der Belagerung von Cäsarea sich ungemein thätig und unternehmend gezeigt hatte, zweifelte keinen Augenblick daran, daß nach der Eroberung der Burg er die Stadt und deren Gebiet als ein königliches Lehen erhalten werde. Balduin selbst war vollkommen geneigt, den Wunsch des Grafen zu erfüllen, besonders da kein anderer der anwesenden Fürsten diese Stadt so kräftig behaupten konnte, als der mächtige und reiche Graf von Flandern. Aber nun stellte der unbesonnene Fürst Rainald die höchst ungeziemende Forderung auf, daß, weil die Stadt Cäsarea in uralten Zeiten zu dem Sprengel von Antiochien gehört habe, sie jetzt auch ein von den Fürsten von Antiochien abhängiges Lehen seyn müsse, worauf der Graf von Flandern, mit Recht über diese unerwartete Anmaßung eines obscuren Emporkömmlings im höchsten Grade aufgebracht, öffentlich erklärte, daß er zwar sehr gerne der Lehnsmann König

Balduins werden wolle, sich aber nie so tief erniedrigen werde, einem Fürsten wie Rainald, der eigentlich auch nur als der Verweser des Fürstenthums zu betrachten wäre, oder dem Knaben Boëmund den Lehnseid zu leisten. Dieser Streit erbitterte viele Gemüther. Die Belagerung ward demnach jetzt auch nur ganz schwach betrieben und endlich ganz aufgegeben. Das Einzige, was man dabei gewonnen hatte, war die in der Stadt gemachte, obgleich sehr reiche Beute; und so war ein, für die ganze abendländische Christenheit im Orient höchst heilsames Unternehmen, und an dessen glücklichem Erfolge gar nicht mehr zu zweifeln war, abermals bloß durch die ekelhafte Selbstsucht der Fürsten wieder vereitelt worden.

23. Indessen war Nourreddin noch immer nicht genesen, und die Niedergeschlagenheit unter den Muselmännern dauerte fort. Diese Umstände waren für den König und die übrigen Fürsten zu lockend, als daß sie nicht einen neuen Versuch hätten machen sollen, durch irgend eine bedeutende Unternehmung von der gegenwärtigen ängstlichen Lage ihrer Feinde einen bleibenden Vortheil zu gewinnen. In dem Kriegsrath ward demnach die Belagerung der an der Grenze des Fürstenthums Antiochien liegenden sehr festen Burg Harem beschlossen. Neun Jahre vorher, gleich nach dem bejammernswerthen Tod des edlen, in der Schlacht bei Anack gefallenen Fürsten Raimunds, hatte Nourreddin, die Bestürzung und Verwirrung der Antiochener benutzend, diese Burg den Christen entrissen und auf das Beste befestiget. Die Festung leistete auch wirklich hartnäckigen Widerstand; und obgleich die Belagerung mit der gewöhnlichen Thätigkeit und Anstrengung betrieben ward, machte sie doch nur sehr schwache Fortschritte. Aber wie es scheint bestand die ganze Stärke der Burg

blos in der Tapferkeit, in dem Muth und der Einsicht des Befehlshabers; denn als dieser gegen das Ende des zweiten Monates der Belagerung von einem, aus christlichem Geschoß geschleuderten Stein zerschmettert ward, übergab die Besatzung sogleich die Burg, blos unter der Bedingung freien Abzuges sowohl für die Besatzung, als auch jene Einwohner, welche mit ihrer fahrenden Habe die Stadt zu verlassen gesonnen seyn sollten. Die Bedingungen wurden bewilliget und die durch die Belagerung stark beschädigten Mauern auf das schleunigste wieder hergestellt. Da Harem ehemals zu Antiochien gehört hatte, so gab sie jetzt der König auch diesem Fürstenthum wieder zurück. Das christliche Heer verbreitete sich hierauf in den benachbarten Landschaften, machte überall reiche Beute, rückte hierauf vor Apamea und bemächtigte sich gleich beim ersten Angriff auch dieser Stadt, und zwar beinahe ohne allen, wenigstens nur einigermaßen bedeutenden Verlust. Leider konnte der König diese errungenen Vortheile nicht weiter verfolgen, denn sein eigenes Königreich Jerusalem ward von einem Einfall eines zahlreichen, von dem furchtbaren Schirkuh befehligten Heeres von Turcomannen bedroht. Auch war eine ägyptische Flotte an der syrischen Küste erschienen, und hatte schon mehrere christliche Schiffe genommen. Balduin eilte also unverzüglich nach Jerusalem und traf alle Anstalten, um diesem Feinde nicht minder kräftig zu begegnen. Die Gefahr für das Königreich ging jedoch schnell vorüber; und bevor noch Balduin dem Feinde entgegenrückte, hatte Schirkuh mit seinem Heere sich schon wieder eingeschifft, nachdem dieses jedoch vorher noch einige Länderstrecken von Palästina verheert und ausgeplündert hatte.

24. Aber Nourreddin hatte sich indessen von seiner Krankheit vollkommen erholt, stand eben so rüstig und den Christen eben so furchtbar, wie vorhin, wieder da;

und belagerte jetzt das sehr feste Bergschloß Sueta Bei der ersten Nachricht davon eilte Balduin mit dem Grafen von Flandern und dessen Schaaren zum Entsatz der Feste herbei. Bei der Annäherung des christlichen Heeres hob Nourreddin die Belagerung auf, war aber diesmal gar nicht gesonnen, einer offenen, entscheidenden Feldschlacht auszuweichen, sondern stellte den Christen gegenüber sein zahlreiches Heer auf. König Balduin und seine Ritter jubelten, als sie sahen, wie Nourreddins Schaaren sich unter ihren Augen in Schlachtreihen entwickelten. Eine entscheidende Schlacht war längst schon ihr sehnlichster Wunsch. Die Christen hatten bei ihrem Heere den heiligen Kreuzpartikel. Dieser stand in dem königlichen Zelte. Der Erzbischof Petrus von Tyrus trug ihn dem Heere vor. Der Anblick dieses triumphirenden Zeichens füllte mit Heldenmuth jedes christliche Gemüth; und des Sieges schon im Voraus versichert, stürzten sich die Christen mit dem größten Ungestümm auf die Feinde. Der Heftigkeit dieses Angriffes vermochten die Muselmänner nicht lange zu widerstehen; sie fingen an immer mehr und mehr zurückzuweichen. Aber nur desto hitziger und unerschrockener drangen die Christen in den Feind; so daß nach einem Kampfe, der kaum etwas über eine Stunde gedauert hatte, die feindlichen Linien auf allen Punkten durchbrochen waren. Neue, so eben bei Nourreddin angekommene, obgleich sehr ansehnliche Truppenverstärkungen vermochten nicht den Christen ihre errungenen Vortheile wieder zu entreissen, wurden ebenfalls mit großem Verlust zurückgeschlagen, und ihre Flucht vermehrte noch um Vieles die in dem Heere der Muselmänner herrschende Verwirrung; kurz, der Sieg der Christen war an diesem Tage so vollständig, daß das ganze feindliche Heer beinahe vernichtet ward, und Nourreddin, nur von einem kleinen Haufen Getreuer umgeben, von allen seinen

Schaaren verlassen, auf einem Hügel stand und, wenn die Ritter es in ihrem tollen Siegesrausch bemerkt hätten, wie sie es hätten bemerken sollen, der Gefangenschaft unmöglich mehr hätte entgehen können *). Leider wußten die Christen wieder nicht ihren Sieg zu benutzen. Die Ritter, schon zufrieden und hoch erfreut über die ihnen gelungene so glänzende Waffenthat, eilten auf ihre Burgen zurück, und die ganze Frucht dieses so herrlichen Sieges war blos ein von Balduin mit Nourreddin geschlossener und für die Christen nur sehr wenig vortheilhafter Waffenstillstand. König Balduin kehrte jetzt ebenfalls nach Jerusalem zurück, worauf auch der edle Graf von Flandern, nach einem zweijährigen Aufenthalt in dem heiligen Lande, den Orient wieder verließ **).

---

*) Nach dem Bericht morgenländischer Geschichtschreiber bemerkten die Ritter sehr wohl den Nourreddin und die kleine Anzahl seiner Begleiter auf jenem Hügel. Aber sie besorgten, es möchte eine List darunter verborgen seyn, viele der zerstreuten türkischen Schaaren könnten sich wieder gesammelt haben und dort in einem Hinterhalt auf sie lauern. Daß Nourreddin jedoch selbst für seine Person in großer Gefahr gewesen sey, berichten dieselben morgenländischen Geschichtschreiber ebenfalls. Ihrer Erzählung zu Folge waren es einige Officiere aus seinem Heere, welche, nachdem sie ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß Er, auf dem doch ganz allein das Heil aller Muselmänner in Syrien und den benachbarten Ländern beruhe, sich solcher Gefahr aussetzte, die Zügel seines Pferdes ergriffen und mit Gewalt ihn von dem Hügel herabführten.

**) Wären nicht Selbstsucht und Leidenschaften die einzigen Organe der Politik der Fürsten gewesen, und hätten diese nur einigermaßen das Gesammtwohl der abendländischen Christenheit im Orient im Auge gehabt, so würden sie sich alle nur mögliche Mühe gegeben haben, den so reichen und mächtigen Grafen durch irgend einen, eines solchen Herrns würdigen Besitzstand in dem

25. Nun trat wieder einige Ruhe ein, auf die aber bald wieder mancherlei Schreckensnachrichten, und zwar von einer ganz neuen Art folgten. An der Spitze eines furchtbaren Heeres näherte sich nämlich der kriegerische und sieggewohnte Kaiser Manuel den Grenzen Syriens. Darüber erschracken nun die Christen eben so sehr wie die Türken. Die Erstern fürchteten, und zwar mit vielem Grunde, daß Manuel jetzt komme, um die alten Ansprüche seines Hauses auf die Stadt Antiochien und das ganze Fürstenthum geltend zu machen, welches zu verhindern sie mit ihrer ganzen Macht nicht im Stande seyn würden. Unstreitig wäre auch der Verlust dieses Fürstenthums, welches bisher die ganze Aufmerksamkeit der Türken beinahe ausschließlich in Anspruch genommen, ein für das Königreich Jerusalem in seinen Folgen nicht zu berechnendes Unglück gewesen. Aber auch für die Türken war Manuels Ankunft in Syrien ein Gegenstand nicht mindern Schreckens. Nourreddin und seine Emirs zweifelten keinen Augenblick daran, der griechische Kaiser werde jetzt seine, ohnehin schon so furchtbare Macht mit jener des Königes von Jerusalem und aller übrigen Fürsten gegen ihn und seine Glaubensgenossen vereinigen, und er alsdann einer solchen ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht nothwendig unterliegen müssen. Aber am meisten von Furcht und Angst gequält ward jetzt Fürst Rainald von Antiochien. Ihn schreckte der Gedanke an seinen, vor zwei Jahren gegen Cypern unternommenen, schändlichen Raubzug, so wie die Ueberzeugung,

---

heiligen Lande für immer darin zu fesseln. Der Verlust der Grafschaft Tellbaschar, einer der nördlichen Vormauern des Königreichs Jerusalem, würde durch den Besitz von Cäsarea, deren Gebiete und umliegenden Burgen und festen Schlösser vollkommen ersetzt worden seyn.

daß der Kaiser diesen Frevel jetzt gewiß nicht unbestraft lassen werde*). Dieses Fürsten ganze Existenz stand jetzt auf dem Spiele, besonders da auch seine Verhältnisse zu den übrigen Fürsten ihm im höchsten Grade ungünstig waren; denn keiner derselben gönnte ihm, als einem bloßen Emporkömmling von ganz obscurer Geburt, den Besitz seines Fürstenthums. Auch König Balduin war ihm nicht hold, hatte auch keine Ursache es zu seyn. Da also Rainald es nicht wagte, weder bei dem König noch bei einem andern Fürsten dessen Fürsprache bei dem, ihm so sehr zürnenden griechischen Kaiser nachzusuchen; so entschloß er sich endlich zu Schritten, wodurch er nicht nur sich selbst mit unvertilgbarer Schmach bedeckte, sondern auch die ganze abendländische Ritterschaft im Orient tief herabwürdigte, und selbst in den Augen der Griechen verächtlich machte. Als es ihm nämlich nicht gelungen war, durch die demüthigsten Gesandtschaften und durch die Fürsprache einiger von ihm durch Geschenke und Schmeicheleien gewonnener, in der Umgebung des Kaisers befindlichen griechischen Großen Gnade und Verzeihung von dem Kaiser zu erhalten, begab er sich mit dem Bischofe Gerhard von Laodicea und mehreren seiner Hausritter nach Mamistra in Cilicien. Hier stand das griechische Heer im Lager und das kaiserliche Hauptquartier befand sich in der Stadt Mamistra, und hier war es jetzt, wo der Fürst und dessen ganze Begleitung sich der schimpflichsten Abbitte unterwarfen. Baarfuß und mit entblößten Häuptern, die Aerme blos mit wollenen, kaum bis an den Elnbogen reichenden Ermeln bedeckt, und mit einem Strick um den Hals, zogen nun Rainald, der außerdem

*) Wilhelm von Tyrus nennt Rainalds Plünderung der gegen die Antiochener so freundlich gesinnten Insel Cypern ein *piaculare* flagitium, ein maleficium und eine abominandam invasionem.

noch ein bloßes Schwert auf der Brust trug, mit sämmtlichen ihn begleitenden Rittern durch die Straßen von Mamistra nach der kaiserlichen Wohnung. Als sie aber des darin errichteten Thrones ansichtig wurden, stand der ganze Zug stille. Wie auf ein gegebenes Zeichen fielen dann Alle auf die Knie und fleheten, mit zum Throne ausgestreckten Händen und den demüthigsten Gebärden um die Gnade, sich dem Monarchen nähern zu dürfen. Als nun der Kaiser, nachdem er vorsätzlich, um dem Fürsten und seinen Begleitern ihre gegenwärtige Demüthigung recht tief fühlen zu lassen, einige Augenblicke mit seiner Antwort gezögert hatte, dem Fürsten endlich die erbetene Erlaubniß ertheilt hatte, näherte sich dieser den Stufen des Thrones, überreichte knieend dem Kaiser sein Schwert und bat in den reuvollsten und demüthigsten Ausdrücken um Wiederaufnahme in die Gnade und Huld des Kaisers. Auf diese Weise ward Rainald in seinem Fürstenthum erhalten, mußte aber der Lehnsmann des Kaisers werden, ihm den Lehnseid leisten und überdieß sich noch verbindlich machen, dem Kaiser in dessen Kriegen gegen die Türken, so oft es verlangt werden sollte, eine gewisse Anzahl von Truppen zu stellen *), ferner die Besetzung des Patriarchenstuhls von Antiochien dem griechischen Kaiser zu überlassen **), überhaupt bei jeder Gelegenheit das kaiserliche Interesse zu wahren und allen fernern Befehlen

*) Durch die Vermittelung des Königes von Jerusalem ward doch nachher die Anzahl der zu stellenden Truppen bedeutend vermindert.

**) Dieser Bestimmung zu Folge würde Antiochien stets einen schismatischen Patriarchen gehabt haben. Glücklicher Weise ward jedoch die Sache dahin vermittelt, daß der Fürst die zur Patriarchenwürde geeigneten Individuen vorschlagen sollte, aus welchen alsdann der Kaiser den, der ihm am besten gefiel, ernennen könnte.

des griechischen Monarchen sich mit der, einem Vasallen geziemenden Bereitwilligkeit zu unterwerfen.

26. Bald darauf kam auch König Balduin mit seinem Bruder, dem Grafen Amalrich von Joppe und Askalon, an das kaiserliche Hoflager. Manuel empfing den, jetzt so nahe mit ihm verwandten König mit den größten Ehrenbezeugungen. Um ihn zu bewillkommen, schickte er ihm mehrere der vornehmsten kaiserlichen Beamten entgegen, wovon immer die Nachfolgenden noch von höherem Range als die Vorhergehenden waren, endlich selbst Prinzen des kaiserlichen Hauses; auch erlaubte er dem König, in der kaiserlichen Wohnung da von dem Pferde zu steigen, wo dieses, nach der byzantinischen Hofsitte, nur dem Kaiser zustand. Balduin und dessen ganzes Gefolge wurden von dem Kaiser mit einer mehr als fürstlichen Freigebigkeit beschenkt. Dem Gemahl seiner Nichte machte Manuel nicht nur ein Geldgeschenk von vierundzwanzigtausend Goldstücken und viertausend Mark Silbers, sondern schickte ihm auch eine Menge der prachtvollsten Gewänder, mehrere Vasen von ganz ungeheuerm Werthe, und andere Kostbarkeiten mancherlei Art. So lange jetzt Manuel in Syrien blieb, erblickte man den König von Jerusalem stets an der Seite des Kaisers, und Balduin wußte durch Bescheidenheit, Klugheit und sein ganzes würdevolles Betragen die Gunst des Kaisers so sehr zu gewinnen, daß dieser, blos auf die Fürbitte des Königes, den Fürsten Toros, der bisher den Christen in ihren Kämpfen gegen Nourreddin bedeutende Dienste geleistet hatte, wieder in Gnaden aufnahm. Die Leser werden sich aus der Regierungsgeschichte Kaiser Manuels erinnern, daß schon der Vater des Toros, wie auch dessen älterer Bruder Leo, in einer Landschaft in Cilicien, über welche sie blos als kaiserliche Statthalter gesetzt waren, sich zu unabhängigen Fürsten aufgeworfen hatten, daß aber

Fürst Leo, als der Kaiser Johannes nach Cilicien kam, von demselben überwunden und gefangen genommen ward, und auch in der Gefangenschaft starb, worauf Toros wieder aus den Gebirgen, in die er geflohen war, hervorkam, von den Einwohnern mit Jubel empfangen ward, daher sich der Herrschaft auf das neue bemächtigte, selbst den kaiserlichen Waffen trotzte, den leichtsinnigen Andronikus bei Mopsuesta schlug und seit dieser Zeit die Provinz, da Manuel, weil mit weit größern und weitaussehendern Kriegen in Asien, an der Donau und in Italien beschäftiget, diesem Winkel von Cilicien keine besondere Aufmerksamkeit schenken konnte, auch als ein eigenes, ihm gehöriges, unabhängiges Fürstenthum beherrschte. Als der Kaiser aber jetzt nach Syrien zog, nahm er mit der größten Schnelligkeit die bedeutendsten, in dieser Landschaft gelegenen Städte und Schlösser ein, und zwang den Toros, wieder aus dem Lande zu fliehen und sich in den Gebirgsschluchten des Taurus zu verbergen; und nun vermochte die Fürsprache des Königes bei dem Kaiser so viel, daß er dem Toros nicht nur erlaubte, wieder vor ihm zu erscheinen, sondern sogar das Fürstenthum, und zwar beinahe ganz ungeschmälert *), ihm als ein kaiserliches Lehen wieder zurückgab **). Balduin begleitete auch den Kaiser, als dieser von Fürsten und einer glänzenden, zahlreichen Ritterschaft umgeben, seinen feierlichen Ein-

---

*) Nur einige in Cilicien und Isaurien gelegene Burgen mußte Toros dem griechischen Reiche wieder zurückgeben.

**) Dieses Fürstenthum war jedoch nicht so ganz unbedeutend. Es erstreckte sich nach Syrien hinein und grenzte bis auf vier Meilen an das Fürstenthum Antiochien. Seine Ausdehnung war in der Länge von sechszehn, und in der Breite von zwei Tagesreisen. Auch hatte es mehrere ansehnliche Städte, als: Tarsus, Mamistra, Adama, Mopsuesta und einige andere von nicht minderer Bedeutung.

zug in Antiochien hielt. Da man den Kaiser schon früher aufmerksam darauf gemacht hatte, daß es möglicher Weise in Antiochien Unzufriedene und Verräther geben, und diese vielleicht gar einen mörderischen Versuch auf sein Leben machen könnten, so ward zwar Manuel dadurch nicht im mindesten geschreckt, legte jedoch, an dem Tage des Einzuges, einen doppelten Panzer und sehr dichten Waffenrock an, sprang aber dennoch dieser Last ungeachtet, als der feierliche Zug au der Hauptkirche ankam, mit einer bewunderswürdigen Behendigkeit vom Pferde, und schwang sich, nach verrichteter Andacht, auch mit derselben Leichtigkeit wieder auf dasselbe. Acht Tage verweilte der griechische Kaiser in Antiochien und übte während dieser Zeit alle Rechte eines Oberherrn über das Fürstenthum aus*). Aber an dem fürstlichen Hofe folgten jetzt Feste auf Feste, Ritterspiele auf Ritterspiele, wobei Manuels

*) Während der Anwesenheit des Kaisers in Antiochien ward auch die Gerechtigkeitspflege blos in seinem Namen verwaltet. Er ordnete sogar besondere römische Richter an, welche in diesen Tagen den streitenden Partheien das Recht sprechen mußten. Es versteht sich von selbst, daß vor das Gericht derselben nur leichte, wenig bedeutende, keiner langen Untersuchung und Discutirung bedürftige Sachen konnten gebracht werden, und auch wirklich gebracht wurden; da es ja dem Kaiser nur darum zu thun war, die ihm zustehenden oberherrlichen Rechte thatsächlich zu beweisen und dadurch noch fester zu begründen. Freilich machten dazu der Fürst und die antiochenischen Ritter sehr saure Gesichter; hatten aber doch wahrhaftig alle Ursache, sehr froh zu seyn, daß Manuel blos mit oberlehnsherrlichen Rechten sich begnügte und nicht, wie sein Vater, Kaiser Johannes, zu thun gesonnen war, das ganze Fürstenthum als einen dem römischen Reiche ehemals inhärirenden Landestheil in Besitz nahm und auf diese Weise es dem abendländischen christlichen Gesammtstaate in dem Orient auf immer entriß.

ungewöhnliche Körperstärke und seine ungemeine Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen selbst von den Franken bewundert wurden. Den König Balduin behandelte der Kaiser immer mit der größten Auszeichnung als seinen treuen Freund und lieben Verwandten, unterhielt sich öfters mit ihm ganz allein, und gab bei jeder Gelegenheit zu erkennen, wie sehr er den edeln Charakter und die liebenswürdigen Eigenschaften des jungen Königs zu würdigen wisse. Nachdem der Kaiser das Nöthige in Antiochien geordnet hatte, und seine oberherrlichen Rechte über das Fürstenthum von allen abendländischen Fürsten und Rittern allgemein waren anerkannt worden, verließ er endlich wieder Antiochien, und rückte mit seinem Heere und vielem Belagerungszeuge einige Tagmärsche auf dem Wege nach Aleppo vor*); aber Nourreddin suchte jetzt auf alle Weise den ihm drohenden Sturm von sich abzuwenden. Er schickte Gesandten mit vielen Geschenken in orientalischem Geschmack an den Kaiser, ließ um Frieden bitten, und versprach nicht nur alle gefangenen Christen in Freiheit zu setzen, sondern auch dem Kaiser in seinen asiatischen Kriegen Hülfe zu leisten**). Manuel nahm die An=

*) Während dieses Aufenthaltes des Kaisers in Antiochien geschah es auch, was wir jedoch in der Lebensgeschichte Manuels unsern Lesern schon erzählt haben, daß nämlich, als Balduin auf einer Jagd, auf welchen er den Kaiser begleitete, durch den Sturz seines Pferdes einen Arm brach, Manuel sogleich von seinem Pferde herabsprang, sich, zum Erstaunen der abendländischen Ritter, auf ein Knie niederließ, die Wunde untersuchte, dann den ersten Verband auflegte, hierauf mit eigenen Armen und mit der zärtesten Schonung den König wieder auf sein Pferd hob, mit der größten Sorgfalt ihn nach Antiochien zurückbrachte, dessen Pflege und Heilung, gleich einem Arzte, übernahm und auch in wenigen Tagen vollkommen wiederherstellte.

**) Nourreddin lag damals selbst in einer sehr schweren und harten Fehde mit dem Sultan von Iconium.

erbietungen Nourreddins an. Die von dem Athabeken an den Kaiser gesandten Geschenke wurden durch noch weit prachtvollere Geschenke an reich gestickten Gewändern, edeln Steinen, prachtvoll gezierten Zelten und einer Menge der schönsten Gebirgspferde erwiedert, und hierauf sogleich sechstausend gefangene Christen in Freiheit gesetzt*). Den bei weitem größten Theil von diesen machten jene aus, welche vor etwas mehr als zwei Jahren in der unglücklichen Schlacht an der Jordansfurt in die Gefangenschaft gerathen waren. Offenbar war dieses keine kleine Wohlthat von Seite des

*) So erzählt Cinnamus, der hier offenbar mehr Glaube verdient, als der morgenländische Geschichtschreiber Abu-Schamah, obgleich dessen Bericht auch von dem, den Griechen, jedoch nicht ohne hinreichenden Grund, völlig abholden Bischof Wilhelm von Tyrus bestätiget wird. Dem Abu-Schamah zu Folge soll Kaiser Manuel zuerst Gesandten mit reichen Geschenken an den Nourreddin geschickt und den Frieden, oder einem, einem Frieden ähnlichen Waffenstillstand bei dem Athabeken nachgesucht haben. Aber dieß lag durchaus nicht in dem Charakter des kriegerischen, bisher alle seine Kriege so glücklich und siegreich führenden Kaisers. Zudem stand diesem nun noch die ganze Macht des Königes von Jerusalem und aller syrischen Fürsten zu Gebote; und endlich war jetzt Nourreddin selbst noch in einen Krieg mit dem Sultan von Iconium verwickelt. Dringendes Bedürfniß nach Frieden war also offenbar auf Seite Nourreddins. Uebrigens beweißt die Wahrheit der Erzählung des Cinnamus auch noch der große Jubel, der unter den Muselmännern und besonders an dem Hofe von Aleppo herrschte, als die sichere Kunde einlief, daß der griechische Kaiser mit seinem Heere Syrien verlasse habe. Indessen möchte es wohl möglich seyn, daß beunruhigende Nachrichten, welche der Kaiser aus den nordischen Provinzen seines Reiches erhalten haben soll, ihn bewogen haben könnten, Nourreddins Anerbietungen so schnell und so bereitwillig anzunehmen.

Nourreddin; denn durch die Freigebung so zahlreicher Gefangenen, unter denen sich so viele brave, tapfere und erfahrne Ritter, und unter diesen auch der Heermeister des Templerherrnordens, dann Hugo von Ibelim, der Marschall des Königes und noch mehrere andere von gleichem Range und Verdienst befanden, wurden die Streitkräfte der Christen wieder sehr bedeutend vermehrt. Der Abzug des griechischen Kaisers aus Syrien verursachte eine ganz ungemeine Freude unter den Muselmännern, so daß Nourreddin, um die Befreiung aus so großer Gefahr recht froh und freudig zu feiern, seinen Bruder Nasireddin, oder Rottbeddin, wie andere ihn nennen, und alle Emirs, welche sich zum Kampfe gegen den Kaiser gerüstet hatten, zu einem festlichen Mahle einlud, sie auf das prächtigste bewirthete und hierauf alle noch mit Gold, arabischen Pferden und Maulthieren sehr reichlich beschenkte.

27. Mit dem Abzuge des Kaisers aus Syrien endigte sich auch zugleich wieder die bisherige Waffenruhe des kriegslustigen und stets zum Kampfe gerüsteten Königes von Jerusalem. Da Nourreddin jetzt in Kleinasien mit dem Sultan von Iconium Krieg führte, so wollte Balduin die Abwesenheit des Athabeken und dessen Heeres benutzen, fiel mit Heeresmacht in die Staaten Nourreddins ein und drang, alles mit Feuer und Schwert verheerend, selbst bis an die Thore von Damaskus vor, so daß Nodschmeddin Ajub, damaliger Statthalter von Damaskus, sich gezwungen sah, einen Waffenstillstand auch nur von wenigen Monaten mit vier tausend Goldstücken, der Loslassung sechs gefangener Ritter und reiche Geschenke an des Königes Ritterschaft zu erkaufen. Als aber dieser Waffenstillstand abgelaufen war und Nourreddin noch nicht herbeieilen konnte, begann Balduin auf das Neue die

Verwüstung des Landes, bereicherte dadurch nicht wenig sich und sein Heer und zog dann endlich mit vielen Gefangenen wieder nach Jerusalem zurück. Gelockt durch die reiche Beute, welche Balduin gewonnen, entschloß sich Fürst Rainald von Antiochien ebenfalls zu einem Raubzug nach der, ehemals dem Joscelin, jetzt aber seit mehreren Jahren dem Nourreddin gehörigen Grafschaft Tellbaschar. Seine Späher hatten ihm gemeldet, die dortigen Burgen seyen nur äußerst schwach besetzt. Dieß konnte nun freilich den Fürsten noch mehr ermuntern, sein Vorhaben auszuführen. Was ihn aber eben so sehr, ja noch weit mehr davon hätte abhalten müssen, war, daß die ehemalige Grafschaft auch jetzt noch größtentheils blos von syrischen und armenischen Christen bewohnt ward, und daß es für einen christlichen Ritter höchst ungeziemend sey, seine eigenen Glaubensgenossen, die ihn nicht beleidiget hatten, zu plündern und zu berauben. Aber solche oder ähnliche Bedenklichkeiten verschwanden bei Rainald, sobald er einen recht großen Gewinn in ganz naher Aussicht zu erblicken glaubte. Der Raubzug ward also unternommen, den christlichen Einwohnern alle ihre Viehheerden fortgetrieben und überhaupt Alles geraubt und geplündert, was nur immer geraubt und geplündert werden konnte. Wirklich war die Beute ungemein reich. Ob aber Rainald sie auch sicher nach Antiochien würde bringen können, war jetzt eine andere Frage.. Nourreddins Statthalter von Aleppo hatte alle seine Truppen zusammengezogen, war dem Fürsten Rainald nachgerückt und hatte eine Stellung genommen, wodurch er dem fürstlichen Räuber den Rückweg nach Antiochien abschnitt. Als Rainald auf seinem Rückmarsch den Feind ansichtig ward, hätte er, wenigstens seine Person, noch durch schleunige Flucht retten können, aber nothwendiger Weise alle gemachte Beute zurück-

lassen müssen. Dazu konnte er sich jedoch durchaus nicht entschliessen, ließ sich also in einen sehr ungleichen Kampf ein, ward geschlagen, gefangen genommen und wie ein ganz gemeiner Kriegsknecht gebunden auf die beschimpfendste Art nach Aleppo gebracht*), wo er nun für seinen, an der Christenheit begangenen Frevel, wie er es verdient hatte, büßen mußte.

28. Rainalds Gefangenschaft nöthigte den König Balduin, sich unverzüglich nach Antiochien zu begeben, um sowohl für die innere Ruhe als auch für die äußere Sicherheit des Fürstenthums die gehörigen Vorkehrungen zu treffen. Aber der König konnte sich diesmal nicht lange in Antiochien aufhalten, und sobald er das Nöthige für die Verwaltung und Vertheidigung des Landes geordnet, dem Patriarchen die Regierung übertragen, und der Fürstin Constanza für sie und ihre Hofhaltung die nöthigen Einkünfte angewiesen hatte, eilte er wieder nach Jerusalem zurück, wo seine Gegenwart höchst nothwendig war, indem gerade in diesem Augenblicke sogar auch das Königreich Jerusalem durch kirchliche Wirrnisse mit der Gefahr einer nicht sobald wieder

*) Compedibus religatus Halapiam (Aleppo) cum aliis concaptivis, spectaculum factus populis infidelibus, cum summa ignominia deductus est. *(Wilh. Tyr.)* — Ein Beweis der tiefen Verachtung, in welche Rainald auch bei den Türken gefallen war. Wir haben bisher schon einigemal gesehen, daß christliche Fürsten, wie selbst König Balduin, Boëmund, Tankred rc. in türkische Gefangenschaft gerathen waren, aber stets auf eine, ihrer fürstlichen Würde gebührende Weise behandelt wurden. Nur mit Rainald erlaubten sie sich jetzt eine Ausnahme zu machen. — Joscelins harte und grausame Gefangenschaft war blos die Folge einer von ihm dem Nourreddin zugefügten persönlichen, das Gefühl Nourreddins tief verwundenden Kränkung, gehört also auch nicht in die, jetzt zur Sprache gebrachten Kathegorie.

zu heilenden Kirchenspaltung bedrohet ward *). Aber während König Balduin jetzt mit Kirchenangelegenheiten beschäftiget war, langte eine glänzende kaiserliche Gesandtschaft, an deren Spitze ein Verwandter Manuels, nämlich Johannes Contostephanes stand, in Jerusalem an, und überreichte in feierlicher Audienz dem Könige ein kaiserliches Schreiben, dessen Inhalt sich auf eine neue Vermählung des Kaisers bezog, der entweder Melusine, Schwester des Fürsten von Tripolis, oder auch die Prinzessin Marie, Tochter des verstorbenen Raimunds von Poitou, Fürsten von Antiochien, zur Gemahlin zu haben wünsche. Auf den Rath des Königes begaben sich die kaiserlichen Gesandten zuerst nach Tripolis. Da der Zweck ihrer Reise für den fürstlichen Bruder Melusinens nicht lange ein Geheimniß blieb, so sorgte der Graf sogleich mit einer, wie Wilhelm von Tyrus sagt, selbst den Aufwand eines Königes noch weit übersteigenden Verschwendung für Melusinens Ausstattung, die wirklich an Pracht und Kostbarkeiten jeder Art alle Erwartung übertraf **). Eine solche Ausstattung hatte natürlicher Weise den vollen Beifall der Gesandten, und da diese auch mit der äußern Gestalt der Prin-

*) Die Veranlassung dazu war die damals geschehene zwiespältige Papstwahl. Aber jeder der beiden Päpste, Alexander III. wie Victor IV., hatte in Jerusalem seine warmen Anhänger. Für Victor waren die mehrsten Bischöfe; für Alexander aber die beiden geistlichen Ritterorden. Diese behielten auch die Oberhand, und auf einem zahlreichen, zu Nazareth gehaltenen Concilium vereinigten sich endlich alle Stimmen, und Alexander ward nun auch in Palästina und in Syrien als das wahre Oberhaupt der Christenheit allgemein anerkannt.

**) Wilhelm von Tyrus geht hier so sehr in das Detail, daß er alle die Kostbarkeiten, mit denen Melusine vorzüglich von ihrem Bruder und dann auch von ihrer Mutter beschenkt ward, der Reihe nach aufzählt,

zessin vollkommen zufrieden waren, so ward nun die Vermählung festgesetzt und Melusine jetzt die Braut des griechischen Kaisers. Aber nun geschah es, daß die Prinzessin, so oft sie zu Schiffe ging, um nach Constantinopel zu segeln, stets plötzlich so sehr erkrankte, daß man sie wieder an das Land zurückbringen mußte. Dieß beunruhigte nicht wenig Manuels Gesandten; mancherlei, vielleicht zum Theil selbst abergläubische Besorgnisse verwirrten ihre Köpfe, und von Angst und innerer Unruhe getrieben nahmen sie endlich zu dem, obgleich schon von so vielen Concilien, mithin von der Kirche verbotenen, sogenannten Sors sanctorum ihre Zuflucht. Sie gingen nämlich in eine Kirche und schlugen dort das Evangelienbuch auf, und als sie auf dem zufällig aufgeschlagenen Blatte die Worte lasen: „die Hochzeit ist zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht werth," so betrachteten sie diesen Ausspruch als eine geheime, höhere Warnung, und gaben dieser sogar die Deutung, daß Melusine vielleicht nicht die Frucht einer ehelichen, von der Kirche geheiligten Verbindung seyn könnte *). Ohne sich noch länger in Tripolis aufzuhalten, eilten sie nach Antiochien, wo sie den König Balduin wieder fanden, und nun für ihren Kaiser um die Hand der

---

was jedoch, obgleich es beinahe selbst alle Begriffe von orientalischer Pracht übersteigt, dennoch für uns kein weiteres Interesse hat, als daß es von dem großen Reichthum der abendländischen Fürsten in dem Orient zeuget.

*) Diese Vermuthung der griechischen Gesandten konnte möglicher Weise wohl auch ihren Grund in dem langjährigen, zwischen Melusinens Eltern herrschenden ehelichen Zwist gehabt haben, der endlich in den Gemüthern beider Gatten so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß ihn selbst König Balduin, der, wie wir wissen, blos um eine Aussöhnung zu bewirken, nach Tripolis gekommen war, doch nicht beizulegen vermochte.

Tochter des edeln Raimunds von Poitou warben. Wegen ihrer im ganzen Orient berühmten, außerordentlichen Schönheit nannte man die Prinzessin Marie die Perle des weiblichen Geschlechtes. Selbst die Gesandten wurden von Mariens Schönheit gleichsam wie bezaubert, eilten also, den Erfolg ihrer Werbung dem Kaiser, ihrem Herrn, zu berichten, und da dessen Genehmigung sogleich erfolgte, ward die Vermählung festgesetzt. Aber Marie erkrankte nicht, als sie das Schiff bestieg, kam glücklich in Constantinopel an, und ward nun die beneidete Gemahlin des mächtigsten und reichsten Monarchen der damals bekannten Welt, worauf aber der Graf von Tripolis, weil im höchsten Grade aufgebracht über die, wie er glaubte, seinem Hause zugefügte Schmach, theils um sich zu rächen, theils um sich seines Schadens zu erholen, einige Raubschiffe ausrüstete und eine bedeutende Küstenstrecke des griechischen Reiches schrecklich verwüstete und ausplünderte *).

29. Nachdem diese Angelegenheit beendiget war, beschäftigte sich Balduin noch einige Zeit mit verschiedenen, dem Fürstenthum höchst nützlichen Anstalten. Aber leider stand der treffliche Monarch jetzt schon am Ende seiner Laufbahn. Auch der sonst so kluge und einsichtsvolle König war von dem abgeschmackten Vorurtheil nicht frei, daß der Mensch, um recht gesund zu bleiben, wenigstens einmal des Jahres durch eine Arznei seinen Körper reinigen müsse. Diesem Grund-

*) Wir müssen hier noch bemerken, daß beide Prinzessinnen, die von Tripolis wie jene von Antiochien, leibliche Cousinen König Balduins III. waren; indem die Großmutter Mariens, die Fürstin Elise, eine Tochter Balduin II. war, und deren Schwester Melisende, mit Fulco von Anjou vermählt, die Mutter Balduins III. ward.

satz zu Folge nahm er jedes Jahr, wenn der Winter sich näherte, ein reinigendes, abführendes Mittel. Jetzt hatte er das Unglück, einen saracenischen Arzt, Namens Barak, zu seinem Leibarzte zu haben. Dieser gab ihm Pillen, die den vorher gesunden König nun wirklich auf das Krankenlager warfen und einen sehr gefährlichen, mit heftigem Fieber verbundenen Durchlauf herbeiführten. Daß die Pillen vergiftet waren, daran ist nicht zu zweifeln; denn obgleich es durchaus an Gründen fehlte, welche den Barak, der noch zudem auch Leibarzt des Fürsten oder Grafen von Tripolis war, zu solchem Frevel veranlaßt haben könnte, so ward doch die Vergiftung dadurch erwiesen, daß ein Hund, dem man in einem Stückchen Brod einige jener Pillen gab, sogleich krank ward und nach wenigen Tagen starb *). Die Krankheit des Königes nahm bald eine, der Kunst selbst besserer Aerzte trotzende Gestalt an und verwandelte sich endlich in eine unverkennbare, unheilbare Auszehrung. In der Meinung, daß die Luft von Tripolis seinem Körper zuträglicher seyn könnte, begab sich Balduin in diese Stadt. Hier verweilte er ein paar Monate. Als er aber statt der Besserung sich immer noch schwächer fühlte und seine Kräfte zusehends dahin schwanden, ging er nach Berytus, wo er noch einige Wochen lebte und endlich am zehnten Februar

*) Wilhelm von Tyrus rüget bei dieser Gelegenheit sehr scharf die damals unter den Fürsten und Großen herrschende Sitte, ihre Gesundheit beinahe ausschließlich nur jüdischen, arabischen oder überhaupt saracenischen Aerzten anzuvertrauen. Der Erzbischof sagt, daß diese mehr als thörichte Sitte vorzüglich durch Weiber sey eingeführt und in Umlauf gebracht worden, welches um so glaubwürdiger zu seyn scheint, da Wilhelm zugleich versichert, jene jüdischen oder saracenischen Aerzte wären größtentheils höchst unwissende, aber geschwätzige und ungemein geschmeidige Charlatans gewesen.

1162 im dreißigsten Jahre seines Lebens und im zwanzigsten seiner Regierung starb. Nur selten ward vielleicht je ein König so allgemein, so sehr, und zwar mit Recht so sehr bedauert und betrauert, als König Balduin der Dritte von Jerusalem. In allen Städten und Flecken, durch welche die königliche Leiche nach Jerusalem geführt ward, hörte man nichts als Weinen, Jammern und Wehklagen. Aus den entferntesten Gegenden eilte das Landvolk herbei, um durch seine laute Klagen, seine Thränen und Seufzer dem guten König das letzte traurige Opfer seiner Liebe und seiner Dankbarkeit darzubringen. Nicht blos in dem Königreich Jerusalem, auch in den syrischen Fürstenthümern betrachtete man den allzufrühen Tod eines solchen Königes als die größte Calamität, die bisher die abendländische Christenheit im Orient getroffen und je noch würde treffen können. Wirklich war auch Balduin ein Fürst, der alle Eigenschaften sowohl des Geistes wie des Herzens eines großen und dabei höchst liebenswürdigen Regenten in sich vereinte. Schon sein Aeußeres verkündete in ihm den König. Eine hohe, schöne Gestalt, ein stark und trefflich gebauter Körper in dem schönsten Ebenmaße aller seiner Glieder, blondes Haar, ein feuriger doch stets milder Blick in Verbindung mit einer würdevollen, wahrhaft königlichen Haltung, flößten unwillkührlich schon Ehrfurcht ein, während sein stets heiterer Geist, seine Milde, seine ungemein gefälligen, von allem Zwang entbundenen Manieren, seine Herablassung und seine zarte Theilnahme an Allem, was die Menschheit betraf, alle Herzen unwiderstehlich ihm zuzogen. Ein Held an der Spitze seines Heeres, tapfer, kühn und unerschrocken, war Balduin auch wieder eben so weise, ruhig und klug in dem Kreise seiner Räthe. Kriegskunde, kriegerisches Geschick und ungewöhnliche Gewandtheit in

allen ritterlichen Uebungen waren nicht sein einziges Verdienst. Seinem wissenschaftlich gebildeten Geiste fehlte es eben so wenig an richtigen und tiefen Einsichten in alle Zweige der innern Verwaltung, und der Gesetze und Gewohnheitsrechte seines Reiches war er kundiger als irgend ein Anderer, so daß selbst die ältesten Fürsten in zweifelhaften Fällen sich seines Rathes erholten und, ohne vollkommen belehrt und beruhiget zu seyn, ihn nie wieder verließen. Studium der Geschichte war sein Lieblingsgeschäft in jenen Stunden, welche beinahe ununterbrochene Kriege und die Sorge für die Angelegenheiten seines Reiches, so wie der Fürstenthümer, die ihrer Fürsten beraubt waren, ihm noch frei ließen. Er las dann sehr fleißig, und durch seinen Alles schnell auffassenden Verstand wußte er auch das Gelesene sich stets vollkommen anzueignen. Aber die Geschichte war für ihn nichts weniger als bloße Befriedigung einer müßigen Neugierde; sondern, da sie ihm die Thaten und Bilder großer Männer lebendig vor die Seele führte, lernte er das wahrhaft Große von dem bloß Scheinbaren unterscheiden, bereicherte sich mit den Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit, studirte den Menschen in dem Menschen und überzeugte sich immer mehr und mehr von einer, über alle Menschen, Völker und Reiche mit erbarmender Weisheit waltenden göttlichen Vorsehung. Mit diesen trefflichen Regenteneigenschaften verband Balduin auch alle christlichen Tugenden eines frommen Privatmannes. Ein treuer Sohn der Kirche seiner Väter, erwieß er schon in seiner frühern Jugend der Geistlichkeit, ohne nachher von ihr blindlings sich leiten zu lassen, stets geziemende Ehre. Unerschütterlich in seinem heiligen Glauben, wohl unterrichtet in der Wissenschaft des Heiles, erfüllte er stets alle Pflichten eines katholischen Christen, wohnte gottesdienstlichen Verrichtungen jeder Zeit

mit großer Erbauung bei, schmückte gerne Tempel und Altäre, war nicht ein bloßer Hörer, sondern auch Thäter göttlicher Wahrheit, daher stets keusch, nüchtern, mäßig, ungemein mild gegen Arme und Hülfsbedürftigen, ein Feind eitler Pracht und von jedem Zuge von Eigennutz und Habsucht völlig frei. Nur Schade, daß ein Fürst, wie Balduin der Dritte, nicht ein Reich von weit größerem Umfange und festerer Verfassung, als das Königreich Jerusalem war, zu beherrschen hatte. Selbst die Saracenen, die den umfassenden Verstand Balduins, dessen edles Herz, dessen nie wankende Gerechtigkeitsliebe und unermüdete Thätigkeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten, trauerten über den Tod des großen Königes. Auch Nourreddin vernahm nicht ohne warme Theilnahme Balduins nur allzufrühzeitigen Tod, und als Einige ihn auffordern wollten, die allgemeine Niedergeschlagenheit der Christen nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, soll er, nach dem Zeugniß Wilhelms von Tyrus, ihnen geantwortet haben: „Sie verdienen unser ganzes Mitleiden und man muß ihren Schmerz ehren, denn sie verloren einen König, der jetzt auf Erden seines Gleichen nicht hat *)." Gewiß ein großes und glorreiches Zeugniß aus dem Munde eines türkischen Fürsten, der, obgleich mit dem großen Verstorbenen in unaufhörliche Kriege unter wechselndem Erfolge verwickelt war, dennoch die Tugenden und seltenen Eigenschaften seines gekrönten Gegners gehörig zu würdigen und zu ehren wußte. Ungefähr fünf Monate vorher, nämlich am fünfzehnten September des Jahres 1161, starb auch Balduins Mutter, die Königin Melisende, nach einer langwührigen Krankheit,

*) Compatiendum est et humane indulgendum justo eorum dolori: eo quod Principem amiserint, qualem reliquus hodie non habet orbis.

an der Auszehrung in Neapolis. Noch lange nach dem Tode dieses guten Königes erinnerte man sich mit Wehmuth mancher Umstände, die darauf hindeuteten, daß er von seinem frühzeitigen Tode, und daß er kinderlos sterben werde, ein ahnendes, geheimes Vorgefühl gehabt habe. So z. B. wird erzählt, daß, als Balduin zwei Jahre vor seinem Tode bei der Taufe eines Sohnes seines Bruders Amalarich, dessen Pathe er war, von einem der anwesenden Barone im Scherz gefragt ward, was für ein Pathengeschenk er seinem neugebornen Neffen zugedacht habe, er auf diese Frage, obgleich sehr heiter, doch nicht minder ernst, zur Antwort gab: das Königreich Jerusalem. Balduins des Dritten Regierung war nicht frei von kirchlichen Streitigkeiten. Die erste, und dem Leser schon bekannte, entstand zwischen dem Johanniterorden und dem Patriarchen Fulcher und den übrigen Bischöfen von Palästina. Die andere betraf die zwistige Papstwahl Alexanders III. und Victors IV. Der Erstere schickte frühzeitig den Cardinal Conti als Legaten nach Palästina, um von den dortigen Bischöfen als höchstes Oberhaupt der Kirche anerkannt zu werden. Aber Balduin weigerte sich, den Cardinal als einen päpstlichen Legaten aufzunehmen, und behauptete: man könne in so großer Entfernung und beim gänzichen Mangel vollständiger, genügender Berichte die Rechte beider Päpste noch nicht gehörig beurtheilen, daher auch ohne hinreichende Gründe die Parte weder des Einen noch des Andern nehmen. Seine Meinung wäre demnach, daß man zwar nicht — was von einigen Andern schon war vorgeschlagen worden — dem Cardinal den Eintritt in das heilige Land verschließen dürfe, aber auch ihn nicht als einen päpstlichen Legaten, sondern blos als einen sehr vornehmen Pilger aufnehmen, ihm jedoch übrigens die, der Cardinalswürde geziemenden Ehre erweisen und den ungestörten

Besuch aller heiligen Oerter gestatten müsse. Diese Meinung fand allgemeinen Beifall, wurde auch anfänglich befolgt, konnte aber nachher nicht mehr befolgt werden, als die Bischöfe, im Verein mit den beiden geistlichen Ritterorden, Alexander III. als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannten, worauf natürlicher Weise auch dessen Abgeordneter, der Cardinal Conti, als Legat des römischen Stuhles mußte anerkannt und angenommen werden.

VII.

Amalarich folgt seinem Bruder auf dem Throne von Jerusalem.

1. Verfassungsmäßig stand den Königen von Jerusalem das Recht zu, ihre Nachfolger zu ernennen. Aber, obgleich Balduin vor seinem Tode alle Fürsten und Prälaten in aller Eile hatte zu sich rufen lassen *), und in ihrer Gegenwart seinen Bruder zu seinem Nachfolger ernannt hatte, setzten sich dessen Thronbesteigung doch anfänglich mancherlei Schwierigkeiten und Zweifel entgegen. Mehrere Herren wünschten, was auch schon bei der Gründung des Königreichs viele der damaligen Barone zu erstreben gesucht hatten, das Königreich Jerusalem in ein Wahlreich zu verwandeln. Andere behaupteten sogar, das Königreich gehöre dem Papste und suchten dessen Rechte auf die Beherrschung des heiligen Landes geltend zu machen **) Offenbar

*) Ecclesiarum praelatos, simul et regni Principes ad se cum omni celeritate precipit evocari. *(Wilh. Tyr.)*

**) Die Beweggründe dieser Partei sind leicht zu errathen. Bei der so weiten Entfernung des Papstes würde dessen Regierung, durch einen Legaten als Statthalter des Reiches, nie die nöthige Energie habe entwickeln und jene Partei unter einer schwachen, keines schnellen und kräftigen Ein- und Durchgreifens gewohnt, ihre persönlichen, engherzigen Zwecke desto leichterer und sicherer habe verfolgen können.

wäre jede dieser Neuerungen gleich verderblich gewesen für die innere wie äußere Sicherheit des Reiches. Glücklicher Weise wurden jedoch Beide von dem ehrwürdigen Patriarchen Aimerich von Jerusalem, dessen Eifer in dieser Angelegenheit auch der mächtige Johanniterorden noch kräftig unterstützte, vollkommen beseitiget. Schon am achten Tage nach dem Tode Balduins, also bevor noch die widersprechenden Parteien eine hinreichende Stärke erlangt haben konnten, berief Aimerich die Prälaten und Barone in die Kirche zum heiligen Grabe und setzte, am achtzehnten Februar des Jahres 1162, dem Bruder des verstorbenen Monarchen, dem Grafen Amalarich von Joppe und Askalon, die königliche Krone auf das Haupt.

2. Amalarich hatte, als er den Thron bestieg, sein sieben und zwanzigstes Jahr erreicht, stand also gerade in der vollen Blüthe männlicher Kraft. Immerhin war es schwer, der Nachfolger eines Königes, wie Balduin III., zu seyn. Zwar fehlte es auch dem ehemaligen Grafen von Joppe und Askalon nicht an großen Anlagen. Er gehört durchaus nicht in die Reihe jener Fürsten, die spurlos aus der Geschichte verschwinden, wenn diese von ihnen nichts als ihre Namen aufzuzeichnen hatte. Es mangelte dem Amalarich nicht an Eigenschaften, die ihn zu einem großen Regenten hätten machen können, deren Glanz aber durch grobe Characterfehler nicht wenig getrübt ward, und durch deren Beimischung auch seine Regierung im Ganzen genommen mehr verderblich als wohlthätig für das Königreich war. An Tapferkeit, Muth und kriegerischem Geschicke stand er auf gleicher Linie mit seinem Bruder, aber weit hinter demselben zurück an Gemüth, wahrhaft königlichen Gesinnungen, wie an Tugend und Reinheit der Seele. Schon sein Aeußeres war nichts weniger als imponirend; in der Bildung

desselben hatte die Natur ihn sehr stiefmütterlich behandelt. Er war kaum mittlerer Statur; dabei ungemein dick und fett*), hatte einen schwammigen, unförmlichen Körper, eine schwere Zunge und daher eine außerordentliche Unbeholfenheit in der Rede; und wahrscheinlich ist dem, ihn drückenden Gefühle dieser Naturgebrechen auch sein kaltes, düsteres, verschlossenes und mehr zurückschreckendes als anziehendes Wesen zuzuschreiben, das mit den freundlichen, gefälligen Manieren seines Bruders und dessen ungemeiner Liebenswürdigkeit einen für ihn höchst nachtheiligen Contrast bildete. An Reinheit der Sitten war er ebenfalls seinem edeln Bruder nicht gleich. Er überließ sich Ausschweifungen noch zu einer Zeit, wo diese auch bei den Nachsichtsvollsten keine Entschuldigung mehr finden, und seine unordentliche, ungeregelte Frauenliebe befleckte sogar fremdes Ehebett und störte nicht selten den häuslichen Frieden. Auch beschuldigte man ihn des Geizes und der Geldgier, eine Beschuldigung, die er jedoch durch die Behauptung zu entkräften suchte, daß die äußere Sicherheit eines Reiches nicht bestehen könne, wenn nicht auch der König reich sey und, wenn die Wohlfahrt des Reiches oder die Ehre des Thrones ungewöhnlichen Geldaufwand erforderten, auch die nöthigen Summen dazu ihm zu Gebote stünden; auch soll er wirklich, so oft dieser Fall eintrat, keine Unkosten, wie groß sie auch immer seyn mochten, gescheut haben**). Natürlicher Weise

*) Pinguis erat supra modum ita ut more foemineo haberet mammillas, sagt Wilhelm von Tyrus.

**) Andere sagen jedoch wieder das Gegentheil und machen Amalarich den Vorwurf, daß er kaum in den dringendsten Fällen die ihm zu Gebote stehenden Geldmittel zum Besten des Reiches verwendet, sondern weit öfters zu Erhöhung der Steuern, deren Last ohnehin schon sehr schwer die Unterthanen drückte, seine Zuflucht ge-

wurden nun auch unter ihm die Steuern nicht vermindert, im Gegentheil sehr bedeutend vermehrt; und da er in jene Beamten und Verwalter seiner Gefälle, die seine Gunst zu gewinnen gewußt hatten, ein so grenzenloses Zutrauen setzte, daß er von ihnen nicht einmal Rechenschaft über die ihnen anvertrauten Gelder forderte, diese aber jenes unbedingte Zutrauen des Königes nicht selten misbrauchten und mit nur noch größerer Härte und Strenge die ohnehin sehr hohen Steuern eintrieben; so ward dieses den Unterthanen noch weit empfindlicher als die Bezahlung der Abgaben selbst. Leider besaß Amalarich nicht die Kunst, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen. Keine Klasse der Nation war ihm hold, weder die Geistlichkeit, noch der hohe Adel, noch das Volk. Die erstere machte ihm den Vorwurf ungerechter Erpressungen gegen Kirchen und Klöster, und beschuldiget ihn sogar, was jedoch noch eines überzeugenden, bisher noch nicht gegebenen Beweises erfordern würde, daß ihm selbst die Gerechtigkeit feil gewesen sey *). Am meisten erbittert war der Adel gegen ihn, weil er einen zwar vornehmen, aber völlig verdienstlosen, übermüthigen und stolzen französischen Ritter aus der Grafschaft Troyes, der, obgleich von sich selbst im höchsten Grade eingenommen, dennoch blos ein leerer, geistloser Schwätzer war **), und Milo von Planci hieß,

---

nommen. Gründe und vollkommen überzeugende Beweise werden jedoch von keinem Theile angegeben; daher auch hier der bekannten Richtschnur christlicher Moral zu folgen ist, nämlich in zweifelhaften Fällen immer das Bessere, immer das, was dem Nächsten zur Ehre gereicht, anzunehmen; besonders wenn dieser das Glück oder Unglück hat, ein Fürst, ein Mächtiger dieser Erde zu seyn.

*) Diese Anklage gründet sich jedoch nicht auch nur auf eine einzige, sich darauf beziehende bekannte Thatsache.

**) «Erat,» sagt Wilhelm von Tyrus, «homo incircumspectus, superbus quoque et arrogans, verborum inutilium

auf die übertriebendste Weise zu begünstigen suchte. Er machte ihn nicht nur zum Seneschall des Reiches*) und schenkte ihm sein ganzes unbeschränktes Vertrauen, sondern gab ihm auch, nach dem Tode Honfroys, dessen hinterlassene junge und schöne Wittwe Stephania zur Gemahlin, wodurch dem Milo die wichtige Burg Montroyol mit allem dazu gehörigen umliegenden Lande zufiel.

3. Uebrigens war jedoch auch Amalarich, trotz der Ungelenkigkeit seines Körpers, ein wahrhaft ritterlicher Herr, tapfer, kühn, unerschrocken und stets rüstig zum Kampfe. Er scheuete keine Arbeit, und bewies nicht selten, selbst unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren, einen durch nichts zu beugenden ausdauernden Muth. Er liebte keine Art des Spiels, nicht einmal das Brettspiel, und noch weit weniger Gaukelspiele. Seine einzige Erholung war die Jagd mit Falken und Reihern. Der Gesetze und Gewohnheitsrechte des Königreiches war er eben so kundig als sein Bruder und Vorfahrer. Ueberhaupt war er nicht blos sehr wiß-, sondern auch lernbegierig. Nicht leicht versäumte er eine Gelegenheit sich zu unterrichten, las

prodigus, et de se plus aequo praesumens.» — An einem andern Ort nennt Wilhelm ihn einen virum quidem secundum carnem nobilem, sed moribus degenerem, neque Deum timentem, neque ad hominem habentem reverentiam. — Kein Wunder, daß die Barone und die übrige Ritterschaft über die ungemeine Begünstigung und Erhebung eines solchen fremden, fahrenden Ritters unwillig werden mußten.

*) Der Seneschall war der Erste der vier großen Beamten des Reiches. Seine Würde war nach der königlichen die erste im Königreiche; auch beschränkte sich sein Geschäftskreis nicht blos auf den Hof des Königes, sondern griff auch in mehrere sehr bedeutende Zweige der Staatsverwaltung ein.

sehr fleißig, wußte auch, da ein ungemein glückliches Gedächtniß ihm dabei zu Hülfe kam, das Gelesene sich vollkommen anzueignen. Kamen Fremde aus sehr entfernten Gegenden an seinen Hof, oder auch nur nach Jerusalem, so unterhielt er sich gewöhnlich oft und sehr lange mit ihnen während ihrer Anwesenheit; erkundigte sich mit vieler Aufmerksamkeit nach der Natur und Beschaffenheit der Länder, aus welchen sie kamen, so wie nach den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen der Völker, die sie gesehen und einige Zeit unter ihnen gelebt hatten*).

4. Bei der ihm so wenig günstigen Stimmung der Nation, die ihm nicht entgehen konnte, suchte Amalarich, so viel wie möglich, die Geistlichkeit für sich zu gewinnen. Mit der größten Genauigkeit entrichtete er den der Kirche zustehenden Zehnten, bewies eine große Regelmäßigkeit in Beobachtung aller äußern Pflichten des Christenthums, hörte geduldig auf die bisweilen von dem Patriarchen oder auch andern Bischöfen ihm gemachten Bemerkungen, und unterwarf sich sogar

---

*) Eine besondere Eigenheit dieses Königes war es auch, daß er gerne spitzfindige, theologische Fragen aufwarf, und gelehrte Geistliche, selbst Bischöfe damit in Verlegenheit zu setzen suchte. Als er einst in Tyrus krank lag, legte er sogar dem gelehrten Erzbischof Wilhelm die Frage vor: ob es für die Unsterblichkeit der Seele, außer den klaren Aussprüchen der heiligen Schrift, noch andere Beweise gäbe. Diese Frage setzte Wilhelm nicht in die mindeste Verlegenheit; er beantwortete sie auf eine den König vollkommen befriedigende Weise, indem er den Beweis, den Amalarich von ihm foderte, auf die Gerechtigkeit Gottes gründete, in deren Wesen es liege, das Gute eben so zu belohnen wie das Böse zu bestrafen, welches Beides doch während des Lebens auf dieser Welt nicht immer geschehe, wo nur gar zu oft das Gute unbelohnt und auch das Böse ungestraft bleibe.

der strengen Forderung, welche die Geistlichkeit gleich im Anfange seiner Regierung an ihn machten, nämlich sich von seiner Gemahlin Agnes, Tochter des jüngern Grafen Joscelin, wegen allzunaher Verwandtschaft zu trennen. Mit aller Bereitwilligkeit gab Amalarich sogleich zu, daß der päpstliche Legat, Cardinal Johannes und der Patriarch von Jerusalem über diese Angelegenheit sehr scharfe Untersuchungen anstellten; und als Beide, nach eidlicher Abhörung der beiderseitigen Verwandten, erklärten, daß eine im vierten Grade bestehende, mithin nach den Kirchengesetzen eine eheliche Verbindung nicht zulassende Verwandtschaft stattfinde, so fügte sich der König mit der größten Folgsamkeit diesem kirchlichen Ausspruch, und zögerte keinen Augenblick, sich von seiner Gemahlin, der Mutter seiner Kinder, zu trennen. Agnes hatte ihm einen Sohn, Namens Balduin, und eine Tochter Sibylle geboren, welche beide jedoch jetzt für rechtmäßig erklärt wurden. Den Verlust seiner Gattin suchte Amalarich unverzüglich durch eine byzantinische Prinzessin zu ersetzen, um die er bei dem Kaiser Manuel ansuchte, und wobei er zugleich auf eine sehr reiche Aussteuer zählen konnte. Die diesfalls angeknüpften Unterhandlungen zogen sich jedoch sehr in die Länge, und erst nach zwei Jahren kam die Tochter des Protosebasten Johannes, eines Neffen des Kaiser Manuels, in Tyrus an. Mit einem glänzenden Gefolge, und in Begleitung des Patriarchen, zog Amalarich der Prinzessin bis Tyrus entgegen, wo auch, nachdem man alle Prälaten und Barone des Reiches dahin berufen hatte, das Beilager unter den größten Festen und Feierlichkeiten vollzogen ward.

5. Aber gleich im Anfange der Regierung Amalarichs ward Aegypten so sehr der Gegenstand aller seiner Bestrebungen, daß diese seine ganze Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich und bis zu seinem Tode in

Anspruch nahmen, daher auch das Wesentlichste und den Hauptinhalt der ganzen Regierungsgeschichte dieses Königes ausmachen. Schon während des zweiten Kreuzzuges, und noch mehr nach demselben, hatten viele, des Krieges wie der Statistik aussereuropäischer Länder kundige Staatsmänner eingesehen, daß, um die Herrschaft der abendländischen Christen im heiligen Lande zu befestigen, daher auch den Besitz der syrischen Küsten sich zu sichern, die Eroberung Aegyptens durchaus nothwendig sey. Durch Aegypten erhielten die Christen nicht nur eine durchaus nothwendige, kürzere und schnellere Verbindung mit den europäischen Reichen, sondern die ungemeine Fruchtbarkeit des Landes und dessen weit verbreiteter, bereichernder Handel boten, auch selbst zu den weitaussehensten Unternehmungen, den Christen in Palästina die nöthigen Mittel dar. Endlich konnte man, ohne Herr von Aegypten zu seyn, auch nicht im ruhigen, ungestörten Besitze selbst nur einer kleinen, syrischen Küstenstrecke seyn; und wir haben so eben gesehen, daß sogar nach der Eroberung Askalons durch Balduin III. und bei der damals in ganz Aegypten herrschenden ungeheuern Verwirrung, dessenungeachtet eine ägyptische Flotte große Strecken der syrischen Küste verheerte, auf offener See sogar auf die, entweder nach Palästina reisenden, oder daraus zurückkehrenden Pilger Jagd machte und alle denselben gehörige, in den syrischen Häfen vor Anker liegende Schiffe verbrannte. Schon Balduin I., die Wichtigkeit Aegyptens für die Christen und die Nothwendigkeit der Eroberung dieses Landes einsehend, unternahm gegen das Ende seiner Regierung, als die christliche Herrschaft in Palästina so ziemlich befestiget zu seyn schien, einen Zug nach Aegypten, in der Absicht, die Residenz des Kaliphen und mit dieser einen großen Theil Aegyptens zu erobern, fand aber auf diesem Zuge seinen Tod. Bal-

duin II. war blos mit Eroberungen in Syrien und der Regulirung der innern Angelegenheiten der christlichen Staaten im Orient beschäftiget, auch dabei so glücklich, daß die Zeit seiner Regierung zugleich die Zeit der schönsten Blüthe des Königreiches von Jerusalem war. Für König Fulco, obgleich in früheren Jahren ein kriegerischer, keinen Kampf scheuender Fürst, aber schon zu weit in Jahren vorgerückt, als er den Thron von Jerusalem bestieg, konnte die Ausführung solcher weitaussehender Entwürfe keine seiner Bestrebungen mehr seyn; und sein Sohn und Nachfolger, Balduin III., hatte sein ganzes kurzes Leben hindurch mit Nourreddin zu kämpfen, dessen immer mehr wachsende Macht er allein noch zu hemmen im Stande war. Aber um desto günstiger war der jetzige Zeitpunkt, und noch nie schien eine Unternehmung auf Aegypten einen gewissern Erfolg zu versprechen, als im Anfange der Regierung Amalarichs. Das Königreich Jerusalem hatte jetzt Ruhe; ein von Balduin, kurz vor dessen Tod mit Nourreddin geschlossener Waffenstillstand schützte es gegen einen Angriff dieses mächtigen Athabeken, zudem war die wichtige Grenzfestung Askalon in der Gewalt der Christen und der Thron des Kaliphen in Aegypten, so wie die Herrschaft seines Vezirs, des eigentlichen Herrn des Landes, waren noch nie so sehr bedrohet, so heftig erschüttert und zerrüttet als jetzt. Gleich im zweiten Jahre nach dem Antritt seiner Regierung (1163) eröffnete daher der König seinen ersten Feldzug nach Aegypten. Die Geschichte des ägyptischen Feldzuges Amalarichs, seine Thaten in diesem Lande, der Siege, die er erfocht, der großen Fortschritte, die er machte, so wie die noch größern Unfälle, welche ihn nachher trafen, die er aber blos durch seinen Geiz, durch seine schonungslose harte Behandlung des Kaliphen und dessen Vezirs, so wie der Einwohner des Landes, und end-

lich durch niedern Treubruch sich selbst zuzog und wodurch er nicht nur alle schon errungenen Vortheile auf immer für die Christen verlor, sondern auch deren gefährlichstem Feinde den Weg bahnte, auf welchem er nachher zu einer solchen Höhe von Stärke und Macht gelangte, daß er den Preis so vieler, selbst an das Wunderbare grenzenden Heldenthaten, so vieler außerordentlicher Anstrengungen, so großer Opfer und so vielen vergossenen Blutes, nämlich die heilige Stadt, das heilige Grab und den größten Theil Palästina's den Christen wieder entreissen konnte: Alles dieses ist dem Leser bereits bekannt und um überflüßige, ermüdende Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir ihn also auf den achtundzwanzigsten Band der Fortsetzung unserer Geschichte, und zwar auf den siebenten Abschnitt desselben, der die Ueberschrift führt: „Geschichte Syriens und Aegyptens," jetzt hinweisen.

6. Von Nourreddin ward das Königreich Jerusalem unter Amalarichs Regierung nur wenig beunruhiget, indem der Athabek jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf Aegypten richten, alle die kühnen Bestrebungen Amalarichs in diesem Reiche zu vereiteln suchen mußte. Aber nur mit dem Königreiche Jerusalem und nicht mit den syrischen Fürstenthümern hatte Nourreddin einen Waffenstillstand geschlossen. Gegen Tripolis zog also Nourreddin während des Königes erster Abwesenheit aus seinem Reiche. Aber diesmal war jedoch der Athabek nicht glücklich. Gilbert de Laci, Tempelritter und Procurator des Tempelhofes in Tripolis, zog mit auserlesenen Schaaren dem Feinde entgegen. Die Muselmänner standen bei dem sogenannten Schloß der Kurden im Lager und ruheten an einem sehr heißen Sommertag, nach eingenommenem Mittagsmahl, ganz sorgenlos in ihren Zelten. Nicht klein war daher ihr Schrecken, als sie ganz un-

erwartet und unverhofft die Fahnen der hinter dem Berge, auf welchem die Burg lag, hervorbrechenden Kreuzritter erblickten. Sich zu waffnen und in Schlachtordnung zu stellen, dazu war es jetzt nicht mehr Zeit; der Feind war zu nahe; Widerstand war nicht möglich und nur in eiligster Flucht konnten die Muselmänner noch Rettung finden. Von den Fliehenden wurden jedoch sehr viele von den siegenden, ihren Feind mit der größten Heftigkeit verfolgenden Christen erschlagen, viele andere zu Gefangenen gemacht, und selbst Nourreddin hatte kaum noch Zeit, aus der Hinterthüre seines Zeltes zu entkommen und nur halb gekleidet sich auf sein Roß zu schwingen; und hätte ein Kurde nicht schnell das Seil, an welchem Nourreddins Pferd befestiget war, abgeschnitten, so wäre der furchtbare Atthabek jetzt den Christen in die Hände gefallen. Die Niederlage der Türken war vollständig. Aber nun schwur Nourreddin, glühend von Rache, nicht eher den Schatten hinter einem Hause zu suchen, als bis er den Tod der bei dem Kurdenschloß erschlagenen Muselmänner an den Christen würde gerächt haben, und dazu gab ihm sehr bald der Leichtsinn der syrischen Fürsten und Ritter alle Mittel an die Hand. Wie gewöhnlich hoch erfreut über den errungenen Sieg und schon zufrieden mit der Ehre einer, mit so großem Erfolge vollbrachten glänzenden Waffenthat, dachten die Fürsten und Ritter nicht daran, ihren Sieg auch zu benutzen. Ruhig ließen sie es geschehen, daß Nourreddin, als er sah, daß er nicht weiter verfolgt ward, seine zerstreuten Schaaren wieder sammelte, sie ordnete, ungestört sich mit ihnen nach Aleppo zurückzog, dort unverzüglich den an Mannschaft erlittenen Verlust durch neue Truppenaushebungen ersetzte, alles in der Schlacht beim Kurdenschloß verlorne Geschütz und Kriegsgeräthe wieder anschaffte und mit solcher Thätigkeit sich zum neuen Kampfe rüstete,

daß er, als kaum einige Monate vorüber waren, schon wieder vor Harem erschien und diese Burg umlagerte. Harem war, wie man sich erinnern wird, erst vor fünf Jahren von dem tapfern König Balduin erobert und, weil zu dem Fürstenthum Antiochien gehörig, auch demselben wieder zurückgegeben worden. Die Burg war für Antiochien von der äußersten Wichtigkeit, aber eben so lästig auch für Aleppo, das sich unaufhörlich von derselben bedrohet sah; besonders da sie seit einiger Zeit einen ungemein tapfern, unternehmenden und eben so klugen als vorsichtigen Tempelritter zu ihrem Befehlshaber hatte, der keine Gelegenheit, den Ungläubigen zu schaden, unbenutzt vorübergehen ließ. Bei der ersten Kunde von der Belagerung Harems sammelten sich eiligst die Fürsten und Ritter; auch der armenische Fürst Toros und Calman, des griechischen Kaisers Statthalter in Cilicien, schlossen sich mit ihren Schaaren dem christlichen Heere an, das jetzt sehr zahlreich, voll Muth und eines glänzenden Erfolges schon zum voraus versichert, gegen den Feind aufbrach. Bei seiner Annäherung hob Nourreddin die Belagerung auf, und zog sich, jedoch in guter Ordnung, mit seinem Heere zurück. Die syrischen Fürsten, besonders der junge Fürst Boëmund von Antiochien, glaubten, daß blos Furcht vor ihrem zahlreichen Heere den Nourreddin zum Rückzuge bewogen habe, folgten daher dem sich zurückziehenden Heere auf dem Fuß, aber aus Verachtung gegen den Feind ganz unvorsichtig und in der größten Unordnung. Der Rath des erfahrnen Fürsten Toros ward nicht gehört, und die Christen wurden endlich so übermüthig, daß sie ihre Schlachtreihen verließen, und um Beute und Gefangenen zu machen, in einzelnen kleinen Haufen herumschwärmten. Nourreddin ließ alles dies ganz ruhig geschehen, bis er das christliche Heer endlich auf eine, von Sümpfen und Morästen eingeengtes Terrain gelockt hatte. Jetzt machte

er plötzlich Halt, wandte sein Heer gegen die Fürsten, und griff diese sogleich mit dem größten Ungestümm an. Bei diesem gar nicht erwarteten heftigen Angriff entfiel den Christen, die sich wenige Augenblicke noch so übermüthig gezeigt hatten, auf einmal ihr bisheriger Muth. Von panischem Schrecken getrieben, begab das ganze Heer sich auf die Flucht. Nur wenige leisteten Widerstand. Von diesen wurden die Meisten erschlagen, und sämmtliche lateinische Fürsten, Boëmund von Antiochien, Raimund der Jüngere von Tripolis, Joscelin, der Sohn des jüngern Joscelins, und letzten Grafen von Edessa, nebst mehreren Rittern, und unter diesen auch zwei sehr vornehme Pilger aus Güyenne, nämlich Gottfried Martel, Bruder des Herzoges von Angouleme, und Hugo von Linizy, die, obgleich schon auf ihrer Rückkehr nach Europa begriffen, doch noch vor ihrer Abreise diesen Kampf gegen die Ungläubigen mitkämpfen wollten, wurden Nourreddins Gefangene. Nur der sinnige Fürst Toros, der das Unglück vorausgesehen, hatte durch die Flucht sich gerettet. Besser als die Christen, wußte Nourreddin stets seine Siege zu benutzen. Er kehrte sogleich nach Harem zurück, und erstürmte nach wenigen Tagen diese so feste und wichtige Burg. Nach der Einnahme von Harem zog Nourreddin vor Paneas, und bemächtigte sich in kurzer Zeit, obgleich durch Verrätherei, auch dieser nicht minder bedeutenden Stadt, die der Burghauptmann Walther von Quesnet, weil, wie behauptet ward, von dem Athabeken bestochen, demselben mittelst Capitulation übergab. Diese Unfälle nöthigten den König zur schnellen Rückkehr aus Aegypten. Er mußte jetzt für die Sicherheit des schon wieder verwaisten Fürstenthums Antiochien, so wie für die nun ebenfalls ihres Oberhauptes beraubte Grafschaft Tripolis sorgen. Die Befreiung der gefangenen Fürsten gegen ein billiges Lösegeld lag dem König ganz besonders am Herzen; auch

gelang es ihm, gegen alle Erwartung, die Freilassung derselben zu erwirken. Dazu bewog den Nourreddin auch dessen eigenes Interesse. Er besorgte nämlich, der griechische Kaiser möchte, sobald er die Gefangenschaft seines Schwagers, des jungen Fürsten Boëmund, erführe, dessen unentgeldliche Freilassung von ihm fordern, eine Forderung, die er, weil er mit dem mächtigen griechischen Monarchen in freundlichen Verhältnissen zu stehen wünschte, nicht wohl zurückweisen könnte. Um diesem zuvorkommen, hielt er es also für klüger, das ihm angebotene Lösegeld von sechszigtausend Goldstücken anzunehmen, und den jungen Fürsten, nachdem dieser ihm Geißeln gestellt hatte, in Freiheit zu setzen. Boëmund, sobald er in Antiochien angekommen war, zögerte nicht, seine Geißeln zu lösen. Er schickte dem Athabeken das Geld, und ging hierauf nach Constantinopel, wo er von dem Kaiser mit vieler Liebe empfangen ward, und an Geld und Kostbarkeiten Geschenke erhielt, die selbst den dreifachen Werth der an Nourreddin bezahlten Geldsumme noch weit überstiegen. Auch die Befreiung der übrigen Fürsten und Ritter bewirkte Amalarich, nur nicht jene des Grafen Raimund von Tripolis, dieser blieb ein Gefangener Nourreddins, der ihn in harter Haft hielt, und erst nach acht Jahren gegen ein Lösegeld von achtzig tausend Goldstücken wieder in Freiheit setzte. Aber auch schändlicher Verrath schlich sich jetzt noch in mehrere christliche Burgen ein. Wir haben so eben gesehen, daß schon der Burghauptmann Walther von Paneas den schweren Verdacht auf sich gezogen, diese Stadt an Nourreddin verkauft zu haben. Jetzt lief die Nachricht ein, daß eine wichtige, beinahe unbezwingbare Burg im Lande Sidon, welche den Christen schon oft zur Zuflucht gegen ihre Feinde gedient hatte, an Nourreddin verrathen worden, und die ganze Besatzung zu den Ungläubigen übergegangen sey; und auf diese so ganz unerwartete, traurige Botschaft folgte nun bald darauf

schon wieder eine andere, nicht minder beunruhigende Nachricht, nämlich daß Nourreddin eine in Arabien jenseits des Jordans gelegene, sehr feste Burg belagere. Amalarich rückte sogleich zum Entsatz derselben heran, aber ehe er noch dahin kam, mußte er schon hören, daß auch diese Burg dem Athabeken durch Verrätherei übergeben worden sey. Amalarich ließ zwar eine Untersuchung anstellen, und zwölf von denen, die an der Verrätherei Theil genommen hatten, und als die Schuldigsten befunden wurden, an eben so vielen Galgen aufhängen; aber damit war der Verlust nicht ersetzt, und die wichtige Burg hörte auf lange Zeit auf, für die Christen eine ihr Land schützende Grenzfestung zu seyn.

7. Bei allen diesen Unfällen verlor jedoch Amalarich Aegypten nicht aus den Augen. Seine ganze Regierung hindurch blieb es, wo nicht der ausschließliche, doch gewiß vorzüglichste Gegenstand alles seines Strebens, wie aller seiner Entwürfe, bis er, nachdem er, durch Geiz und Geldgier verblendet, Mißgriffe auf Mißgriffe gehäuft, und zuletzt noch, durch den eigennützigen Rath des selbstsüchtigen Heermeisters des Johanniterordens, Gilbert von Sailly bethört, sogar mit gottlosem, den christlichen Charakter schändenden Treubruch sich befleckt hatte, endlich wieder Aegypten verlassen und auf alle die großen Vortheile, welche, man will nicht sagen, Aegyptens Eroberung, sondern schon eine dauernde, enge Verbindung mit diesem Lande der Christenheit würde gebracht haben, auf immer verzichten. Mit Schande und Schmach bedeckt kamen der König, der Großmeister und ein Theil der Ritter wieder nach Palästina zurück*). Da früher mehrere der angesehensten Ritter, auf die Heiligkeit geschlossener Verträge sich berufend,

*) Man sehe den achtundzwanzigsten Band unserer Fortsetzung; Abschnitt 7. §. 9—10.

den schändlichen Raubzug im höchsten Grade mißbilliget, auch die Templer aus Abscheu gegen Wortbrüchigkeit keinen Antheil daran genommen hatten, so betrachtete man jetzt, und zwar mit vollem Recht, den Gilbert von Sailly als den Urheber alles Unglückes, alles Verlustes und aller auf die Christen gefallenen Schmach, und zwang ihn, seine Würde als Großmeister der Johanniter niederzulegen.

8. Aber noch schmerzhafter fühlte man den Verlust von Aegypten und noch mehr hatte man über den frevelhaften Treubruch zu klagen, welcher diesen Verlust herbeigeführt hatte, als nach der bald darauf erfolgten Ermordung des Vezirs, oder Sultans Schawer, Nourreddins Feldherr, Schirkuh, von dem Kaliphen in Cairo zum Vezir ernannt ward. Ganz Aegypten stand nun Nourreddin zu Gebote, dessen Macht die Erwerbung Aegyptens, zu einer solchen Größe erhob, daß die Zerstörung der christlichen Herrschaft in Syrien eine nothwendige Folge davon seyn mußte. Aegypten bot nicht nur ungeheure, einen Krieg gegen die Christen ungemein erleichternde Hülfsmittel dar; sondern wer im Besitze dieses Landes war, beherrschte auch das Meer, und wirklich konnte von jetzt an auch kein Pilgerschiff mehr mit Sicherheit nach einem syrischen Hafen segeln. Von allen Seiten war das christliche Land von den Staaten Nourreddins eingeschlossen, stand mithin überall den Einbrüchen der Türken offen. Die plötzlich so sehr angewachsene Macht Nourreddins erfüllte die ganze abendländische Christenheit mit den bangsten Erwartungen. Bei ihrer mehr als je gefährdeten Lage richteten nun die Christen ihre Blicke nach dem Abendlande. Der Patriarch von Jerusalem nebst noch zwei andern Bischöfen, und später auch der Erzbischof Friederich von Tyrus mußten nach Europa reisen, um, im Namen der Kirche und

des Königreiches Jerusalem, die abendländische Christenheit zur Hülfe und zum Beistande des so sehr bedrängten heiligen Landes aufzufordern. Aber nirgends fanden diese Gesandten Gehör. Alle europäischen Mächte waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftiget; auch war die bittere Erinnerung an alle, auf dem letzten Kreuzzug erlittene Unfälle in den Gemüthern der französischen wie der deutschen Ritter noch lange nicht erloschen. Alle Bemühungen der Gesandten waren fruchtlos *). Wie es scheint, hatte Amalarich dieses geahnet, daher mittlerweile dem Kaiser in Constantinopel den Antrag einer gemeinschaftlichen Eroberung Aegyptens gemacht; und da Manuel in diesen Vorschlag einging, so ward zwischen dem griechischen Kaiser und dem König von Jerusalem ein förmlicher Theilungstraktat geschlossen. Wer hätte glauben mögen, daß die Christen in ihrer gegenwärtigen Lage sich beinahe eben so treulos gegen die Griechen, wie vorher gegen die Aegyptier benehmen würden; und den-

*) Schon die Unfälle, welche die Gesandten gleich bei ihrer Abreise aus dem heiligen Lande trafen, hätten ihnen als vorbedeutende Zeichen dienen können, daß auf ihrer Reise und auf allem ihrem Thun kein Segen ruhe. Gleich in der ersten Nacht, als das Schiff, welches den Patriarchen von Jerusalem und die beiden Bischöfe von Cäsarea und Ptolemais an Bord hatte, den Hafen verlassen, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der das Schiff völlig zertrümmerte. An die Stelle des Patriarchen und der beiden ihn begleitenden Bischöfe mußten nun Andere treten, nämlich der Bischof von Paneas und der Erzbischof von Tyrus. Aber der Erstere erkrankte auf der Reise und starb gleich bei seiner Ankunft in Paris. Der Erzbischof von Tyrus war also jetzt der einzige Gesandte und Vertreter des heiligen Landes, reißte demnach zwei Jahre lang im ganzen Abendlande von einem Hofe zu andern herum, fand nirgends Gehör, und kehrte dann unverrichteter Dinge wieder nach dem Orient zurück.

noch war dieses wieder der Fall. Der Kaiser erfüllte mit der größten Redlichkeit alle eingegangenen Verbindlichkeiten. Aber dasselbe geschah weder von dem Könige von Jerusalem noch von dessen Ritterschaft. Schon am achten Julius 1169 lief unter dem Befehle des Ducas Contostephanes eine griechische Flotte von mehr als zweihundert Schiffen, worunter sechszig wohleingerichtete Frachtschiffe, mit einem zahlreichen Heere aus dem Hafen von Constantinopel, segelte gegen die Insel Cypern, an deren Küste sie sich vor Anker legte und eine Schiffsabtheilung nach der syrischen Küste schickte, um dem Könige das Auslaufen der kaiserlichen Flotte zu melden, auf schnelle Beendigung der dortigen Rüstungen zu dringen, und die Vorräthe, wie auch das Kriegszeug und alles Gepäcke der Ritterschaft von Jerusalem abzuholen. Aber leider waren jetzt, trotz der im Vertrage festgesetzten Zeitbestimmungen, weder in dem Königreich Jerusalem, noch in den syrischen Fürstenthümern auch nur die mindesten Vorkehrungen getroffen worden; und da der Admiral Contostephanes die gemessensten Befehle erhalten hatte, in allem dem Willen und den Befehlen des Königes Amalarichs zu folgen, so schickte dieser ihm, unter einer Menge leerer Entschuldigungen, die Weisung zu, mit seiner Flotte einstweilen nach einem syrischen Hafen zu segeln, wo dieselbe in voller Sicherheit abwarten könnte, bis er alle seine Zurüstungen würde beendiget haben. Aber dabei geschah wieder nichts mit Eifer; von Begeisterung war gar keine Rede; Alles ging einen matten, lahmen Gang. Müßig und unthätig lag nun die Flotte einige Monate in dem Hafen von Ptolemais. Die schönste Sommerzeit ging unbenützt vorüber, und da der Kaiser seine Flotte nur auf drei Monate mit Geld und Lebensmitteln versehen hatte, so fehlte es nun auch schon an Beidem, und neuer Vorrath an dem Einen, wie an dem Andern mußte von dem Kaiser erbeten und von Constantinopel herbeigeschafft werden.

9. Erst am Ende Octobers waren die Kreuzritter mit ihren Rüstungen und Vorbereitungen fertig; und da indessen, auf die Einladung des Königes, der Admiral Contostephanes nach Jerusalem gekommen war, so ward nun gemeinschaftlich beschlossen, die Eroberung Aegyptens mit der Belagerung und Einnahme von Damiette zu beginnen. Dem königlichen Heere, wie den griechischen Landtruppen ward Askalon zum Sammelplatz bezeichnet; und als beide Heere sich bei dieser Feste vereinigt hatten, zogen sie gemeinschaftlich auf dem Wege zu Lande gegen Damiette, wohin die Flotte nun ebenfalls segelte. Da das Meer sich kurz vorher zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe erhaben, und die Küste weit und breit überschwemmt hatte, so mußte das vereinte Heer einen so großen Umweg machen, daß es erst nach neun Tagen Pharmia erreichte, wo seiner schon die griechische Flotte wartete, und es über das Wasser schaffte. Längst der Meeresküste zog es nun nach Damiette, wo es jedoch erst nach zwei Tagen ankam. Damiette war auf einen feindlichen Besuch gar nicht vorbereitet und nicht gerüstet, und hätte man es sogleich mit Lebhaftigkeit angegriffen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Stadt jetzt erstürmt worden seyn. Statt dessen ward beschlossen, erst die Ankunft der Flotte abzuwarten, die, weil von widrigen Winden aufgehalten, erst nach einigen Tagen ankam. Saladin, der nach dem Tode seines Oheims Schirkuh, von dem Kaliphen zum Vezir oder Sultan war ernannt worden, hatte nun Zeit, Truppen, Kriegsgeräthe, Mundvorrath ꝛc. in die Stadt zu bringen; und da die Flotte, als sie angekommen war, wegen einer gewaltigen Kette, womit der Nil gesperrt war, den Fluß nicht herauf segeln konnte, so mußten die Christen, ohne es hindern zu können, ruhig zusehen, wie Saladin im-

mer neue Verstärkungen an Truppen in die Stadt warf. An eine, durch plötzlichen Ueberfall gelingende Erstürmung konnte nun nicht mehr gedacht werden. Eine förmliche Belagerung mußte angefangen werden. Aber dazu fehlte es an Maschinen und dem nöthigen Belagerungszeug. Dieses mußte demnach erst verfertiget werden. Aber auch bei dieser Arbeit zeigte sich von keiner Seite großer Eifer oder große Thätigkeit; und was diese auf Seite der Kreuzfahrer noch mehr lähmte, war, daß sie, weil das Land nach vollbrachter Eroberung zwischen ihrem Könige und dem griechischen Kaiser getheilt werden sollte, nun auch alle Arbeiten, Gefahren und Mühseligkeiten stets den Griechen auf die Schultern zu schieben suchten. Diese bewährten sich zwar in jedem, sowohl vor als auf den Mauern vorfallenden Kampfe stets als wackere Männer, selbst der Admiral Contostephanes ging ihnen mit seinem Beispiel vor, und er und seine Nebengeneräle suchten bei jeder Gelegenheit den Muth ihrer Leute immer noch mehr zu entflammen: Solches gestehen selbst die Kreuzfahrer, obgleich diesen die Griechen nicht dasselbe Zeugniß geben konnten. — Als endlich alles Belagerungsgeräthe fertig und auch ein sehr hoher Thurm erbaut war, benahmen sich die Belagerer wieder mit einem ganz unbegreiflichen Unverstand, wovon alle Verkehrtheiten offenbar den Christen zuzuschreiben sind, indem ja Amalarich den Oberbefehl führte, und die Flotte wie das griechische Landheer sich allen Befehlen des Königes von Jerusalem fügen mußte. Zuerst griff man die Stadt gerade auf ihren stärksten Punkten an. Der Thurm ward an einem Ort aufgestellt, wo dessen Annäherung an die Stadt, wegen der Natur des Terrains, einer Menge Schwierigkeiten unterlag, daher auch einen nicht kleinen Zeitaufwand erforderte, und als er endlich

an die Stelle, die man gewählt hatte, mit vieler Mühe gebracht war, stand er gerade da, wo die Mauern ihre größte Höhe hatten, auch am festesten gebaut waren: ein Unsinn, der um so ärgerlicher war, als mehrere andere Frontlinien der Stadt weit niedrigere und schwächere Mauern hatten. Von dem Thurm war also da, wohin man ihn gestellt hatte, nur wenig Wirkung zu erwarten, und in kurzer Zeit ward er ganz nutzlos, als nämlich die Belagerten einen Thurm von gleicher Höhe errichtet hatten. Die Belagerung hatte schon einige Wochen gedauert, und war noch nicht auch nur um einen Schritt weiter vorgerückt, und der einzige Schaden, der den Belagerten von dem Thurm herab indessen war zugefügt worden, bestand blos darin, daß die Belagerer eine christliche, nahe an der Mauer stehende, und der Mutter Gottes geweihte Kirche zerstört hatten, worüber jedoch die Muselmänner in lautes, den Christen höhnendes Jubel und Freudengeschrei ausgebrochen waren *). Endlich stellte sich auch noch Mangel an Geld und Lebensmitteln in dem griechischen Lager ein. Die Kreuzfahrer hatten zwar noch bedeutende Vorräthe; aber sie theilten nicht das Mindeste davon den Griechen mit, und wenn sie diesen Etwas käuflich überließen, so geschah dieses um ganz ungeheuere Preise, die nur Wenige von jenen bezahlen konnten, zuletzt trennten sie sogar ihr Lager von dem griechischen, in welchem nun eine so schreckliche Hungersnoth entstand, daß man zu den unnatürlichsten, gar nicht zur Nahrung des Menschen geeigneten Dingen seine Zuflucht nahm, und von diesen sich

*) Nach einer, unter den Christen jener Gegend verbreiteten frommen Sage soll die von den Kreuzfahrern jetzt zerstörte Kirche auf dem Platz gestanden seyn, wo einst Joseph und Maria mit dem Jesuskinde auf ihrer Flucht nach Aegypten geruhet hatten.

Speise zu bereiten suchte. Dieses schändliche Betragen der Kreuzfahrer mußte nun nothwendig die Gemüther der Griechen auf das höchste erbittern. Die unter den Belagerern herrschende Uneinigkeit wußten die Türken trefflich zu benutzen. Durch die Trennung der beiden Lager wurden den Belagerten ihre Ausfälle um vieles erleichtert; Tag und Nacht beunruhigten sie daher jetzt besonders die Griechen. Beinahe wäre es sogar den Belagerten gelungen, die ganze griechische Flotte zu verbrennen. Von einem sehr heftigen Südwinde begünstiget, ließen sie von diesem, bei nächtlicher Weile, ein mit Pech, Harz und trockenem Holz gefülltes Fahrzeug, nachdem sie es in Brand gesetzt hatten, unter die griechische Flotte treiben, deren Rettung man jetzt ganz allein dem König Amalarich zu danken hatte, der bei dieser Gelegenheit eine ungemeine Gegenwart des Geistes bewies, und mit der größten Schnelligkeit die nöthigen Vorkehrungen traf, wodurch die Flotte zwar gerettet ward, jedoch nicht verhindert werden konnte, daß zehn Schiffe davon verbrannten. — Bald darauf verbreitete sich das Gerücht: ein zahlreiches Heer, von Nourreddin gesandt, eile zum Entsatz der Stadt herbei; und als jetzt auch noch ein, mehre Tage dauerndes Regenwetter eintrat, das die Vorräthe der Christen ebenfalls so sehr zerstörte, daß gleicher Mangel an Lebensmitteln, wie bei den Griechen, nun auch unter ihnen herrschte, so ward alles, die Griechen wie die Kreuzfahrer, der Belagerung im höchsten Grade überdrüßig, und forderten laut die Aufhebung derselben und die Rückkehr nach Hause. Auch der König sah nun wohl ein, daß er mit einem völlig entmuthigten Heere und bei der schon so weit vorgerückten Jahrszeit — man war jetzt in dem Monat Dezember — die Belagerung unmöglich fortsetzen könne, ließ sich daher mit dem Befehlshaber der Stadt

in Unterhandlungen ein. Sobald die Griechen dieses vernahmen, verbrannten sie sogleich alles Belagerungszeug, ohne noch den Abschluß der angeknüpften Verhandlungen abzuwarten *). Man kennt die Natur des Vertrages nicht. Wahrscheinlich hatte Amalarich den Frieden dem türkischen Befehlshaber unter der Bedingung einer, ihm, dem Könige, zu zahlenden bedeutenden Geldsumme antragen lassen, und jener auch unter dieser Bedingung den Frieden angenommen. Mit der Stadt begann nun wieder freier Verkehr. Der Mangel an Lebensmitteln hörte auf und der Rückzug ward unverzüglich angetreten. — Ohne Zuversicht zu eigener Kraft, ohne freudige Hoffnung des Sieges, war das Heer der Kreuzfahrer ausgezogen, und ebenso verdienst- und ruhmlos kam es nun wieder nach Askalon zurück. — Contostephanes hatte den König Amalarich nach Jerusalem begleitet, und kehrte von da über Ikonium nach Constantinopel zurück. Aber von seiner Flotte erreichten nur wenige Schiffe den Hafen dieser Stadt; die mehrsten derselben wurden von einem außerordentlich heftigen Sturm, der, sobald die Flotte die ägyptische Küste verlassen hatte, sich erhob, theils zertrümmert, theils von den Wellen verschlungen. Der ganzen Un-

*) Nach dem Bericht des Nicetas knüpfte der König, ohne Mitwissen der Griechen, Unterhandlungen mit den Türken an, und verkündigte hierauf in eigener Person den Griechen den geschlossenen Frieden, und zwar in einem Augenblicke, wo Contostephanes nach einem mit den Türken bestandenen siegreichen Gefechte, an welchem jedoch die Kreuzfahrer keinen Antheil genommen hatten, im Begriffe stand, sich der Stadt zu bemächtigen, worauf erst die Griechen, voll gerechten Unwillens, ihr Belagerungszeug verbrannten. — Sollte diese Erzählung des Nicetas gegründet seyn, so hätte ja offenbar König Amalarich die Griechen an die Türken verrathen.

ternehmung, vom Anfange bis zum Ende, fehlte der Segen von Oben.

10. Da jetzt Nourreddin mit seinem Heere in den Ländern am Euphrat und in Kleinasien gegen die Türken beschäftiget war; so erhielten das Königreich Jerusalem und die christlichen Fürstenthümer in Syrien nun auf einige Zeit Ruhe. Aber dafür ängstigte ein furchtbares Naturereigniß in ganz Syrien und Phönizien alle Gemüther der Christen wie der Ungläubigen. Ein schreckliches Erdbeben nämlich erschütterte vier Monate lang alle jene Länder. Beinahe kein Tag verging, an welchem nicht die heftigsten Erdstöße bald da bald dort eine Menge Gebäude, selbst Kirchen und Paläste gestürzt hätten. Antiochien wurde beinahe gänzlich zerstört, die Mauern und Thürme fielen ein, und alle Kirchen, nur drei ausgenommen, wurden so sehr beschädiget, daß mehrere Jahre erfordert wurden, um sie wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Die Stadt Tripolis ward so sehr erschüttert, und so viele Häuser stürzten zusammen, daß nur wenige Einwohner nicht unter den Trümmern derselben begraben wurden *). Gabulin und Laodicäa wurden ebenfalls beinahe völlig zerstört. Ueberall fanden unter den einstürzenden Gebäuden eine Menge Menschen den Tod. Ungleich mehr verschont ward Tyrus. Außer einigen zusammenstürzenden, obgleich sehr festen Thürmen, ward beinahe kein einziges Haus beschädiget. Auch alle übrigen, von den Ungläubigen bewohnten Gegenden Syriens und Phöniziens traf dieselbe furchtbare Landplage. Hama, Aleppo, Cäsarea, Emessa und noch viele andere Städte wurden nicht minder schrecklich verwüstet. Die vielen, in allen diesen Ländern völlig zerstörten Burgen,

*) Ut vix uni de omnibus, qui intra ejus ambitum reperti sunt, salutis via pateret. *(Wilhelm. Tyr.)*

Dörfer und Weiler waren gar nicht zu zählen. Bei diesem außerordentlichen, über so große und weite Länderstrecken sich hinziehenden Unglück, und der großen Bangigkeit, wovon alle Gemüther ergriffen waren, mußten freilich die Waffen ruhen. Die Christen wie die Türken waren nur darauf bedacht, die in Ruinen liegenden Städte und Burgen wieder aufzubauen. Ueberall, sagt der Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der ein Augenzeuge dieser furchtbaren Ereignisse war, herrschten Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, und an vielen Orten fehlte es an Händen, um die Leichen der vielen Verunglückten zu begraben. Nur Jerusalem und das eigentliche Palästina blieben von diesen furchtbaren Strafgerichten Gottes frei. Kaum aber hatten die Gemüther der Menschen von ihrem, während dieses Sommers ausgestandenen Schrecken (1170) sich einigermaßen erholt, als auch die bisherige Waffenruhe schon wieder ein Ende hatte. Saladin fiel mit einem ungewöhnlich zahlreichen Heere in das Königreich ein, belagerte zuerst die Feste Darun und dann die Burg von Gaza, hob aber jedes mal, bei der Annäherung Amalarichs, die Belagerung auf und zog sich mit seinem Heere zurück. Ueberhaupt lag es damals noch nicht in dem Interesse Saladins, die Christen ernsthaft zu bekämpfen. Er wollte erst seine ägyptischen Truppen, die bisher noch nicht in dem Rufe sehr brauchbarer Krieger gestanden waren, mehr einüben, die so durchaus nothwendige Disciplin unter ihnen einführen, sie mit dem Kriege und dessen Gefahren bekannt machen, und dann vorzüglich durch reiche Beute sie zu künftigen kühnern Unternehmungen ermuntern. Uebrigens befand sich Saladin, obgleich Herr von Aegypten, doch noch immer in einem, für ihn höchst lästigen Abhängigkeitsverhältniß von Nourreddin, auf dessen Befehl er auch in das Königreich eingefallen war. Als aber

der Athabek ihm befahl, auch die Feste Montroyal zu belagern und sie den Christen zu entreissen, so fügte er sich nur dem Scheine nach Nourreddins Gebot; denn da Montroyal die Straße von Damaskus beherrschte, so mußte er befürchten, daß dem mächtigen Athabeken, wenn er im Besitze dieser Feste wäre, nur gar zu leicht die Lust anwandeln könnte, selbst nach Aegypten zu gehen, was natürlicher Weise sich mit den geheimen Absichten Saladins gar nicht vertrug. Er umlagerte also zwar die Festung, betrieb aber die Belagerung mit der größten Lauheit, und hob sie auch bald darauf unter unbedeutenden Vorwänden wieder auf, worüber aber Nourreddin so zornig ward, daß es dem Saladin kaum noch gelang, durch die unterwürfigsten Briefe und die größten Betheuerungen von Treue und Gehorsam seinen ihm zürnenden Oberherrn wieder zu besänftigen.

11. Indessen hatte Saladin den Christen gezeigt, was er zu unternehmen vermöchte; und da es diesen nicht hatte entgehen können, mit welcher Klugheit, Raschheit und glücklichem Erfolge Saladin mehrere kriegerische Unternehmungen besonders in Afrika ausgeführt hatte, wo er große Länderstrecken der ägyptischen Herrschaft unterwarf, so mußte ja von selbst sich ihnen das bittere Gefühl aufdringen, daß in dem, jetzt noch jungen, und schon so unternehmenden, aber auch dem Islam fanatisch ergebenen Saladin sich einst für sie ein weit furchtbarerer Feind erheben werde, als alle diejenigen waren, die sie bis jetzt noch zu bekämpfen gehabt hatten. Die bangsten Ahnungen bemächtigten sich daher der Gemüther, besonders der Klügern unter den Christen, welche die innern wie äußern Verhältnisse des Königreichs richtig zu beurtheilen wußten, und denen sich demnach auch nur höchst traurige Aussichten auf eine, selbst nicht mehr sehr entfernte

Zukunft öffneten. Bei diesen so großen und gegründeten Besorgnissen berief König Amalarich sämmtliche Fürsten und Barone des Reiches zu einer gemeinsamen Berathung. Aber anstatt wirksame Maßregeln vorzuschlagen — was auch jetzt wirklich sehr schwer gewesen seyn würde — ergoß sich die Versammlung nur in bittere Klagen über das, was bisher vorgefallen war, nämlich über die frevelhafte Treubrüchigkeit gegen den Kaliphen von Aegypten und den nachher auch an den Griechen begangenen Verrath, wodurch die schlimme, jetzt so große Besorgnisse erregende Lage des Königreiches wäre herbeigeführt, und die täglich wachsende Macht der Türken so sehr befördert worden. Noch einmal einen Versuch zu machen, die abendländischen Monarchen um Beistand und Hülfe zu bitten, hielt man für überflüssig, da ja der schon früher gemachte so ganz unwirksam gewesen wäre. Darin kamen alle überein, daß ohne abendländische oder griechische Hülfe das Königreich sich nicht erhalten könne. Da von Europa nichts zu hoffen war, so richteten jetzt die Meisten ihre um Hülfe flehenden Blicke auf den griechischen Kaiser. Aber auf was konnte sich ihre Hoffnung, von den Griechen Hülfe zu erhalten, jetzt noch gründen, da die Franken sich bisher gegen sie stets so feindselig und argwöhnisch erwiesen, ja sie erst unlängst bei der, vor ein paar Jahren gemeinschaftlichen Unternehmung auf Aegypten so schändlich behandelt und zuletzt sogar gewisser Maßen an die Türken verrathen hatten. Niemand zeigte große Lust, eine Gesandtschaft zu übernehmen, von welcher ein glücklicher Erfolg nicht einmal zu hoffen, viel weniger zu erwarten war; so daß endlich Amalarich, im Gefühle der großen Schwierigkeiten, die hier kaum zu überwinden waren, erklärte, daß er entschlossen sey, selbst nach Constantinopel zu gehen, und in eigener Person die Sache der Kirche und des Königreiches

von Jerusalem bei dem Kaiser zu vertreten. Zwar baten ihn die anwesenden Fürsten und Barone auf das dringendste, von diesem Vorhaben abzustehen, ihm vorstellend, welchen großen Gefahren das Reich durch eine lange Abwesenheit seines Beherrschers, besonders in so fern gelegenem Lande, würde ausgesetzt werden. Aber Amalarich erwiederte: „Mein Entschluß steht fest. Gott, dessen Diener ich bin, wird während meiner Abwesenheit sein Reich regieren.“ Diesem raschen Entschluß folgte nun eben so schnell die That. Schon im Mai desselben Jahres verließ Amalarich mit einer Flotte von zehn Galeeren einen der syrischen Häfen, um nach Constantinopel zu segeln. Den König begleiteten dahin der Bischof von Ptolemais und mehrere der angesehensten Barone des Königreiches. Philipp von Neapel, ehemaliger Großmeister des Tempelordens, ging zu Lande voraus, um die Ankunft des Königes dem Hofe von Constantinopel bekannt zu machen.

12. Philipp von Neapel langte einige Tage früher als der König in Constantinopel an. Aber ein ganz außerordentliches Aufsehen erregte die Kunde, die er von der nahen Ankunft des Königes von Jerusalem brachte. Der Hof und die ganze Stadt geriethen darüber in eine ungemeine, jedoch allgemein freudige Bewegung; denn noch nie war bis dahin ein Beherrscher der heiligen Stadt, und der auf Davids königlichem Throne saß, in eigener Person in Constantinopel erschienen. Der Empfang des Königes übertraf daher alle und selbst die kühnsten Erwartungen desselben, und eine so glänzende Aufnahme, wie Ihm, war noch keinem Könige und keinem Fürsten an dem stolzen und prachtvollen Kaiserhof zu Theil worden. Schon in Galiopolis am Bosphorus erwartete ihn, mit einem zahlreichen und glänzenden Ge-

folge, ein Neffe des Kaisers, nämlich der Protosebastus Johannes, mit dessen Tochter, wie wir wissen, Amalarich nach Scheidung von seiner ersten Gemahlin er sich vermählt hatte. Da der Wind einer Fortsetzung der Seefahrt nicht günstig schien, so geleitete der Protosebastus den König nach Heraclea, wo Amalarich seine Flotte, die indessen mit günstigerm Wind ihre Fahrt vollbracht hatte, wieder fand. Der Kaiser gestattete seinem königlichen Gast, mit seinem Schiffe bis zu der marmornen Treppe zu segeln, und dann auf deren, bis zu dem Meere herabgehenden Stufen — was ausschließlich blos dem regierenden Kaiser erlaubt war — zu dem Palaste hinaufzusteigen. Am Eingange des Palastes erwartete den König wieder eine zahlreiche Menge festlich gekleideter Hofbeamten, welche ihn und seine Barone in den Saal führten, wo hinter einem ungemein reichen und prachtvollen Vorhang der Kaiser auf einem goldenen Throne saß. Hier traten dem Könige einige der ersten und vornehmsten Beamten der Krone entgegen, und geleiteten ihn hinter den Vorhang, wo der Kaiser sich sogleich von seinem Throne erhob und ihn auf das freundlichste begrüßte. Wenige Minuten darauf rollte der Vorhang auf, und die fränkischen Barone und der ganze zahlreich versammelte Hof erblickten den König von Jerusalem neben dem Kaiser auf einem, obgleich etwas niedrigern Sessel sitzend *). Auch die Barone wurden jetzt zu dem Handkuß zugelassen, und zu jedem derselben sprach der Kaiser einige ungemein freundliche, verbindliche Worte. Nach dieser ersten, blos auf gegenseitige Freundschaftsbezeugungen sich beschränken-

*) Warum die erste Begrüßung hinter einem Vorhang geschehen sey, davon gibt Wilhelm von Tyrus folgenden Grund an: «quod si praeserte factum fuisset, nimium visus esset Dominus Imperator suae derogarse majestati.»

den Unterredung, ward der König in die, in dem kaiserlichen Palast für ihn bereit gehaltenen Gemächer geführt, worauf auch die Barone in die ihnen angewiesenen, ganz in der Nähe der kaiserlichen Burg liegenden Wohnungen sich begaben. Ergötzungen jeder Art und die prachtvollsten Feste, wie sie nur der eben so prunkvolle als üppige Hof von Constantinopel zu geben vermochte, folgten nun viele Tage auf einander *). Alle Merkwürdigkeiten der großen, berühmten Kaiserstadt wurden den so hoch gefeierten Gästen von sachverständigen Führern gezeigt; zu allen Kunstwerken, wie zu den Schätzen und Heiligthümern der Kirche, und den merkwürdigsten heiligen Reliquien, sogar zu solchen, welche man selbst den vornehmsten Fremden nur selten zu zeigen pflegte, wurden sie geführt, eben so auch durch alle Gemächer der kaiserlichen Paläste, deren ungemein kostbare und prachtvolle Ausschmückung sie eben so sehr ergötzte, als sie dieselbe bewunderten. Manuel selbst, um seine Gäste auch durch mannichfaltige Abwechselung zu erfreuen, begab sich mit dem Könige und dessen Baronen in den, außerhalb der Stadt in höchst anmuthiger Umgebung liegenden Palast der Blachernen, wo er einige Tage mit ihnen sich aufhielt. Von hieraus unternahm Amalarich eine, ihn eben so sehr ergötzende als

*) Ziemlich umständlich verbreitet sich der Erzbischof von Tyrus über die, während König s Amalarichs Aufenthalt in Constantinopel von dem Kaiser angeordneten Festlichkeiten. Musicorum genera instrumentorum raria, et cantus *admirandae suavitatis,* consonantiis distinctos artificialibus, choreos quoque virginum et historionum gestulationes admiratione dignas, servata tamen morum disciplina Imperator praecipit exhiberi. Sed et spectacula publica, quae nos ludos theatrales vel circenses consuevimus appellare, urbanis domini regis gratia cum multis sumptibus et solita magnificientia praecipit exhiberi.

belehrende Reise längs der Küste des Bosphorus bis zu dessen Ausfluß in den Pontus Euxinus, und zeigte eine lobenswerthe Wißbegierde in genauer Forschung nach allen Merkwürdigkeiten und Eigenheiten der verschiedenen Gegenden, die er durchreißte. Aber unter allen diesen Feierlichkeiten, Festen und Vergnügungen wurden jedoch die ernstern Geschäfte nicht vergessen. Mit großer Aufmerksamkeit hörte der Kaiser auf den Antrag Amalarichs in Beziehung auf eine neue gemeinschaftliche Unternehmung, um Saladins Macht in Aegypten zu stürzen, und dieses reiche Land einer christlichen Herrschaft zu unterwerfen; und so sehr auch der Ausgang der gemeinschaftlich unternommenen Belagerung von Damiette den Kaiser von jeder Verbindung mit den Franken hätte abschrecken müssen; so ging doch Manuel, der überhaupt kühne und gewagte Unternehmungen liebte, und dem nichts so sehr schmeichelte, als glänzende Waffenthaten und kriegerischer Ruhm, selbst gegen Amalarichs Erwartungen in dessen Antrag mit beinahe zuvorkommender Bereitwilligkeit ein. Ein Bündniß zwischen dem griechischen Kaiser und dem Könige von Jerusalem kam zu Stande. Eine förmliche Urkunde ward darüber ausgefertiget, und mit Siegel und Unterschriften von beiden Seiten auf das feierlichste bekräftiget *). Nach-

*) Es ist sonderbar, daß Wilhelm von Tyrus, der doch über den Aufenthalt des Königes von Jerusalem in Constantinopel mit so großer Umständlichkeit sich verbreitet, selbst bei wenig bedeutenden Nebenumständen in das größte Detail geht, gerade über die Natur des zwischen beiden Monarchen geschlossenen Vertrages, der doch offenbar von Amalarichs ganzer Reise zu dem Kaiser das allermerkwürdigste ist, stillschweigend hinweggeht. Ebenso unbestimmt drückt sich auch Cinamus darüber aus; doch sagt er: König Amalarich habe dem Kaiser die Unterthänigkeit gelobet, was keinen andern Sinn haben kann, als daß der König versprach, des Kaisers Vasall zu wer-

dem dieses wichtige Geschäfte zu beiderseitiger Zufriedenheit geendiget war, machten auch der König und dessen Barone die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise. Aber nun erfuhren sie erst in recht vollem Maße Manuels mehr als kaiserliche Freigebigkeit. Amalarich erhielt nicht nur von dem Kaiser eine sehr bedeutende Geldsumme, eine Menge der prachtvollsten Gewänder und viele andere Kostbarkeiten von ungeheuerm Werth; sondern auch sein Schwiegervater, der Protosebastus, und noch einige der vornehmsten und hochgestelltesten Großen am Hofe suchten dem Könige, durch dargebrachte reiche Geschenke, Beweise ihrer Ehrerbietung und Liebe zu geben. Auch Amalarichs sämmtliche Begleiter, von dem ersten Barone bis zum niedrigsten Knechte, wurden nach dem Verhältniß ihres Standes und ihrer Würde reichlich beschenkt. Mit den glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft, und hoch erfreut über die glückliche Beendigung eines so wichtigen Geschäftes, schifften sich nun der König, dessen Barone und Ritter wieder ein und kamen am 17. Julius 1171. in Sidon an.

den, nämlich für jenen Ländertheil, welcher ihm, nach gelungener und glücklich ausgeführter Unternehmung, zufallen würde. Dieß ist wirklich nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich; denn in der bedrängten Lage, in welcher sich der König befand, mußte er nothwendig, um den Kaiser noch um so mehr zu einer Unternehmung gegen Aegypten zu bewegen, ihm ein solches Opfer bringen, besonders da bei diesem Kriege die größten Lasten wieder auf den griechischen Kaiser würden gefallen seyn. Soviel es sich übrigens aus manchen Stellen der Erzählungen der byzantinischen Geschichtschreiber ergibt, so ließ doch der Kaiser, trotz dem so ungemein glänzenden Empfang, der dem Könige von Jerusalem zu Theil ward, denselben bisweilen fühlen, daß er, der Kaiser, der Oberherr sey, der Hülfe leisten könne, und Amalarich der Schützling, der jetzt der Hülfe bedürfe.

13. Natürlicher Weise konnte die von Manuel versprochene Hülfe nicht sogleich erscheinen. Um einen Eroberungskrieg in einem sehr entfernten Lande zu beginnen, dazu gehören manche Vorbereitungen, die eine geraume Zeit erfordern; zudem hatte das, von so vielen Feinden umgebene griechische Reich auch nach vielen Seiten gegen Außen seine eigenen Interessen zu wahren. Aber dafür ereigneten sich jetzt manche andere, zwar zum Theile nicht sehr bedeutende, aber dennoch für Amalarich nicht wenig unangenehme Vorfälle. Gleich nach seiner Rückkehr kam auch der Erzbischof Friederich von Tyrus von seiner fruchtlosen Sendung nach dem Abendlande, in Jerusalem wieder an, und brachte den Grafen Stephan von Blois und Chartres, welcher Amalarichs Eidam werden sollte, mit. Aber Graf Stephan warein leichtsinniger, nur seinem Vergnügen nachjagender Jüngling. Als er jetzt die gefährdete Lage des Königreiches näher einsah, und keineswegs Lust hatte, sich in immerwährende Kämpfe mit den Türken einzulassen, nahm er seine Einwilligung in die ihm von dem Bischofe im Namen des Königes gemachten Anträge wieder zurück. Graf Stephan blieb zwar noch ein paar Monate im heiligen Lande, führte sich aber so auf, daß sein Name auch nachher noch lange Zeit in ganz Palästina und besonders zu Jerusalem in dem übelsten Rufe stand. Auf seiner Rückreise überfiel ihn in Cilicien eine Schaar Räuber, die ihn rein ausplünderten, und auf vieles Bitten ihm kaum noch ein schlechtes Pferd ließen, auf welchem er seine Reise nach Constantinopel fortsetzen konnte. Bald darauf traf auch die ungemein betrübende Nachricht ein, daß der Bischof Wilhelm von Ptolemais, der den König nach Constantinopel begleitet und den Amalarich von da aus mit Aufträgen an verschiedene Monarchen nach Europa gesandt

hatte, auf seiner Rückreise zu Adrianopel von einem Geistlichen aus seinem Gefolge, während der Mittagsruhe, jämmerlich ermordet worden sey. Ob der Mensch wahnsinnig gewesen, oder aus Rache den Mord begangen, konnte man nicht wohl erfahren, da der Unglückliche selbst, wenige Tage nachher, jedoch unter Aeußerung der tiefsten Reihe ebenfalls starb. Weit nachtheiliger und betrübender war für die Christen, besonders für die syrischen Fürstenthümer der um dieselbe Zeit erfolgte Tod des Fürsten Toros von Kleinarmenien, dieses treuen Freundes und Bundesgenossen der Franken. Nach seinem Tode bemächtigte sich sein Bruder Malch des Fürstenthums, und so freundschaftlich und hülfreich sich Toros stets gegen die Christen erwiesen hatte, eben so feindselig und räuberisch benahm sich nun Malch gegen dieselben, schloß nicht nur mit Nourreddin ein Bündniß gegen die syrischen Fürsten, sondern zog auch alle dem Tempelorden gehörigen und in seinem Fürstenthum liegenden Güter ein. Auch Saladin fiel wieder einigemal in Palästina ein, bedrohete bald da, bald dort eine christliche Burg oder feste Stadt, zog sich aber bei Annäherung eines christlichen Heeres sogleich wieder zurück, und begnügte sich jedesmal blos mit der Verwüstung einer Strecke Landes. Saladin wollte damals die Burgen, die auf dem Wege nach Aegypten lagen, den Christen nicht entreißen, weil, solange sie in den Händen derselben waren, sie auch ihm zu Schutzwehren gegen Nourreddin dienten. In demselben Jahre lößte auch Graf Raimund von Tripolis mit Hülfe des Königes sich mit achtzig tausend Goldstücken aus seiner achtjährigen Gefangenschaft und trat die Regierung seines Landes wieder an. König Amalarich hatte es diese acht Jahre über mit vieler Klugheit und Sorgfalt verwaltet, und trat es jetzt eben so gern und uneigennützig wieder an seinen Fürsten ab.

14. Aber weit verhängnißvoller, nicht blos für das Königreich Jerusalem, sondern auch für alle Länder Vorderasiens war der im Jahre 1173 erfolgte Tod des großen Nourreddin. Man wird sich erinnern, daß, als Balduin III. starb, Nourreddin das Andenken dieses großen Königes so sehr ehrte, daß er selbst an der tiefen und gerechten Trauer der Christen über ihren Verlust Antheil nahm, und deren Betrübniß und Niedergeschlagenheit durchaus nicht zu seinem Vortheil benutzen wollte. Aber eben so edelmüthig dachte nicht König Amalarich. Sobald die Kunde von dem Tode des großen Athabeken in Jerusalem angekommen war, zog der König sogleich die Streitkräfte des Reiches zusammen und rückte vor die Stadt Paneas. Als aber die Besatzung und Einwohner der Stadt tapfern Widerstand leisteten, gab er den Abgeordneten der Wittwe Nourreddins Gehör, und hob gegen eine gewisse Summe Geldes, die jedoch nicht sehr bedeutend gewesen zu seyn scheint, die Belagerung, nachdem sie fünfzehn Tage gedauert hatte, wieder auf. Der Vortheil, den Amalarich durch sein wenig edelmüthiges Betragen gewann, war demnach äußerst gering. Schon während der Belagerung fühlte sich der König öfters unwohl. Aber auf dem Rückmarsch ward er zu Tiberias wirklich sehr bedeutend krank. Sein Uebel war die von heftigem Fieber begleitete rothe Ruhr. Demungeachtet und obgleich äußerst schwach setzte er doch seine Reise noch zu Pferde über Nazareth und Sichem nach Jerusalem fort. Hier nahm seine Krankheit eine immer gefährlichere Gestalt an, und da er alle in Jerusalem wohnenden Aerzte, griechische, arabische, lateinische rc. zu sich rufen ließ, so mußte theils deren Menge, theils deren Unwissenheit auch nothwendig seinen Tod beschleunigen. Im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens, und in dem zwölften seiner wenig Heil bringenden Regierung, starb König Amalarich am 11. Julius

des Jahres 1173, also ungefähr zwei Monate, nachdem auch Nourreddin von dem geräuschvollen Schauplatz abgetreten war; und der, beinahe ganz gleichzeitige Tod beider Monarchen veränderte nun in allen Ländern Vorderasiens alle bisher bestandenen Verhältnisse*).

VIII.

König Balduin IV.

1. Amalarich hinterließ von seiner ersten Gemahlin, Agnes von Courtenai, zwei Kinder, Sybilla und Balduin, und von seiner zweiten Gemahlin Maria nur eine Tochter, Namens Isabella. Sybilla ward von ihrer Großtante Jutta in dem Kloster zum heiligen Lazarus zu Bethania in Gottesfurcht und klösterlicher Zucht erzogen. Balduin erhielt den Kanzler Wilhelm, den berühmten Geschichtschreiber der Kreuzzüge und nachherigen Erzbischof von Tyrus, zu seinem Lehrer. Unter der Leitung dieses trefflichen Mannes machte der königliche Knabe in allen wissenschaftlichen Zweigen, die man ihm vortrug, mehr als gewöhnliche Fortschritte, gewann dabei auch eine, sich immer mehr erprobende, wahrhaft christliche Gesinnung; nur Schade, daß sein von Kindheit an sehr schwächlicher Körper den geistvollen Erzieher hinderte, seinem gekrönten Zögling auch jene Stärke des Charakters, und jene Bestimmtheit und Festigkeit des Willens anzubilden, die dessen künftiger hoher Beruf doch so gebieterisch von ihm forderten. Auch an Gewandtheit in ritterlichen Uebungen blieb er weder hinter seinem Vater, noch seinen übrigen Vorfahren zurück. Im Gegentheil soll er sie sogar in der Kunst

*) Nourreddin starb gerade in dem Augenblicke, als zwischen ihm und Saladin ein offener Kampf nicht mehr zu vermeiden war; er auch schon im Begriffe stand, mit furchtbarer Heeresmacht gegen Aegypten zu ziehen.

zu reiten und Rosse zu bezähmen noch weit übertroffen haben *). Aber leider entdeckte man bei Balduin schon in dessen frühester Jugend Spuren jener schrecklichen Krankheit, die in der Folge sich immer noch furchtbarer entwickelte. Man hatte nämlich bemerkt, daß der junge Balduin in Spielen mit Knaben seines Alters deren härtesten Schläge und Stöße mit einer unbegreiflichen, selbst an Gefühllosigkeit grenzenden Geduld und Gleichgültigkeit ertrug. Dieß erregte endlich Aufmerksamkeit; man fand eine nähere Untersuchung nothwendig, und entdeckte nun mit großem Schrecken, daß die rechte Seite und der rechte Arm ganz gefühllos und gleichsam wie todt waren. Umschläge, Bäder, Salben und andere Heilmittel blieben unwirksam; und man erkannte darin schon Vorboten und beginnende Wirkungen jener Krankheit oder vielmehr jenes Aussatzes, den die Aerzte, wegen der Aehnlichkeit mit der Haut eines Elephanten, Elephantiasis nennen, ihn auch während seines kurzen Lebens öfters auf das Krankenlager warf, und größtentheils keines, große Anstrengung erfordernden Geschäftes fähig machte.

2. Ungeachtet dieses bereits sich zeigenden Uebels ward dennoch der erst dreizehnjährige Balduin, mit Beistimmung aller Prälaten, Fürsten und Edeln, am 15. Julius 1173, also schon am vierten Tage nach dem Tode seines Vaters, von dem Patriarchen von Jerusalem in der Kirche zum heiligen Grabe feierlichst gekrönt. Aber auch abgesehen von den körperlichen Gebrechen Balduins, so befand er sich auch jetzt noch in einem allzu jugendlichen Alter, als daß er die oberste

---

*) Wilhelm von Tyrus sagt von Balduin: erat praeter morem Majorum suorum equis admittendis regendisque optissimus.

Leitung des Staates hätte übernehmen können. Es bedurfte also einer vormundschaftlichen Regierung, und über diese erhoben sich wieder Partheiung und heftiger Zwist. Unstreitig hatte Graf Raimund auf die Vormundschaft die gerechtesten Ansprüche. Diese gründeten sich nicht nur auf seine nahe Anverwandtschaft mit dem königlichen Hause, sondern auch auf seine hohe Würde, als der mächtigste Lehnsmann der Krone, und auf die vielen um König Amalarich erworbenen Verdienste. Der Graf kam selbst nach Jerusalem, um in einer Versammlung der Prälaten und Fürsten, der auch der junge König beiwohnte, seine Ansprüche geltend zu machen. Ausser dem Rechte, sagte Raimund, das ihm schon seine nahe Verwandtschaft mit der königlichen Familie, und seine Eigenschaft, als der mächtigste Vasall des Reiches, auf die Vormundschaft gebe, gebühre sie ihm auch als eine schuldige Anerkennung seiner, durch Thatsachen bewiesenen, gewiß höchst seltenen treuen Anhänglichkeit an den verstorbenen König; denn als er in die Gefangenschaft Nourreddins gerathen, habe er sogleich seinen Getreuen befohlen, alle Festungen und Burgen dem Könige Amalarich zu öffnen; ja er habe sogar in seinem letzten Willen, den er damals aufgesetzt, den König, im Falle er, Raimund, in der Gefangenschaft sterben würde, zum Erben aller seiner Länder, so wie seines ganzen beweglichen Vermögens ernannt. Alle Prälaten, auch viele von den anwesenden weltlichen Herren fanden Raimunds Ansprüche gerecht, und traten auf seine Seite; auch war das Volk ihm geneigt. Demungeachtet erhielt Raimund von dem Könige die ausweichende Antwort, welche Milo von Plancy dem jungen Monarchen in den Mund gelegt hatte, daß er, der Graf nämlich, nach einer gehaltenen allgemeinen Reichsversammlung, welche nächstens sollte zusammen berufen werden, und wo auch die jetzt abwesenden Barone an den Berathungen wür-

den Theil genommen haben, einen, dieser wichtigen Angelegenheit entsprechenden Bescheid erhalten werde; worauf Raimund sogleich Jerusalem verließ und nach Tripolis zurückkehrte.

3. Raimunds erklärtester und mächtigster Gegner war der so eben genannte Milo von Plancy. Dieser, schon von König Amalarich hoch geehrt, und von demselben, zum großen Verdruß des ganzen hohen Adels, zum Seneschall des Reiches erhoben, besaß jetzt das ganze Vertrauen des jungen Königs, und zwar in solchem Maße, daß er, ohnehin im höchsten Grade anmaßend und prahlerisch, jeden Andern von irgend einer Theilnahme an der Verwaltung auszuschließen, und alles blos nach seinem Willen zu ordnen und zu lenken suchte. Aber wohl wissend, wie wenig er bei dem Volke wie bei dem Adel beliebt sey, stellte Milo, dem Scheine nach, den Burgvogt Reard von Jerusalem an die Spitze der Geschäfte. Dadurch ward jedoch Niemand getäuscht; denn jeder sah ein, daß Milo eigentlich nur unter dem Namen Reards, der ein bloßer roher Soldat, dabei von ganz niedriger Geburt war, und dem es auch, wie Jedermann wußte, an Verstand und Einsichten durchaus gebrach, das Königreich nach seinem Willen beherrschen wolle. Aber Graf Raimund hatte viele und mächtige Freunde, und Milo noch ungleich mehr Feinde, die er durch seinen Stolz und durch die Verachtung, die er ihnen bewies, immer noch mehr reizte. Endlich ward er gewarnt,[1] gegen mörderische Anschläge für sein Leben auf der Hut zu seyn. Aber Milo lachte dieser Warnungen, glaubte über alles erhaben zu seyn, und ward demnach auch bald darauf in Ptolemais, als der Tag zu dämmern begann, von mehreren gegen ihn gedungenen Mördern auf öffentlicher Straße plötzlich überfallen, und unter vielen, ihm beigebrachten Wunden

jämmerlich erschlagen. Die Mörder, wie die, welche diesen Mord veranlaßt, blieben unbekannt. Man hielt es wahrscheinlich nicht für gut, genauere und schärfere Untersuchungen wegen dieser Gräuelthat anzustellen. Ueberhaupt waren die Stimmen darüber sehr getheilt. Einige bejammerten aufrichtig den Tod des Erschlagenen, und klagten laut über die schändliche Weise, mit der man ihm für seine, dem jungen Könige erwiesene Treue und Sorgfalt gelohnt hätte. Andere im Gegentheil erblickten in der Ermordung des Seneschalls blos eine gerechte Strafe für den Verrath, den er an dem Könige zu begehen im Begriffe stand. Er habe, behaupteten sie, selbst nach dem Throne von Jerusalem gestrebt, daher gleich nach der Krönung Balduins einen Boten mit Briefen und Geschenken an seine Verwandten und Freunde in Europa gesandt, und sie einladen lassen, unverzüglich über das Meer zu segeln und ihm in der Ausführung seiner Entwürfe behülflich zu seyn. Nichts ist jedoch ungerechter als diese letztere Anklage. Wirklich hatte zwar Milo den Bruder des Burgvogts von Jerusalem mit Briefen nach dem Abendlande gesandt; aber nichts war natürlicher, als daß Balduin nach seiner Krönung auch den europäischen Monarchen, deren Schutz er und das Königreich so sehr bedurften, seine Thronbesteigung mußte bekannt machen lassen. Zudem ist es ja von selbst einleuchtend, daß Milo, wenn er den ausschweifenden Gedanken gehabt hätte, das Königreich an sich zu reissen, er bei der Menge seiner mächtigen Feinde, zu denen auch die syrischen Fürsten gehörten, er einer weit größern Macht, als blos der Hülfe einiger Abentheurer bedurft hätte. Milo fiel offenbar als ein Opfer der Erbitterung seiner Feinde; und bei der Leichtigkeit, mit der man damals im Orient, besonders in Syrien, Meuchelmörder finden konnte, hätte gegen deren Dolche auch alle nur mögliche Vorsicht ihn nicht in die Länge schützen können.

4. Auf die erste Nachricht von Milo's Tod eilte sogleich Raimund von Tripolis nach Jerusalem; und da indessen sämmtliche Prälaten und Barone zu einem allgemeinen Reichstage waren berufen worden, so drang jetzt Raimund auf die ihm versprochene Entscheidung. Diese fiel nun auch, nach zweitägiger Berathung, ganz nach seinem Wunsche aus. Durch einmüthigen Beschluß der, obgleich sehr zahlreichen Versammlung ward Raimund zum Reichsverweser ernannt, und gleich darauf in der Kirche zum heiligen Grabe ihm die Verwaltung des Königreiches übertragen, jedoch dabei noch ausdrücklich festgesetzt, daß dem jungen Könige, auch während seiner Minderjährigkeit, sein Antheil an der Regierung und die ihm gebührende Würde nicht entzogen werden sollten. — Aber auch Graf Raimund hatte seine Gegner, die ihm die Verwaltung ungemein erschwerten, durch unaufhörliche Widersprüche alle seine Maßregeln lähmten, und ihm so vielen Verdruß machten, daß endlich auch der Eifer, den er anfänglich für das Wohl des Königreiches gezeigt hatte, in ihm völlig erkaltete, und er sich weit mehr um sein Fürstenthum Tripolis, als um das Königreich Jerusalem bekümmerte, welches doch damals mehr als je eines thätigen, eben so mächtigen als kräftig durchgreifenden Regenten erforderte

5. Da wenig oder vielmehr gar keine Hoffnung da war, daß Balduin IV. je eine vollkommene Gesundheit erhalten, daher auch wahrscheinlich kinderlos bleiben werde; so war die Frage über die Nachfolge im Reiche jetzt eben so wichtig, ja wohl noch wichtiger, als jene über die Vormundschaft und Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit des Königes. Jeder Vernünftige, und besonders die Geistlichkeit sah ein, daß man die Regierung und Beschirmung des Königreiches durchaus in die Hand eines, schon im Abend-

lande sehr angesehenen, und dabei tapfern und kriegerischen Fürsten legen müsse. Diese Ueberzeugung theilten auch sämmtliche Barone, auf deren Rath der König den jungen Markgrafen Wilhelm von Montferrat nach Palästina einladen, ihm die Hand seiner Schwester Sybilla, und mit dieser die Thronfolge anbieten ließ. Wilhelm war mit den größten Mächten Europas verwandt. Seine Mutter war eine Halbschwester König Conrads III., mithin Tante Kaiser Friederichs I. und Wilhelms Vater der mütterliche Oheim König Philipps von Frankreich: unstreitig eine Verwandtschaft, die den Markgrafen ganz vorzüglich empfehlen mußte, besonders da es ihm nicht an innerer Tüchtigkeit fehlte, und er durch kriegerische Einsichten und persönliche Tapferkeit schon Ruhm und Ehre sich erworben hatte. Dem Markgrafen mißfiel der Antrag nicht, er zögerte also nicht sich einzuschiffen, und kam schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1176 in Sidon an. Wilhelm war von Natur aus ungemein aufbrausend und zum Zorn geneigt, und von einer grenzenlosen Freimüthigkeit; was er dachte oder empfand, sprach er unumwunden aus, konnte daher auch nicht leicht Etwas verschweigen. Dadurch zog er sich das Mißfallen der Barone zu, die ihm übrigens auch noch den kindischen Vorwurf machten, daß er an seiner Tafel nicht das nöthige Maaß beobachte*). Der Erfüllung des, von dem Könige dem

*) Wilhelm von Tyrus sagt von dem Markgrafen: «Multum in cibo, in potu quoque maxime superfluus, non usque tamen *ad animi laesionem.*» Woraus sich nun deutlich ergibt, daß man dem Markgrafen nicht Unmäßigkeit zum Vorwurf machen konnte, sondern blos, daß seine starke und kräftige Constitution, besonders in der Blüthe seines männlichen Alters, ungleich mehr Nahrung erforderte, als die weichlichen und geschwächten Körper der Pullanen in Syrien und Palästina nothwendig hatten.

Markgrafen gemachten Versprechens widersetzten sie sich daher mit der größten Hartnäckigkeit. Aber all ihr Bemühen war eitel und fruchtlos. Markgraf Wilhelm ward mit Sybilla, der Schwester des Königes, vermählt, und erhielt als Mitgift seiner Gemahlin die beiden Städte Sidon und Askalon mit deren Bezirken. Bald söhnten jetzt auch die Barone sich wieder mit dem Markgrafen aus, als sie dessen Redlichkeit, Geradheit und Offenheit kennen lernten, und sich immer mehr überzeugten, daß seine Aeußerungen auch stets mit seinen innern Gesinnungen und Empfindungen in dem vollkommensten Einklang stünden. Leider wurden alle Hoffnungen, zu welchendie Tapferkeit und der edle und ritterliche Sinn des jungen Fürsten das Königreich berechtigten, durch dessen allzufrühzeitigen Tod wieder vereitelt. Nach einer Krankheit von mehreren Wochen starb Wilhelm gleich im Junius des folgenden Jahres 1177. Bei seinem Tode trug seine Gemahlin Sybilla Balduin den Fünften schon unter ihrem Herzen.

6. Alle Blicke in dem jetzt gewissermaßen auf das neue verwaißten, und doch von so vielen Seiten bedroheten Königreiche waren jetzt auf den, schon lange erwarteten Grafen Philipp von Flandern und Vermandois gerichtet. Dieser war unstreitig einer der mächtigsten Fürsten des Abendlandes, und der Sohn des, demLeser schon bekannten Grafen Dieterich von Flandern, des unermüdeten Kreuzfahrers, der während seines Lebens wenigstens schon vier- bis fünfmal Palästina und die heilige Stadt besucht hatte. Zur großen Freude des Königes und aller Barone kam jetzt Graf Philipp von Flandern, wenige Wochen nach dem Tode des Markgrafen, mit einem zahlreichen Gefolge flandrischer, französischer und sogar englischer Ritter in Ptolemais an. Die Hoffnungen

der Christen in Palästina beruheten nun einzig auf der Macht und dem großen Reichthum des Grafen, und in diesen Hoffnungen wurden sie jetzt noch mehr bestätiget, da er eine so große Anzahl von Helmen mit sich brachte. Selbst im Abendlande war er als ein sehr harter, vielleicht auch blos daher strenge Gerechtigkeit liebender Fürst bekannt. Persönliche Tapferkeit, das Gemeingut aller Ritter seiner Zeit, ward ebenfalls an ihm gerühmt, und endlich stand er auch in dem Rufe einer, obgleich von seiner Seite sehr zweideutigen Frömmigkeit, nachdem er nämlich vor einigen Jahren, um manche in wilden Fehden von ihm verübte Frevelthaten abzubüßen, das Gelübde einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe abgelegt hatte. Mit der Erfüllung dieses Gelübdes eilte er doch nicht sehr; auch schienen seine frühern Unthaten, zu deren Sühnung er diese Buß- und Pilgerreise zu unternehmen vorgab, ihm nicht sehr brennend auf der Seele gelegen haben; denn als er schon das Kreuz auf der Schulter trug, beging er doch noch eine neue, ungeheuere, vielleicht bis dahin noch nie oder nur höchst selten erhörte Gräuelthat. Den Ritter Walther von Fontaines hatte er nämlich in dem Verdacht eines heimlichen, unerlaubten Einverständnisses mit seiner Gemahlin, der Gräfin Elisabeth. Als nun der Ritter eines Tages zu St. Omer der Gräfin einen Besuch machte, und der Graf ihn bei seiner Gemahlin antraf, entbrannte er sogleich in den heftigsten Zorn. Der Ritter betheuerte ihm zwar seine Unschuld, erbot sich auch, diese auf jede Art, also auch durch ein Gottesgericht zu erweisen. Aber der Graf gab in seiner wilden Wuth dem Ritter gar kein Gehör, ließ ihn auf der Stelle von Henkersknechten ergreifen, zuerst mit Geißeln und Pfriemen grausam zerfleischen, und dann an den Beinen mit herabhängendem Kopfe in einer Kloake aufhängen, wo der

Unglückliche unter den schrecklichsten Qualen endlich den Geist aufgab. Um diesen schändlichen, qualvollen Mord zu rächen, erhob sich Walthers sämmtliche weitverzweigte Verwandtschaft gegen den Grafen, und kündigte ihm den Frieden auf. Eine blutige Fehde entstand, die zwei Jahre ununterbrochen fortwüthete, und nach deren Beendigung Graf Philipp erst jetzt seine Reise hatte antreten können *).

7. Da man der Hülfe in dem Königreiche so sehr bedurfte, und der mächtige Graf von Flandern im Stande war, sie zu leisten, so ward er auch überall von dem Volke mit lautem Jubel, und von dem Könige und den Baronen mit der größten Ehrerbietung empfangen. Aber der Graf war nicht mit edeln Gesinnungen nach Jerusalem gekommen. Er hatte ganz andere, geheime und man dürfte wohl sagen, verrätherische Absichten, die er jetzt im Geheim zu verfolgen suchte, und am Ende auch ganz unfehlbar zu erreichen hoffte. Da der König, kurz vor der Ankunft Philipps, von seiner Krankheit so heftig war niedergerissen worden, daß er von Askalon sich in einer Sänfte nach Jerusalem hatte müssen bringen lassen, so ward jetzt in einer zahlreichen Versammlung, wozu der König alle geistliche und weltliche Herren, so wie auch die Großmeister beider Ritterorden hatte berufen lassen, einstimmig beschlossen, dem Grafen Philipp von Flandern die Verwaltung des Reiches ohne alle Beschränkung, dabei volle Gewalt über Krieg und Frieden, so wie auch die Gerichts-

*) Diese blutige, und anfänglich mit der größten Erbitterung geführte Fehde würde noch weit länger gedauert haben, wenn es dem Grafen Philipp nicht gelungen wäre, durch die Hülfe seines Schwagers, des Grafen Balduin von Hennegau, den Frieden von seinen zahlreichen Gegnern wieder zu erhalten.

barkeit und freie Verfügung über alle Einkünfte und Gefälle des Königreiches zu übertragen. Als aber die Abgeordneten des Königes dem Grafen den Entschluß und Wunsch der Versammlung kund thaten, sagte er ihnen mit erheuchelter, gleisnerischer Demuth: er sey nicht gekommen, um an dem Grabe des Erlösers zu herrschen, sondern zu beten; auch möchte er nicht, durch Annahme eines so wichtigen Auftrages, sich selbst die Freiheit nehmen, zu jeder Zeit, sobald er es für nothwendig finden würde, in sein Vaterland zurückzukehren. Er bitte also den König, die Verwaltung des Reiches in die Hände eines andern Fürsten zu legen, dem er jedoch mit allen seinen Rittern und Heersgenossen nicht mindern Gehorsam zu leisten sich erbiete, als selbst seinem natürlichen Oberherrn, dem Könige in Frankreich. Aber mit diesem letztern Anerbieten war es dem tückischen Grafen nichts weniger als Ernst. Sein geheimer, von niedrigem Eigennutz ersonnener Plan war, dem Könige Balduin die Krone, zwar nicht für sich, aber für Andere zu entreissen. Schon im Abendlande von dem traurigen, so sehr jetzt gefährdeten Zustande des Königreiches Jerusalem, so wie mit den Familienverhältnissen des königlichen Hauses vollkommen bekannt, hatte er, vor seiner Abreise nach dem Orient, mit dem Burgvogt von Bethüne einen geheimen Vertrag abgeschlossen, dem zu Folge er, der Graf, sich verbindlich machte, die beiden Söhne des Burgvogts mit den beiden Schwestern Königs Balduin zu vermählen, den Einen nämlich mit der verwittweten Markgräfin Sybilla und den Andern mit Sybillens jüngern, damals noch nicht einmal mannbaren Schwester Isabella, und auf diese Weise alle mit diesen beiden Heirathen verbundenen Rechte und Ansprüche auf des Burgvogts beide Söhne zu übertragen, jedoch unter der Bedingung, daß ihm, dem Grafen, des von Bethüne's sämmt-

liche Besitzungen in Flandern erblich sollten abgetreten werden. Der Burgvogt ging in diesen Antrag ein, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Abtretung seiner Besitzungen nur erst Statt haben sollte, wenn auch jene beiden Heirathen zu Stande gekommen seyn würden. Den Erfolg seines Planes gründete Graf Philipp mit aller Zuversicht auf die große Hülfslosigkeit des Königreiches, auf den kräftigen Beistand, den er zu leisten im Stande sey, auch zu leisten versprechen werde, und wodurch ihm natürlich ein gebieterischer Einfluß in alle Angelegenheiten des Staates wie der königlichen Familie zu Theil werden müsse. Indessen war doch des Grafen verschlossenes, verstecktes, zweideutiges, so oft mit sich selbst in Widerspruch gerathendes, und mit der liebenswürdigen Offenheit des verstorbenen Markgrafen so sehr contrastirendes Wesen weder dem Könige, noch den Baronen entgangen; sie sahen ein, daß er es nicht aufrichtig mit ihnen meine, sondern geheime, auf seinen Vortheil berechnete Entwürfe ausbrüte. Aber bei ihrer großen Noth, und da sie noch immer von ihm Hülfe und kräftigen Beistand zu erhalten hofften — denn wie gerne und leicht glaubt und hofft nicht der Mensch das, was er wünscht, besonders wenn er in drückender Noth sich befindet — er auch diese Hülfe zu leisten ununterbrochen versprach; so fuhren die Barone fort, ihn immer noch mit einem Zutrauen zu beehren, dessen er doch durchaus unwürdig war. Allen Berathungen ward er zugezogen, bei jedem Vorfall um Rath befragt, jede Angelegenheit gleichsam in seine Hände gelegt, und ohne seine Zustimmung wagte Niemand auch nur das mindeste zu unternehmen.

8. Schon ganz nahe glaubte sich der Graf jetzt am Ziele seiner Wünsche, als ein ganz unerwartetes Er-

eigniß ihn nur noch viel weiter davon entfernte. Für das Königreich Jerusalem ging jetzt auf einmal und ganz unverhofft ein neurr Stern der Hoffnung glücklicher Zukunft auf. Griechische Gesandten erschienen in Jerusalem und meldeten dem Könige, daß zu Folge des, zwischen dem Kaiser Manuel und dem verstorbenen König Amalarichs geschlossenen Vertrages, in Beziehung auf ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen Aegypten, eine griechische Flotte von sechszig großen Schiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge mit einem Landungsheere von dreißig tausend Mann in dem Hafen von Ptolemais eingelaufen sey, daß mithin der König nun auch ohne zu zögern die von Amalarich zugesagten Truppen und Schiffe mit den griechischen vereinigen möge, und drangen mit vieler Heftigkeit auf die Ausführung der zwischen beiden Monarchen beschlossenen Unternehmung, indem sie dabei betheuerten, daß von Seite des griechischen Kaisers jede von ihm eingegangene Verbindlichkeit auf das gewissenhafteste würde erfüllt werden. Man möchte also ja nicht die, zu einem Angriffe gegen die Türken jetzt so günstige Jahreszeit durch unnöthige Zögerung und lange Berathungen verloren gehen lassen. Diese frohe Botschaft belebte jetzt auf einmal wieder die zagenden Gemüther mit Muth und neuen Hoffnungen. Um den Erfolg dieser Unternehmung zu sichern, daher den Grafen mit seiner zahlreichen Ritterschaar zur Theilnahme daran zu bewegen, ward beschlossen, ihm den Oberbefehl über die Flotte und das Landheer zu übertragen. Aber dieß lag gar nicht in dem versteckten Plane des ränkevollen Grafen. Er wollte im Gegentheil die Noth und die Bedrängnisse des Königreichs, und daher auch die Nothwendigkeit seiner Person und seiner Hülfe fortdauern lassen, so daß der, von Besorgnissen jeder Art gequälte König, wie auch dessen Barone, die, trotz der vielen Beweise der Unzuverläßigkeit des Grafen, dennoch die Hoffnung

auf seinen Beistand nicht aufgeben wollten, endlich gezwungen seyn würden, sich in Allem seinem Willen zu unterwerfen, und er dann die Heirath der beiden Schwestern des Königes mit den Söhnen des Burgvogts von Bethüne ohne Widerspruch durchsetzen könnte. Als man ihm daher jetzt jenen, für ihn so ehrenvollen Beschluß bekannt machte, hörte er den Antrag mit einer unbegreiflichen Kälte und Gleichgültigkeit an, erhob hierauf allerlei Einwendungen und Zweifel an dem Gelingen der Unternehmung, und äußerte sich dann: die innere Beschaffenheit Aegyptens sey ihm zwar nicht bekannt, aber er habe gehört, daß das Land öfters vom Nil völlig überschwemmt würde, und er daher befürchten müsse, daß es seinen Rittern und Söldnern, die er nicht in Hungerländer zu führen gewohnt wäre, an Lebensmitteln gebrechen, und durch Mangel an Nahrung zu Grunde gehen könnten. Die Barone erwiederten ihm hierauf, daß er die freie Wahl habe, entweder zu Lande oder zu Wasser nach Aegypten zu ziehen. In dem ersten Falle sollten sechshundert Kameele in Bereitschaft stehen, den für seine Truppen nöthigen Mundvorrath wie alle übrigen Kriegsbedürfnisse nach Aegypten zu bringen; werde er aber den Weg zu Wasser wählen, so würden so viele Lastschiffe, als er nur begehren möchte, zu seiner Verfügung gestellt werden. Man legte ihm nun auch zu seiner Einsicht den, zwischen dem Kaiser Manuel und dem Könige Amalarich geschlossenen Vertrag vor. Aber nun ward er nur noch ärgerlicher und bissiger, sprach von dem ganzen Unternehmen als von einer großen Thorheit, die nichts als Verderben bringen könnte, und erklärte am Ende, daß weder Er selbst noch irgend einer von seinen Rittern an diesem unbesonnenen Zug Theil nehmen werde. Da er bisher stets die Seele aller Berathungen war, so glaubte er, den Unterhandlungen mit den griechischen Gesandten dadurch ein Ende zu

machen, daß er sich anstellte, als wolle er Jerusalem, und überhaupt den Orient verlassen und nach seinen Staaten in Europa zurückkehren. An dem Grabe des Erlösers verrichtete er daher sein Abschiedsgebet (?), nahm den Palmzweig als das Zeichen der verrichteten Wallfahrt, dachte aber keineswegs an seine Heimfahrt nach dem Vaterland, sondern blieb in Neapolis. Aber durch alles dieses wurden der König und die Barone nicht abgeschreckt. Man beschloß, einem andern den Oberbefehl bei der Unternehmung gegen Aegypten zu übertragen. Die Wahl fiel auf den ehemaligen Fürsten Rainald von Antiochien, der vor zwei Jahren mit Hülfe seiner Freunde sich aus der Gefangenschaft zu Aleppo gelößt und seit dieser Zeit schon einigemal die Stelle des Königes vertreten hatte. Aber auch diese Ernennung kam nicht zu Stande; denn sobald der Graf von Flandern Kunde davon erhielt, sandte er den Burgvogt von Bethüne, der indessen ebenfalls in Palästina und bei ihm angekommen war, nach Jerusalem, und ließ dem König und den Baronen sagen, daß er bei reiferer Ueberlegung sich entschlossen habe, die Heerfahrt nach Aegypten zu unternehmen. Da des Grafen bisher so schwankendes, zweideutiges und versteckte Benehmen den Baronen alles Zutrauen benommen hatte, so war ihnen diese Botschaft nichts weniger als angenehm, wagten aber, immer noch getäuscht durch die Hoffnung, daß der Graf mit seiner zahlreichen Ritterschaft dem christlichen Heere ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind geben werde, es nicht, den Antrag zurückzuweisen. Eben so dachten auch die griechischen Gesandten, machten aber, weil jetzt ebenfalls schon voll Argwohn gegen den Grafen, es zur ausdrücklichen Bedingung, daß der Graf und dessen sämmtliche Ritterschaft durch einen körperlichen Eid geloben sollten, auf keine Weise von den Bestimmungen des zwischen dem Kaiser und Amalarich errichteten Vertrages

abzuweichen, und noch viel weniger gegen denselben zu handeln; und endlich, daß der Graf noch insbesondere schwören sollte, daß, im Falle er durch Krankheit von der persönlichen Theilnahme an der Heerfahrt würde abgehalten werden, er doch seine gesammte Ritterschaft und alle seine übrige Mannschaft bei dem Heere der Christen, bis zur beendigten Unternehmung, zur völligen Verfügung des, an seine Stelle tretenden Oberbefehlshabers zu lassen. Aber nun gab es sich sogleich wieder kund, daß es auch jetzt dem Grafen nichts weniger als Ernst sey. Sein Botschafter, der Burgvogt von Bethüne, weigerte sich, das geforderte eidliche Versprechen zu leisten. Dazu, sagte er, habe er keine Weisung, ohne welche er doch unmöglich sich in so wichtige Anträge einlassen könne. Die Barone sahen nun ein, daß sie abermals waren getäuscht worden; denn wäre es dem Grafen mit dem Heereszuge nach Aegypten wirklich und wahrhaft Ernst gewesen, so hätte auch der Burgvogt ohne Anstand das von ihm Geforderte versprechen können, da dieses ja von selbst schon in der Absicht des Grafen, wenn sie aufrichtig und unverstellt gewesen wäre, hätte liegen müssen. Auch die griechischen Gesandten verloren jetzt alle Geduld, und da ohnehin, durch das wetterwendische, unstäte Benehmen des Grafen, weder der König noch die Barone bis jetzt auch nur die mindesten Vorbereitungen und Anstalten zu einer Heerfahrt nach Aegypten gemacht hatten; so gaben jene die ganze Unternehmung auf, verließen mit Unwillen Jerusalem und traten eiligst ihre Rückreise an, worauf auch die griechische Flotte den Hafen von Ptolemais wieder verließ und nach Constantinopel zurücksegelte. Durch nichts hätte Philipp von Flandern dem Königreiche Jerusalem eine blutigere, nie mehr vernarbende Wunde schlagen können, als durch diese tückische Vereitelung der, von dem griechischen Kaiser selbst mit allem Eifer be-

triebenen ägyptischen Unternehmung. Jetzt wäre es noch Zeit gewesen, Saladins ohnehin schon so ungeheuer angeschwollene Macht gerade in deren Hauptsitze, nämlich in Aegypten, zu brechen. Manuel, der diesmal ein ganz besonderes Gewicht darauf legte, hatte seine Versprechungen wiederholt, es an nichts fehlen zu lassen, weder an Truppenverstärkungen, noch an Schiffen oder an Geld. Die Ritter in Palästina, wie alle Christen im heiligen Lande, die ihnen von Aegypten drohenden Gefahren jetzt wohl einsehend, waren für das Unternehmen begeistert. Die Ritter würden mit der Tapferkeit der ersten Kreuzfahrer gekämpft, das Heer mit ausdauerndem Muthe allen und den größten Mühseligkeiten sich willig unterzogen, mithin nach menschlichen Ansichten auch der schönste Erfolg den Feldzug gekrönt, und alle Gefahren von dem Königreiche Jerusalem auf lange Zeit abgewandt haben. Dieser Augenblick, der nie mehr zurückkehrte, ging nun fruchtlos vorüber, und blos durch die Schuld des falschen, nur seine kleinlichen Privatvortheile verfolgenden, und diesen das Heil eines ganzen Königreichs aufopfernden, unedeln flandrischen Grafen.

9. Schon während der Unterhandlungen mit den griechischen Abgeordneten hatte der Graf sich einigemal, und zwar immer mit Bitterkeit, geäußert, daß man ihn wegen der doch so nothwendigen baldigen Vermählung der verwittweten Markgräfin Sybilla noch nicht zu Rathe gezogen hätte. Der König ließ ihm darauf sagen, daß es zwar gegen die Sitte und Gewohnheiten des Landes wäre, eine fürstliche Wittwe, besonders wenn sie von ihrem verstorbenen Gemahl schwanger wäre, vor dem Ende des Trauerjahres schon wieder zu vermählen, er jedoch in dieser, weil für das Königreich so wichtigen Angelegenheit, sehr gerne den Rath und die Meinung des Grafen verneh-

men würde. Er habe, erwiederte jetzt der Graf, sich schon lange mit dieser Sache im Stillen beschäftiget, und er glaube einen Mann gefunden zu haben, der den Wünschen der verwittweten Fürstin entsprechen könne, der der Sprosse eines sehr edeln Geschlechtes sey, und dem es weder an innerer Tüchtigkeit noch an festem Willen fehle, das Königreich kräftig zu verwalten und gegen alle seine Feinde zu schützen. Aber nur, setzte jetzt der Graf mit auffallender Hastigkeit hinzu, möchte man bedenken, wie demüthigend es für einen Mann von solcher Würde seyn müsse, wenn er in Vorschlag gebracht, aber verworfen, und dieses, wie es nicht zu vermeiden wäre, der Welt würde bekannt werden. Er könne und werde also den Namen desjenigen, den er zu Sybillens künftigem Gemahl bestimmt habe, nicht eher nennen, als bis der König, sämmtliche Prälaten und Barone sich eidlich verbindlich gemacht hätten, denjenigen, den er in Vorschlag bringen würde, ohne alle Einwendung anzunehmen und mit der Markgräfin zu vermählen. Man kann sich leicht denken, wie sehr die von dem Könige an den Grafen abgeordneten Barone über eine solche unerhörte Forderung erstaunen mußten. Der Erzbischof Wilhelm von Tyrus suchte ihm nun begreiflich zu machen, wie sehr es unter der Würde des Königes wäre, seiner Schwester einen Gemahl zu bestimmen, dessen Person und Name nicht einmal bekannt wären, und daß man von dem Monarchen nicht fordern könnte, die Fürstin, im Falle der Vorgeschlagene ihr nicht gefallen und sie daher ihm ihre Hand zu reichen sich weigern würde, mit Gewalt zu einer solchen Verbindung zu zwingen. Aber alle Vorstellungen hierüber blieben bei dem Grafen fruchtlos; er bestand hartnäckig auf seiner Forderung. Aber um so entschlossener waren nun auch die Barone, einem so ungerechten und unnatürlichen Verlan-

gen sich zu widersetzen, besonders da sie jetzt auch, man weiß nicht wie, von des Grafen geheimem, mit dem Burgvogt von Bethüne geschlossenen Vertrage Kunde erhalten hatten. Zu seinem größten Aerger sah nun Graf Philipp ein, daß er seine Plane, die jetzt kein Geheimniß mehr wären, unmöglich durchsetzen könne, ward daher immer unfreundlicher und zurückstoßender, verließ endlich, wie wir schon gemeldet, Jerusalem und begab sich mit dem Palmzeichen der vollendeten Wallfahrt nach Neapolis.

10. Niemand in Jerusalem zweifelte nunmehr an dem Entschlusse des Grafen, ungesäumt seine Rückreise nach dem Abendlande anzutreten. Um so überraschender war es für den König wie für die Fürsten und Barone des Reiches, als jetzt Abgeordnete des Grafen erschienen, durch die er die Christen auffordern ließ, eine andere Unternehmung gegen die Ungläubigen in Vorschlag zu bringen, bei welcher er mit seiner Ritterschaft ihnen Hülfe und Beistand leisten könne. Der Beweggrund des Grafen zu dieser Sendung war, weil er es seiner Ehre nicht angemessen hielt, nach Europa zurückzukehren, bevor er nicht irgend einen Kampf gegen die Ungläubigen bestanden hätte. Die Fürsten von Antiochien und Tripolis brachten einen Einfall in das Fürstenthum Aleppo in Vorschlag. In Verbindung mit einer kleinen Truppenabtheilung aus Antiochien und Tripolis brach also der Graf mit seiner zahlreichen Ritterschaar, die König Balduin noch mit hundert Rittern und zweitausend Mann zu Fuß verstärkte, und an die sich auch noch der Großmeister der Hospitaliter und sehr viele Ritter aus beiden Orden anschlossen, in das feindliche Land ein. Aber so, wie er die Hoffnungen der Barone in Jerusalem getäuscht hatte, täuschte er nun auch die Erwartungen der syrischen Fürsten und deren Ritter-

schaft. Nicht das mindeste von Bedeutung geschah. Nur das flache Land zwischen Hama und Emesa ward verwüstet, aber wenig Beute dabei gewonnen; denn das Landvolk hatte sein Vieh und seine Habe in den umliegenden festen Burgen in Sicherheit gebracht, und von diesen ward keine einzige erobert, ja nicht einmal ein Versuch gemacht, irgend eine derselben zu erobern. Durch Ueberfall bemächtigte sich zwar der Graf der Stadt Hama. Aber seine Leute vermochten sich nicht darin zu behaupten, und wurden noch an demselben Tage von den Türken wieder daraus vertrieben. Nach diesem eben so frucht- als ruhmlosen Zuge ward, vorzüglich auf Betreiben des jungen Fürsten Boëmund von Antiochien, die Belagerung der gar zu nahe an dieser Stadt liegenden festen Burg Harem beschlossen. Diese ward nun von allen Seiten berennt *) und das Lager der Belagerer durch hohe, treffliche Wälle geschützt. Aber auch hier war wieder die Gegenwart des Grafen nur unheilbringend. Täglich redete er jetzt von seiner nahe bevorstehenden Rückkehr nach Europa. Dieses entmuthigte nicht wenig die Fürsten und deren Heeresgefolge; denn sie sahen wohl ein, daß, wenn der Graf mit seiner gesammten Ritterschaft abzöge, das Heer der Belagerer viel zu schwach wäre, um Etwas mit Erfolg gegen die Burg zu unternehmen. Dadurch verloren sie nun alle Lust und Zuversicht; nirgends

---

*) Berennen und Belagern sind nicht zwei gleich bedeutende Wörter. Eine Stadt berennen heißt bloß sie von allen Seiten einschließen. Dieß geschieht bisweilen, ohne daß man sie schon zu belagern anfängt. Die Belagerung beginnt erst, wenn die Laufgräben eröffnet, Batterien errichtet, Wurfmaschinen aufgestellt, und mit diesen die Vorwerke oder Mauern einer Stadt beschossen und angegriffen werden.

zeigten sich Ernst und Eifer, und nur selten wurden schwache Angriffe auf die Stadt gemacht. Bald fingen nun die Fürsten und Vornehmsten in dem Heere auch an, sich in dem Lager zu langweilen, gingen öfters nach Antiochien, wo sie Genüsse und Vergnügungen jeder Art fanden; während die in dem Lager zurückgebliebenen Ritter sich bei vollen Flaschen mit dem Brettspiele unterhielten, und nun auch das gemeine Kriegsvolk, dem Beispiele seiner Officiere folgend, sich mehr um seine Bequemlichkeiten als um seinen Dienst bekümmerte. Nachdem die Belagerung oder vielmehr Berennung vier Monate gedauert hatte, und die Eroberung der durch die lange Einschließung so sehr bedrängten Burg ein Leichtes gewesen wäre, erklärte der Graf mit Bestimmtheit, daß das Wohl seiner eigenen Staaten in Europa seine schleunige Rückkehr erfordere. Als der Fürst Boëmund dieses vernahm, war er nur noch darauf bedacht, von dieser fruchtlosen, für die Ritter mit so großer Schmach verbundenen Belagerung wenigstens für sich noch einen kleinen Vortheil zu erhaschen. Mit dem Befehlshaber von Harem ließ er sich in Unterhandlungen ein, und versprach gegen eine ziemlich bedeutende Summe Geldes die Aufhebung der Belagerung. Da man in der Stadt den Zustand und die traurigen Verhältnisse des christlichen Heeres nicht kannte, so ward der Antrag angenommen. Boëmund erhielt das geforderte Geld, hob demnach die Belagerung auf und zog mit den Rittern seines Hauses nach Antiochien zurück, worauf ebenfalls das übrige Heer sich trennte, und auch die andern Ritter nach ihren Burgen oder den ihnen angewiesenen Wohnorten zurückeilten. Der Graf, der aus allzugroßer Mäßigung schon mit den, bei seinem Raubzug durch das Land zwischen Hama und Emessa erworbenen Lorbeern, um die ihn aber gewiß Niemand beneidete, sich begnügte, und dem es

nun Ernst war, in seine Heimath zurückzukehren, begab sich noch einmal nach Jerusalem, feierte dort das Osterfest, ward Zeuge der wunderbaren Lampenentzündung, schiffte sich zu Laodicea ein und nahm auf immer von einem Lande Abschied, in welchem er seinen Namen in wenig segenvollen, ja vielleicht wohl höchst fluchwürdigem Andenken hinterließ. Ein Glück für die abendländische Christenheit im Orient wäre es gewesen, wenn Graf Philipp Palästina nie betreten, nie die heilige Stadt gesehen hätte. Auf Allem, was er dachte, sprach oder that, ruhete kein Segen, konnte auch nicht darauf ruhen, weil alle seine Gedanken, Worte und Werke aus einer unlautern Quelle floßen. Die Ehre unseres göttlichen Erlösers, die Befestigung und weitere Verbreitung des Christenthums, das Heil des Königreiches Jerusalem, das er, wie wir gesehen, sogar hatte verkaufen wollen, lagen ihm keinen Augenblick am Herzen; er suchte überall nur das Seine; daher wo er hinkam, nichts als Zwist und Verwirrung, falsche oder höchst verderbliche Maßregeln veranlaßte. Aber das größte Unheil, das der Graf im Lande der Christen stiftete, war unstreitig, daß gleich bei seiner Ankunft, da wegen der großen Erwartungen, die er erregte, und der noch größern Hoffnungen, die man auf ihn und seine Macht bauete, seine Stimme noch überall entschied, und jede seiner Aeußerungen gleich einem Orakelspruch geehrt ward, er die Christen veranlaßte, den mit Saladin geschlossenen Waffenstillstand ohne allen vernünftigen Grund zu brechen, und auf diese Weise den schon so mächtigen, bisher ununterbrochen vom Glücke begünstigten kriegerischen, mit Allem, zum Kriegführen Nothwendigen im Ueberfluß versehenen Saladin muthwillig und dabei selbst ganz unvorbereitet zum Kampfe herauszufordern. Unsern Lesern ist zwar Saladin nicht ganz fremd; schon öfters

war von ihm die Rede gewesen. Indessen erschien er doch auf der großen Weltbühne bisher blos in untergeordneten Rollen. Aber in einer ganz andern Gestalt und Haltung erblicken wir ihn nach dem Tode des großen Nourreddins. Seine völlige Unabhängigkeit als Beherrscher von Aegypten liegt nun nicht mehr in Frage. Er schmückt sich mit dem Titel: Sultan, und wird nun einer der glänzendsten Lichtpunkte in dem historischen Gesichtskreise seiner Zeit. Wie um einen gemeinsamen Mittelpunkt bewegen sich um ihn nun bald die wichtigsten Ereignisse des Orients; denn er wird Eroberer, und nachdem er sämmtliche Staaten seines Wohlthäters, des verstorbenen Nourreddins, verschlungen hat, erstreckt sich seine Herrschaft von dem Berge Atlas bis in das Herz Arabiens und die äußersten Grenzen Armeniens. Selbst in dem großartigen Gemälde des dritten, von den mächtigsten Monarchen Europa's unternommenen Kreuzzuges werden wir Saladins Heldengestalt beinahe ununterbrochen in dem Vordergrunde des Bildes erblicken. Gewiß wird es demnach unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir sie jetzt mit diesem, weit mehr als gewöhnlichen, mit den seltensten Eigenschaften ausgerüsteten Fürsten noch näher bekannt machen, daher einen kleinen Rückschritt in dem bisherigen Laufe der Begebenheiten uns erlauben, und sie mit Saladins früherer Geschichte, seinem Charakter und seinen Eroberungen auf einige Augenblicke ausschließlich beschäftigen.

IX.

Sultan Saladin von Aegypten.

1. Nur selten sind über einen großen Mann, dessen Name der Geschichte angehört, die Zeugnisse der Zeitgenossen so übereinstimmend, als über Saladin.

Morgenländische wie abendländische, arabische wie griechische, christliche wie mohamedanische Geschichtschreiber ergießen sich in Lobsprüchen, die sie den glänzenden Eigenschaften Saladins, und nicht blos seinen kriegerischen, sondern auch bürgerlichen und religiösen Tugenden ertheilen. Alle preisen übereinstimmend seine ungemeine Milde, seine Gerechtigkeitsliebe, grenzenlose Freigebigkeit, seine Nüchternheit, Mäßigung, Duldsamkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit. Wirklich erfüllte auch, sobald Saladin als Selbstherrscher auftrat, der Ruhm seines Namens bald alle drei damals bekannten Welttheile. Der große Kaiser Friederich I. rühmte sich seiner Freundschaft. Der byzantinische Kaiserhof suchte sein Bündniß, und der ritterlichste und tapferste aller Könige hielt ihn würdig, als eine Zierde der Ritterschaft, in deren Orden aufgenommen zu werden *). Indessen wäre es bei allem diesem sehr wohl möglich, daß in diesem bezaubernden Gemälde,

*) Wie König Richard I. von England, dachte und urtheilte auch schon König Amalarich von Jerusalem über Saladin. Als dieser die Stadt Alexandrien, nachdem er sie wacker und mit vieler Einsicht vertheidiget hatte, endlich Amalarich übergeben mußte und das königliche Panier von Jerusalem auf den Thürmen der Stadt wehete, mithin auch der freie Verkehr zwischen den Christen und den Einwohnern wieder hergestellt war, begab sich Saladin mit jugendlicher Zuversicht in das christliche Lager, ward von dem Könige und den Rittern mit außerordentlicher Auszeichnung empfangen, gefiel sich daher ungemein in ihrer Mitte, und verlebte nun mit ihnen, die ihn vollkommen als Ihres Gleichen betrachteten und behandelten, froh und heiter einige Tage, nämlich bis sein Oheim Schirkuh den Rückzug aus Aegypten antrat. Schon bei dieser Gelegenheit soll der junge Saladin von dem Anführer des christlichen Heeres die, jedoch weil er kein Christ war, blos profane Ehre des Ritterthums erhalten haben.

welches die Geschichtschreiber von Saladin aufstellen, die Lichtfarben viel zu dicht und zu verschwenderisch möchten aufgetragen seyn; und daß die so sehr an ihm gepriesenen Tugenden, wenigstens im Anfange, blos ein Austausch von Lüsten gegen Lüste gewesen seyn könnte. Obgleich wir nicht läugnen wollen, daß er dieselben Tugenden, die ihm anfänglich seine Staatsklugheit und seine Lust nach Herrschaft geboten, endlich durch öftere Ausübung derselben nach und nach immer lieber gewann, so daß er zuletzt wirklich das ward, was er im Anfange blos zu seyn schien. Unstreitig lag manches Edle und Treffliche schon in der eigenen Natur seines Charakters. So z. B. war Freigebigkeit ihm gleichsam angeboren; denn schon in den frühesten Zeiten machte es dem lebensfrohen und lebenslustigen jungen Saladin immer mehr Vergnügen, Geschenke zu geben, als selbst Geschenke zu erhalten. Als er zu Macht und Herrschaft gelangt war, kannte seine Freigebigkeit gar keine Grenzen mehr. Gold und Silber hatten nur insoferne in seinen Augen einen Werth, als er höhere Zwecke mit diesen edeln Metallen erreichen konnte; was alsdann noch übrig blieb, verschenkte er an Andere, und zwar ohne daß seine Freigebigkeit blos auf seine Günstlinge sich beschränkt hätte. Seine Neigung zu geben war stets noch größer als selbst die Unbescheidenheit oder gar die Frechheit derjenigen, die von ihm etwas forderten. Ob seine Schatzkammer leer oder gefüllt sey, darum bekümmerte sich seine zum Geben stets geöffnete Hand nicht im mindesten; und wenn seine Schatzmeister ihn bestahlen, so nahm er ihnen nie das Gestohlene wieder ab, sondern entfernte sie blos von seiner Person und entsetzte sie ihrer Stellen. Diesen schönen Zug seiner ihm eigenen Natur verläugnete Saladin selbst nicht gegen seine Feinde. Als nach der, für die Christen so unglücklichen Schlacht unfern von Toronum der Ritter Odo von St. Amand, Groß-

meister der Tempelritter, und Hugo von Tiberias, Stiefsohn des Fürsten Raimund von Tripolis, in die Gefangenschaft gerathen waren, wollte den Erstern der Sultan gegen einen seiner Verwandten auslösen. Aber seine stolze und würdevolle Haltung selbst in der Gefangenschaft nicht aufgebend, antwortete der Großmeister: „Gott verhüte, daß ich ein schlechtes Beispiel gebe, und Andere, ähnliche Auswechselung hoffend, sich alsdann um so leichter fangen ließen. Ein Tempelritter darf für seine Lösung nie mehr geben, als seine Schärpe oder sein Schwert." Dem Sultan entging nicht das Edle und Ritterliche in dieser Antwort. Er begnügte sich also mit einer Templerlösung, das heißt, er setzte ohne alles Lösegeld den Großmeister wieder in Freiheit. Aber noch merkwürdiger und liebenswürdiger war Saladins Betragen gegen Hugo, Herrn von Tiberias. Von diesem hatte der Sultan ein Lösegeld von hundert tausend Byzantinen gefordert, Hugo aber darauf erklärt, daß seine Besitzungen und seine Einkünfte viel zu unbedeutend wären, um eine so große Summe für seine Entlassung bezahlen zu können. „Das mag seyn," erwiederte Saladin, „aber Du wirst doch gewiß unter Deinen Glaubensgenossen noch großherzige und edeldenkende Männer genug finden, die willig und gerne Dir einen Beitrag geben werden, besonders da ich Dir zur Bezahlung jener Summe die Frist eines ganzen Jahres bewillige." Mit vieler Gewandtheit ergriff jetzt Hugo, Saladins Charakter kennend, diese Gelegenheit, und sagte: „Herr! ich werde Deinem Rathe folgen; da ich aber überzeugt bin, daß ich unter allen meinen Glaubensgenossen keinen so hochherzigen und edeldenkenden Mann finden kann, als Ihr selbst seyd, so müßt Ihr mir auch erlauben, daß ich bei Euch den Anfang mache, und Euch um einen Beitrag anspreche." — Laut über diesen heitern Scherz lachend, ging Saladin auch sogleich in denselben ein, und

schenkte als einen Beitrag dem Hugo fünfzig tausend Byzantinen*), und da die Emirs und übrigen Großen des Hofes, dem Beispiel ihres Herrn folgend, auf Hugo's ähnliches Ansuchen bei ihnen, nicht minder reichlich betrugen, so war nicht nur die ganze Summe jetzt beisammen, sondern es ergab sich auch noch ein Ueberschuß von zehn tausend Byzantinen. Mit diesen und eilf freigelassenen Christen, mit welchen ihn überdieß Saladin noch beschenkte, kehrte Hugo froh und freudig zurück, und verkündigte überall und bei jeder Gelegenheit Saladins Großmuth und mehr als königliche Freigebigkeit. Kein Wunder, daß bei dem Tode eines solchen Fürsten sich in dessen Schatzkammer nur ein einziges Goldstück und einige Drachmen Silbers finden konnten.

2. Unstreitig waren Saladins, aus zahllosen und reichen Quellen fließende Einkünfte ganz ungeheuer; auch verwendete er den größten Theil davon, um seine Eroberungen und seinen Ruhm zu vermehren; aber dennoch weihete er eine nicht viel geringere Summe dem allgemeinen Besten, dem öffentlichen Wohl. In Aegypten, Syrien und Arabien, errichtete er eine Menge Spitäler, Armenhäuser, Moscheen, Schulen, Collegien, Bibliotheken rc., und ließ viele Orte mit Mauern und Thürmen befestigen. Er schmückte die Städte nicht, nach römischer Weise, mit Kunstwerken und prunkvollen Denkmälern; aber er sorgte für die innere Sicherheit und Bequemlichkeit der Einwohner, und erleichterte und beförderte den Handel durch Anlegung neuer, bequemer Landstraßen, und regelmäßige, jährliche, oft mit großen Unkosten verbundene Reinigung der Kanäle Aegyptens. Er, für

*) Eine Byzantine betrug nach unserem heutigen Geldwerth ungefähr zwei Kronenthaler.

seine Person, brauchte nur wenig; zu seinem eigenen Vergnügen gönnte er sich nicht einmal einen Garten oder ein kleines Lusthaus, und der Aufwand für seine Haushaltung blieb hinter dem, den jeder nur mittelmäßig bemittelte Bürger sich erlaubt, noch weit zurück. Ein Feind aller äußern Pracht, trug er gewöhnlich ein Kleid von ganz grober Wolle, trank nichts als Wasser, und indem er alle Gebote Mohámeds treu befolgte, übertraf er seinen Propheten bei weitem noch an Keuschheit. Ungemein leutselig gegen alle, auch die geringsten seiner Diener, hatte er mit deren Versäumnisse in ihrem Dienste stets die größte Nachsicht, und mit ihren Fehlern eine, für die sogenannten, oft ganz winzigen Herren und Herrschaften nicht wenig beschämende Geduld. Zweimal in der Woche hielt er regelmäßig Gericht. Jeder, auch der Niedrigste im Volke, konnte nicht nur gegen seine Minister, sondern sogar gegen ihn selbst bei dem Divan klagen und Gerechtigkeit fordern. Betraf die Klage seine eigene Person, so stellte er sich auch persönlich, vertheidigte seine Sache und unterwarf sich dem Spruche der Richter. Als nach einer eroberten Stadt eine christliche Mutter bei ihm klagte, daß ihr ihre Tochter wäre geraubt worden, und ihn um Hülfe bat, befahl er sogleich, nachzuforschen, wer das geraubte Mädchen gekauft habe, ließ hierauf dem Käufer den Kaufpreis, den er für das Mädchen gegeben, auszahlen, und gab dasselbe der trostlosen Mutter zurück *). Ueberhaupt verdient seine Gerech-

*) Bei einem christlichen Herrn eine solche Handlung zu preisen und viel Aufhebens davon zu machen, wäre unstreitig eine große Albernheit. Aber daß Saladin, der, obgleich kein Christ, ja ein erklärter Feind des Christenthums, das er freilich nicht kannte, dennoch wie ein Christ handelte, verdient unstreitig Anerkennung und Lob.

tigkeitsliebe die größten Lobsprüche, obgleich er selbst bisweilen von den Grundsätzen derselben abwich, jedoch nur dann, wenn eine Krone oder eine, einem Königreiche ähnliche Provinz auf dem Spiele standen. In seinem Glauben war Saladin ein strenger, ja wohl nicht selten phantastischer Muselmann. Regelmäßig betete er fünfmal jeden Tag zu den vorgeschriebenen Stunden mit seinen Brüdern. Das Fastengebot war ihm heilig, und zwangen ihn Zeit und Umstände, es zu brechen, so ward die Unterlassung desselben stets auf das gewissenhafteste nachgeholt. Daß Saladin viel und gerne in dem Koran las, das kann ihm unstreitig zum Verdienst angerechnet werden; denn dieses Buch enthält, wie der Leser weiß, eine Menge der erhabensten, weil von dem Christenthum und dessen heiligen Lehren entlehnte Wahrheiten; daß er aber, wenn er seine Heere dem anrückenden Feinde entgegenführte, auch zu Pferde in dem Koran las, war offenbar nichts als eine grobe, höchstens blos die Augen seiner gemeinen Muselmänner blendende Affektation *). Uebrigens waren seine religiösen Begriffe ziemlich geläutert, und wenn er auch das Christenthum, soweit es in seinem Bereiche lag, verfolgte und zu unterdrücken suchte, so geschah dieß doch ohne besondern Groll in seinem Herzen gegen die Christen selbst, die unter seiner Herrschaft die nämliche Duldung und Schonung genossen, deren sie in frühern Zeiten auch unter der Regierung der fatimischen Kaliphen sich zu erfreuen gehabt hatten.

*) Wollte er dadurch allenfalls, um den Muth seiner Truppen noch mehr zu erhöhen, eine gewisse Verachtung des Feindes anzeigen; so gab er seinem Heere ein höchst böses Beispiel; denn nichts, wie die Erfahrung es schon oft bewiesen hat, kann für ein Heer verderblicher werden, als wenn es seinen Feind verachtet.

3. Saladin war den, der menschlichen Gesellschaft nützlichen, und in das Leben eingreifenden Wissenschaften nicht abhold; demungeachtet standen die Dichter bei ihm in sehr schlechtem Credit, lebten jedoch unter seiner Regierung in voller Sicherheit. Aber gegen Philosophen und speculative Philosophie hatte er den größten Widerwillen, der sogar einigemal in Verfolgung überging; denn einen Philosophen, der auf dem Wege seiner Speculationen neue Ideen entdeckt zu haben glaubte und diese zu verbreiten suchte, ließ er ergreifen und ohne weiters erdrosseln *). Uebrigens liebte er wissenschaftliche Unterhaltungen, und die Zeit, die er ihnen schenkte, waren für ihn Stunden der Erholung. Kein Gelehrter ward daher von ihm zurückgewiesen, und keiner verließ ihn, ohne die Wirkungen seiner Freigebigkeit empfunden zu haben. Ueberhaupt war Saladin ein im höchsten Grade liebenswürdiger Gesellschafter; nicht nur, daß er gegen Jedermann stets heiter und ganz ungemein herablassend war, sondern er besaß auch noch das ganz eigene Talent, für Jeden sogleich einen, der Individualität desselben angemessenen, und ihm daher angenehmen Gegenstand der Unterhaltung aufzufinden. Aber so zwanglos man auch in der Gesellschaft Saladins seyn konnte, so würde er doch nie gestattet haben, daß der gebührende Anstand in seiner Gegenwart auch nur durch ein einziges zweideutiges Wort wäre verletzt worden. Der Verstellung war er unfähig und eine seltene Offenheit war ein nicht minder schöner Zug in seinem Character; unumwunden sagte er heraus, was er dachte und empfand. Leidenschaftlichen Aufwallungen

*) Wahrscheinlich waren dieses Philosophen neue Ideen mit den Lehren des Islams im Widerspruch; was natürlich in den Augen eines so fanatischen Verehrers des großen Propheten, wie Saladin war, als ein des Todes würdiger Gräuel erscheinen mußte.

war er nicht unterworfen, und höchstens konnten blos boshafte Verläumdungen ihn bisweilen zum Zorn entflammen. Da die Geschichte, und zwar in allen ihren Zweigen, einen ganz besondern Reiz für ihn hatte, so ließ er sich öfters darin vorlesen, und nun bemerkten seine Umgebungen, daß, wenn die Darstellungen großer kriegerischer Tugenden und ausgezeichneter Heldenthaten seine Brust schwellten, er doch auch bei ganz einfachen, aber Herz und Gemüth in Anspruch nehmender Erzählungen nicht selten bis zu Thränen gerührt ward. Unstreitig erhob sich Saladin, durch seine Redlichkeit, seine Treue in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, durch seine Gerechtigkeit, seine Wahrheitsliebe, Milde und Großmuth bei weitem über die fränkischen christlichen Fürsten und Ritter, die zwar zu dem Christenthum sich bekannten, aber durch ihre Handlungen — wie z. B. die Tempelherren durch ihren an den Gesandten des Scheich vom Berge begangenen, schändlichen, alles Völkerrecht so schwer verletzenden Mord — dasselbe wieder verläugneten. Nach Begriffen christlicher Moral scheint zwar Saladins Betragen gegen seinen Wohlthäter, den Sultan Nourreddin, gerechtem und schwerem Tadel zu unterliegen. Aber sollte auch diesfalls Saladin nicht vollkommen können gerechtfertiget werden, so sprechen doch für ihn eine Menge eben dieses Betragen entschuldigende Umstände. Erstens schon das Beispiel so vieler tapferer Krieger, die in jenen Zeiten oft von den niedrigsten Stufen, blos durch ihre Tapferkeit, zur Herrschaft gelangten, mußte einen verführerischen Reiz für ihn haben, besonders da bei den damaligen, so häufigen Thronrevolutionen unter den Orientalen beinahe alle Begriffe von einer, im Recht gegründeten, erblichen Thronfolge verschwunden waren, und man allgemein glaubte, daß demjenigen, der sich eines Thrones zu bemächtigen gewußt, derselbe auch recht-

mäßig gebühre. Zudem hatte Saladin durch sein Schwert, durch seine kriegerischen Einsichten und die Hülfe seines Oheims Aegypten erobert, und nun war nichts natürlicher, als daß es ihm auch gelüsten mußte, die Früchte seiner Tapferkeit und seines Sieges zu genießen. Freilich hatte Saladin diese Eroberung als Feldherr Nourreddins, mithin als dessen Diener gemacht. Aber dieses Verhältniß ward jedoch dadurch, daß der Kaliphe von Aegypten — wenigstens dem Namen nach, ein eben so selbstständiger und unumschränkt herrschender Monarch als auch Nourreddin war — ihn zu seinem Vezir ernannte. Hatte aber Nourreddin zugegeben, daß Saladin das Vezirrath und mit diesem die Herrschaft über Aegypten übernahm, so mußte er auch zugeben, daß Saladin die Herrschaft führe, wie die Sicherheit, das Wohl und der nun wieder aufblühende Flor Aegyptens es erforderten; und dazu gehörte es doch gewiß nicht, daß das schöne, von so vielen Millionen industriöser, theils Ackerbau, theils ausgebreitenden Handel treibenden Bürgern bewohnte Königreich plötzlich seiner bisherigen Selbstständigkeit beraubt, jetzt eine bloße, von Syrien abhängige und dessen Interesse dienende Provinz würde. Endlich ward der Kaliph von Bagdad von allen rechtgläubigen Muselmännern als die einzige Quelle rechtmäßiger Macht betrachtet; und dieser ernannte den Saladin, sobald derselbe den schiitischen Gottesdienst abgeschafft und den Kaliphen Mostadi als das einzige und rechtmäßige Oberhaupt der Gläubigen hatte ausrufen lassen, zu seinem Statthalter, und bestätigte ihn, unter Beifügung einer Menge der prunkvollsten Ehrentitel in seiner bisherigen Herrschaft. Was endlich Saladins Benehmen gegen die Nachkommenschaft des Nourreddin betrifft, so bedarf dieß gar keiner Entschuldigung, rechtfertiget sich sogar vollkommen durch sich selbst.

Auf dem Standpunkt, auf welchen er sich gestellt sah, und in der Ueberzeugung, die er auch sein ganzes Leben hindurch nährte, daß er nämlich von Gott ganz allein berufen sey, den Islam zu schützen, zu verbreiten und dessen Feinde zu bekriegen, und wo möglich zu vernichten, mußte er das heilige Interesse seiner Religion und die Erfüllung des von Gott, wie er wähnte, ihm gewordenen Berufes allen andern Rücksichten, so wie jeder blos auf Privatrecht gegründeten Forderung bei weitem vorziehen. Nach Nourreddins Tod hatten sich in dessen Staaten Seitenverwandten und Usurpatoren getheilt, sie in mehrere kleine Fürstenthümer zerstückelt. Aber diese vereinzelten und, durch das sich durchkreuzende Interesse ihrer Beherrscher oder kleinen Tyrannen, noch mehr von einander getrennt, hörten jetzt auf, den Muselmännern in Syrien eine Schutzmauer gegen die Christen zu seyn; im Gegentheil war zu befürchten, daß sie nach und nach sämmtlich eine Beute der Letztern werden könnten. Natürlicher Weise durfte Saladin, der, weil von Fanatismus nicht ganz frei, sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß er der, von Gott ganz besonders dazu berufene und bevorzugteste Beschützer des Islams und dessen Anhänger sey, dieses unmöglich zu geben; ja er mußte sogar, wenn er mit sich selbst und seinem Glauben nicht in Widerspruch gerathen wollte, sich auf das heiligste verpflichtet fühlen, es zu verhindern; und dazu gab es nur ein einziges Mittel, nämlich die von Nourreddins Reiche zerstückelten einzelnen Theile wieder in ein Ganzes, und zwar unter seinem eigenen, mächtigen Scepter zu vereinigen. Indessen benahm sich doch Saladin auf eine sehr edle Weise gegen die Seitenlinien Nourreddins; und noch größeres Lob verdient die ungemeine und zarte Schonung, mit der er Nourreddins einzigen

Sohn, Maleck as Saleh Ibrahim behandelte, und immer noch als seinen Oberherrn verehrte. Uebrigens war es auch größtentheils die Stimme des Volkes, welche den Saladin, und zwar in mehreren Städten sogar flehentlichst, aufforderte, die Herrschaft zu übernehmen.

4. Saladin ward in dem Jahre 1137 zu Tenkrit, einer Stadt in Mesopotamien geboren. Sein Vater hieß Ayub oder Eyub (Hiob) und war ein Kurde *). Dieses Volk, welches in den ältesten Zeiten das gordianische Gebirg, welches Armenien von Medien scheidet, bewohnte, hatte in der Folge sich weiter gegen Syrien verbreitet, und endlich in einer, jenseits des Tigris gelegenen, sehr gebirgigen und wilden Landschaft, die von ihm den Namen Kurdistan erhielt, sich niedergelassen. Da der wenig fruchtbare Boden seine Bevölkerung nicht ernähren konnte, so wanderten von jeher tapfere, kriegslustige Männer aus, um in dem Dienst seldschiukischer Fürsten durch ihr Schwert und ihre Tapferkeit Reichthum und Ansehen zu gewinnen. Auch Ayub und dessen Bruder Schirkuh folgten dem Beispiele so vieler ihrer frühern Landesleute, verließen ihr Vaterland und gingen in die Dienste des Sultans Birous, der als Vezir des Kaliphen von Bagdad das arabische Irak beherrschte. Birous nahm die beiden Brüder sehr gütig auf, bediente sich ihrer bei verschiedenen Gelegenheiten, erprobte ihre Tüchtigkeit, und da ihm weder Ayubs Verstand, Klugheit und stets ruhige Besonnenheit, noch auch dessen Bruders Schirkuh's Kühnheit, Entschlossenheit und

*) Als Saladin einen neuen Herrscherstamm gegründet hatte, wurden seine und seiner Seitenlinien Nachkommen Ayubiten oder Eyubiten genannt.

kriegerischer Geist lange entgehen konnten, so ernannte er, um beide Brüder in seinem Dienste festzuhalten, den Ayub zum Statthalter von Tenkrit, wo, wie wir so eben erwähnten, Saladins Auge sich zum erstenmale dem Strahl der Sonne öffnete. Als Statthalter von Tenkrit hätte Ayub bald eine Gelegenheit dem, unsern Lesern schon bekannten Athabek Emadeddin Zenki, dessen Herrschaft damals schon sehr weit in Syrien und Mesopotamien ausgebreitet war, einen ungemein wichtigen Dienst zu leisten. Zenki hatte sich nämlich in den, wegen der Thronfolge zwischen zwei seldschiukischen Prinzen entstandenen Krieg hineingemischt, war mit seinem Heere dem Einen zu Hülfe gezogen, aber von dem Andern unfern Tenkrit auf das Haupt geschlagen worden. Von den Feinden hitzig verfolgt, wäre ihnen der Athabek unfehlbar in die Hände gefallen, besonders da dessen weitere Flucht der Fluß Tigris hemmte. In diesem gefahrvollen Augenblick öffnete Ayub dem fliehenden Zenki die Thore des Schlosses von Tenkrit, versorgte ihn mit Allem, wessen er bedurfte, und verschaffte ihm auch die nöthigen Schiffe, mit denen er über den Tigris ging; und diese Handlung legte jetzt den Grund zu Ayubs ganzer Nachkommenschaft künftiger Größe.

5. Ayub und dessen Bruder Schirkuh lebten nun sehr ruhig in Tenkrit. Aber Letzterer war von Natur aus ungemein heftig und zornmüthig; und als er eines Tages mit einem Unterbeamten in Tenkrit in Streit gerieth, entflammte er auf einmal in einen solchen Zorn, daß er seinem Gegner das Schwert durch die Brust stieß. Birouz wollte diesen Mord nicht ungeahndet lassen. Aber er bestrafte mit dem Schuldigen zugleich auch den Unschuldigen, entsetzte den Ayub seiner Statthalterschaft, und gebot beiden Brüdern auf immer das Land zu meiden. Die Verbannten waren jedoch

über den Ort, wohin sie sich begeben wollten, gar nicht verlegen. Beide eilten nach Aleppo zu dem Emadeddin-Zenki, und fanden bei demselben, der des vor ein paar Jahren ihm erwiesenen wichtigen Dienstes sich dankbar erinnerte, eine selbst alle ihre Erwartungen übertreffende Aufnahme. Zenki beförderte sie in kurzer Zeit zu den ersten kriegerischen Würden in seinem Heere, und beide Brüder dienten ihrem neuen Herrn mit solcher Treue und Auszeichnung, daß man den glücklichen Erfolg aller kriegerischen Unternehmungen Zenki's größtentheils diesen beiden Kurden zuschrieb. Um ihre Verdienste zu belohnen, ernannte Zenki, als er Baalbeck erobert hatte, den Ayub zum Befehlshaber dieser damals noch sehr großen, reichen und ungemein bevölkerten Stadt*). Aber den Schirkuh behielt er bei sich. Dieser mußte ihn auf allen fernern Feldzügen begleiten, und stand dem Athabeken auch zur Seite, als dieser die so bedeutende Grenzstadt Edessa bela-

*) Diese Stadt war das ehemalige Heliopolis. Aber ihr erster und ältester Name war dennoch Baalbeck gewesen, und zwar von einem, dem Sonnengott, den die Syrer Baal nannten, geweiheten Tempel. Den syrischen Namen verwandelten die Griechen in den griechischen, Heliopolis, der mit dem erstern von gleicher Bedeutung ist. Baalbeck war damals noch eine sehr große und bedeutende Stadt. Ihr Umfang belief sich auf etwas mehr als eine halbe deutsche Meile. Aber die innerhalb desselben liegenden Trümmer ungeheuer großer Paläste, Tempel und anderer Kunstwerke und Denkmäler beweisen, daß Alles, was der griechische Genius Schönes und Geschmackvolles, und die Prachtliebe der Römer Großes und Herrliches hervorbringen konnte, einst in Baalbeck vereint gewesen seyn mußte. Obgleich in dieser Stadt, die auch gegenwärtig noch ihren alten Namen führt, außer jenen Trümmern, diesen stummen Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit Baalbecks, auch keine Spur von dem, was sie einst war, mehr zu sehen ist, und höchstens nur noch fünf tausend Einwohner,

gerte, und nach kurzer Belagerung sich derselben bemächtigte. Aber der bald darauf ganz unvermuthete Tod des von einem Sclaven ermordeten Zenkis änderte jetzt auf einmal wieder die bisherige Lage der beiden Brüder. Nach dem Tod nämlich des mächtigen Athabek gerieth alles in die größte Verwirrung. Die unruhigen, stets zur Empörung geneigten Emirs suchten Zenkis hinterlassenen beiden Söhnen Nourreddin und Seiff-eddin die Länder ihres Vater streitig zu machen. Auch der Sultan von Damaskus, Modgereddin, dessen sich ebenfalls der Leser erinnern wird, rückte mit seinem Heere vor die Stadt Baalbeck, die früher zu dem Fürstenthum Damaskus gehört hatte. Ayub vertheidigte die Stadt einige Zeit mit eben so vieler Einsicht als Tapferkeit. Da es ihm aber endlich an Soldaten, wie auch an Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfnissen fehlte, und er von Zenkis Söhnen, die jetzt alle Hände voll hatten, um gegen Aufrührer und schwungsüchtige Großen sich in ihrer Herrschaft zu behaupten, keine Hülfe und nicht die mindeste Unterstützung erhalten konnte; so ward er gezwungen, die Stadt zu übergeben, jedoch unter sehr ehrenvollen, sowohl für die Einwohner als auch ganz besonders für ihn selbst höchst vortheilhaften Bedingungen. Modgireddin überließ ihm eine sehr reiche Domaine, deren Ertrag ihn für den Verlust seiner Einkünfte als Statthalter weit mehr als hinreichend entschädigte, ihn auch einlud, in Zukunft an seinem Hofe zu leben. Ayub zog also nach Damaskus, wo er in kurzer Zeit wieder in derselben hohen Achtung stand, die ächtes Verdienst und

meistens Türken und Araber, zählt; so fesselt sie doch immer ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit der Reisenden, die sämmtlich versichern: Baalbecks Ruinen seyen nicht minder merkwürdig und eben so Erstaunen erregend, als jene von Palmyra. Die Stadt liegt in einer östlichen Gebirgskette des Libanon.

und überwiegende geistige Superiorität sich überall gleichsam zu erzwingen wissen. Unter allen Emirs Modgereddins ward Ayub bald der angesehenste und einflußreichste*). Aber Ayubs Herz hing noch immer mit warmer Liebe an der Familie seines ehemaligen Wohlthäters, des Zenki, und um der Nachkommenschaft desselben seine Dankbarkeit zu erweisen, ward er nun zum Verräther an seinem jetzigen Herrn. Als nämlich Nourreddins Versuch, sich der Stadt Damaskus mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen, an der Tapferkeit der Einwohner gescheitert war, und er nun einsah, daß er nur durch irgend ein geheimes Einverständniß mit den Großen an dem Hofe des Modgereddin Herr von Damaskus werden könnte, wandte er sich diesfalls zuerst an Ayub**). Dieser nahm sich sogleich der Sache Nourreddins mit dem größten Eifer an, und durch sein großes Ansehen und ungemein schlaues Benehmen in dieser Angelegenheit gelang es ihm bald, nicht nur beinahe alle Emirs, sondern auch einen großen Theil der Einwohner für

*) Als die Könige Conrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich Damaskus belagerten, befand sich Ayub in der Stadt und leitete die Vertheidigung derselben mit so vielem Glück, daß die beiden mächtigsten Monarchen des Abendlandes die Belagerung aufheben und unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten.

**) Der Vermittler bei dieser Gelegenheit zwischen dem Athabeken von Aleppo und dem Ayub war dessen jüngerer Bruder Schirkuh gewesen. Dieser war nach Zenkis Tode in Aleppo geblieben, hatte den Söhnen des Verstorbenen bei deren höchst unruhigem Antritt einer von Seldschiucken und deren Anhängern bestrittenen Regierung sehr wichtige Dienste geleistet, auch nachher den Nourreddin auf einem Zuge nach Mesopotamien begleitet. Durch die Eroberung von Damaskus wurden nun beide, seit Zenkis Tod von einander getrennten Brüder wieder mit einander vereiniget.

die Parthei des Athabeken zu gewinnen, so daß, als dieser, wie wir schon erzählt haben, zum zweitenmale unter den Mauern von Damaskus erschien, man ihm und seinem Heere sogleich die Thore der Stadt öffnete, und ihn als Herrn von Damaskus begrüßte. Eben so hoch, wie früher bei Zenki, standen nun beide Brüder auch in der Gunst des Nourreddin. Dem Schirkuh schenkte er zwei Städte, und ernannte den Ayub zum Statthalter von Damaskus *). Während Schirkuh, als der erste Feldherr, die Truppen fleißig in den Waffen übte und dem Heere mit großer Sorgfalt vorstand, ward Ayub bald die Seele aller Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und seine Stimme bei dem Athabeken wie im Divan gewöhnlich entscheidend.

6. Indessen war Ayubs Sohn **) zum Jüngling herangereift. Unter den Augen seines Vaters war er theils in der großen und genußreichen Stadt Baalbeck, theils in dem noch prachtvollern und unter den anmuthigsten Umgebungen liegenden Damaskus erzogen, in allen Wissenschaften der Araber, besonders in der Geschichtkunde, aber am allersorgfältigsten in den Lehren des Islams unterrichtet worden. Man darf

*) Wenn die Sultans oder Athabeken einen ihrer Diener recht ehren wollten, so ertheilten sie ihm das Recht, sich in ihrer Gegenwart, ohne Erlaubniß zu begehren, niedersetzen zu dürfen. Dieses Recht erhielten nun auch Ayub und Schirkuh.

**) Derselbe hieß eigentlich Yussuph (Joseph). Weit später erhielt er erst den Namen Sehla-eddin (Saladin), das heißt: Heil oder Beschützer des Glaubens. Zu dieser ehrenvollen Benennung fügten nachher die abassidischen Kaliphen noch eine Menge Ehrfurcht gebietender Namen hinzu, so daß, wenn man nach Sitte der Araber Saladins sämmtliche Namen aneinander reihen wollte, man mehrere Zeilen damit füllen könnte.

wohl sagen, daß Saladin alle abergläubischen Vorurtheile seiner Glaubensgenossen, und besonders deren tief eingewurzelten Haß gegen das Christenthum gleichsam schon mit der Muttermilch einsog. Die strenge Lehre des Schaffei, der für einen der größten Theologen gehalten, und auch nach seinem Tode von den Muselmännern deren Heiligen beigezählt ward, sagte ihm ganz vorzüglich zu. Mit dem größten Fleiß studirte er die Bücher dieses Lehrers, besonders dessen Commentare und Erläuterungen des Korans. Alle unter den Mohamedanern entstandenen religiösen Streitigkeiten und Irrlehren waren ihm daher nicht unbekannt, aber seine Rechtgläubigkeit erhielt dadurch auch eine gewisse Schattirung von Aengstlichkeit, von welcher uns seine Lebensgeschichte mehrere, obgleich im Ganzen genommen nicht sehr bedeutende Beispiele aufstellt*). Aber bemerkenswerth ist es, daß Saladin bei aller seiner großen Anhänglichkeit an die Lehre Mohameds, dennoch dessen übrige Gebote lange Zeit mit nichts weniger als einer sehr großen Genauigkeit befolgte. Er liebte die Weiber und noch mehr den Wein, das Erstere zwar nach dem Beispiel seines großen Propheten, aber das Letztere durchaus gegen dessen ausdrückliches Gebot; dabei auch Spiel, Gesang und jede Art von Zerstreuung. Vor jedem ernsten, mit einiger

*) Saladins Rechtgläubigkeit ging gar so weit, daß er den Volksstamm, aus welchem Ayub und also auch er entsprossen waren, verläugnete. Dieser Stamm hieß Rawadiäi, und war von den verschiedenen Stämmen, in die das Volk der Kurden getheilt war, der edelste. Da derselbe aber zu einer muselmännischen Secte, welche die Seelenwanderung lehrte, sich bekannte, so behaupete Saladin, und nach ihm alle Ayubiten, daß sie nur von mütterlicher Seite diesem Stamm angehörten, der Vater sey ein Fremdling gewesen, der sich in Kurdistan niedergelassen habe.

Anstrengung verbundenen Geschäfte hatte er einen beinahe unüberwindlichen Abscheu; und der junge, lebensfrohe und lebenslustige Jüngling schien keinen andern Lebenszweck zu kennen und keinen kennen lernen zu wollen, als blos in träger Ruhe alle Freuden, welche die Welt ihm darbieten konnte, ungestört zu genießen. Da Ayub so sehr in der Gunst Nourreddins stand, so war dieser auch dem Sohne nicht abhold, und Saladin führte an dem Hofe des Athabeken mehrere Jahre ein ganz ruhiges, von jedem Geschäfte entferntes, völlig zwangloses Leben, daher auch in der Geschichte der Feldzüge seines Vaters, seines Oheims und seiner Brüder nicht die mindeste Erwähnung von ihm geschieht. Erst auf dem zweiten ägyptischen Feldzug Schirkuhs ließ auf dessen Bitten Yussuph sich bewegen, seinen Oheim nach Aegypten zu begleiten, brachte aber von diesem Feldzug, obgleich er durch seine Vertheidigung Alexandriens sich Ehre erworben hatte, einen noch weit größern Widerwillen gegen alles öffentliche Geschäftsleben zurück. Mit einem ruhigen, höchst gemächlichen und an Genüssen jeder Art reichen Leben konnten sich natürlicher Weise Krieg und kriegerisches Geräusch, mühselige Märsche und die Entbehrungen des Lagers unmöglich vertragen. Er erschrack daher nicht wenig, als gleich im folgenden Jahre Nourreddin den Schirkuh wieder mit einem Heere nach Aegypten sandte, und auch jetzt auf das neue äußerte, daß der Neffe den Oheim begleiten möchte. Um von dieser Begleitung mit Ehren loszuwerden, gab sich Saladin alle nur mögliche Mühe, berief sich vorzüglich auf die Schwäche seiner Constitution, und zögerte so lange mit einer befriedigenden Erklärung, bis endlich von Seite Nourreddins ein ausdrücklicher, zum Theil selbst drohender Befehl erfolgte, welchem nicht zu gehorchen es Saladin damals durchaus nicht wagen durfte.

7. Unsern Lesern ist die Geschichte von Schirkuh's letztem Feldzug nach Aegypten schon bekannt; aber mit diesem beginnt auch jetzt eine neue Periode in dem Leben Saladins. Seinem lebhaften Verstande konnte die innere und äußere Lage Aegyptens, die Machtlosigkeit des Kaliphen, die Unsicherheit eines unaufhörlich wechselnden Vezirats, die Schwäche eines völlig unkriegerischen und daher feigen Volkes nicht entgehen. Immer einleuchtender ward ihm die Möglichkeit, auf einem solchen Boden eine neue, unabhängige Macht zu gründen; und so erwachte bei diesem Gedanken jetzt plötzlich Saladins hochstrebender Geist aus seinem bisherigen Schlummer. Aber auch in seinem Character ging jetzt eine eben so schnelle Umänderung vor. Saladin sah ein, daß, um zu Macht zu gelangen und die erlangte zu befestigen, er vor allem auch die Gemüther der Menschen zu beherrschen, ja selbst sie zu begeistern im Stande seyn müsse. Dazu bot ihm, in dem Zeitalter, in welchem er lebte, die Religion die sichersten und wirksamsten Mittel dar. Saladin ward also jetzt ein strenger Muselmann, fügte sich in Allem den Geboten des Propheten, ward ernst, nüchtern und mäßig, trank nur Wasser, entsagte den Freuden einer üppigen Tafel, fastete und betete, und vermied Alles, wodurch er einer ängstlich frommen muselmännischen Seele hätte Anstoß geben können; kurz, sein aufstrebender Geist vertauschte, wie Gibbon sagt, jetzt die Thorheiten seiner Jugend gegen die noch größern, aber ernstern Thorheiten des Ruhms und der Herrschaft. Leider bezeichnete Saladin den ersten Schritt, den er auf der neuen, sich ihm jetzt öffnenden Laufbahn that, sogleich durch eine höchst verdammungswürdige Gewaltthat, und fügte dadurch den ohnehin schon vorhandenen Beweisen wieder einen neuen hinzu, daß nämlich, sobald es um Macht und

Herrschaft zu thun ist, auch edlere Seelen sich zu gräuelvollem Frevel hinreissen lassen. Zu der Herrschaft über Aegypten, wenn auch jetzt noch in einem völlig abhängigen Verhältniß von dem Sultan oder Athabeken von Damaskus, konnte ihm nur die Erlangung des Vezirats den Weg bahnen. Aber der Vezir Schawer war gesund und stand noch in der vollen Kraft männlichen Alters. Seinen Tod abzuwarten, dazu hätte es vielleicht noch eines ganzen Menschenalters bedurft, und da seit einiger Zeit zwischen dem Vezir und dem Schirkuh eine merkbare Kälte eingetreten war*), so machte Saladin, in Verbindung mit noch einigen andern jungen Emirs, seinem Oheim den Vorschlag, den Vezir Schawer ohne weiters aus dem Wege zu räumen. Mit Unwillen wieß jedoch der edlere, unter den Waffen er-

*) Diese Kälte rührte daher, weil Schirkuh und dessen Emirs den Schawer im Verdacht hatten, als wolle er die, vor dem Feldzuge mit Nourreddin eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllen. Wirklich waren die ängstlichen und quälenden Besorgnisse, in welche König Amalarichs wortbrüchiger, treuloser, höchst schändlicher Einfall in das Königreich den Schawer versetzt hatte, so groß gewesen, daß er, um nur Hülfe von Nourreddin zu erhalten, in seinen Versprechungen weder Maß noch Ziel mehr kannte. Unter anderm hatte er sich sogar verbindlich gemacht, von sämmtlichen Einkünften Aegyptens zwei Drittel jährlich dem Nourreddin zu überlassen. Als die Gefahr vorüber war, und bei Schawer einer ruhigen Besonnenheit wieder Raum gelassen hatte, sah er wohl die Schwere der eingegangenen Verpflichtungen, wie die Unmöglichkeit deren Erfüllung ein, trat daher wegen Milderung und Erleichterung derselben mit Schirkuh, gegen den er sich ganz offen erklärte, in Unterhandlungen. Aber wie aufrichtig auch der Vezir dabei zu Werke gehen mochte, so mußte dieses doch jetzt, da man ihn einmal durchaus stürzen wollte, zum Grund und Vorwand seines Sturzes dienen.

graute Feldherr dieses Erkühnen zurück. Aber dieß schreckte den Saladin nicht ab, er wollte zur Ausführung seines Vorhabens nur einen günstigern Augenblick abwarten. Dieser stellte sich sehr bald ein. Schirkuh verließ auf einige Tage das türkische Lager, um zu dem Grabe eines sehr verehrten muselmännischen Heiligen zu wallfahrten. Als nun in dieser Zeit der Vezir Schawer, wie gewöhnlich, von einem glänzenden Hofstaat und einer zahlreichen Leibwache umgeben, wieder in das Lager kam, um die mit Schirkuh schon seit mehreren Tagen angeknüpften Unterhandlungen fortzusetzen, ging ihm Saladin mit mehreren Begleitern ganz ehrerbietig entgegen, um ihm die Abwesenheit des Feldherrn zu melden; aber während er mit Schawer sprach, faßte er denselben plötzlich mit gewaltigem Arm um den Leib und riß ihn von dem Pferde. Zugleich griffen auch seine Begleiter das Gefolg des Vezirs an, das aber, weil aus lauter Aegyptiern bestehend, ohne einen Kampf zu wagen, schändlich davon floh. Schawer war nun ein Gefangener der Türken, und ward in einem Zelte genau bewacht. Als Schirkuh zurückkam und von Saladin die Gefangennehmung Schawers vernahm, billigte er zwar nicht die That, zeigte sich aber auch nicht sehr unzufrieden darüber, daß sie nun geschehen war. Aus der Verlegenheit, wie er nämlich jetzt seinen Gefangenen behandeln müsse, zog ihn schon am folgenden Tage der Kaliph selbst, der ihm ein Schreiben sandte, in welchem er den Kopf seines bisherigen Vezirs verlangte *). Schawer ward

*) Seitdem die fatimitischen Kaliphen in Aegypten aller Gewalt waren beraubt worden und diese gänzlich in den Händen ihrer Vezire lag, ward es unter jenen machtlosen Fürsten zur allgemeinen, auch von ihnen stets befolgten Maxime gemacht worden, einen Vezir, wenn er von irgend einem Feinde oder Nebenbuhler

nun in seinem Zelte erdrosselt, der Kopf von dem Körper getrennt und an einem Speer durch die Straßen von Cairo nach dem Palast gebracht, worauf der Kaliph den Schirkuh zu seinem Vezir ernannte und ihm über seine Ernennung eine Urkunde sandte, die in so ganz übertrieben ehrenvollen Ausdrücken abgefaßt war, wie sie noch nie ein Vezir von seinem Kaliphen erhalten hatte *). Schirkuh eilte nun, dem Kaliphen seine Ehrerbietung zu erweisen und ihm für seine Erhebung zu danken. Aber Schirkuh's Ernennung zum Vezir hatte auf alle Gemüther in Cairo einen ungemein übeln Eindruck gemacht. Das gemeine Volk haßte ihn als einen Ketzer **), die vornehmere Klasse der Einwohner konnte es nicht verschmerzen, daß jetzt die höchste Gewalt in den Händen eines Fremden, eines Ausländers sey. Zudem

---

war gestürzt worden, auch sogleich des Veziraths für unwürdig zu erklären, weil er nicht gewußt hätte, sich in seiner Würde und Gewalt zu behaupten; hierauf den Sieger sogleich zu ihrem Vezir zu ernennen und von diesem die Hinrichtung seines Vorfahrers zu fordern.

*) Abulfeda erzählt, daß der Kaliph, nicht minder erstaunt über die ganz ungewöhnliche Abfassung der Urkunde, mit eigener Hand auf die Rückseite derselben soll geschrieben haben: „Dieß ist eine Urkunde, wie noch kein Vezir jemals eine ähnliche erhalten hat."

**) Die Muselmänner waren bekanntlich in zwei Religionspartheien getheilt, dich sich gegenseitig mit dem Namen Ketzer beehrten. Die eine dieser beiden Partheien, zu welcher die Muselmänner in Syrien gehörten, bekannte sich zu der sunnittischen, die andere zu der, in Aegypten und Afrika herrschenden schiittischen Lehre. Der Hauptunterschied zwischen Sunnitten und Schiitten bestand jedoch blos darin, daß die Erstern den Kaliphen von Bagdad, die Andern den fatimischen Kaliphen in Cairo als den ächten Nachfolger ihres großen Propheten anerkannten. Indessen haßten sich beide Partheien noch weit leidenschaftlicher, als sie selbst die Christen haßten.

hatte Schawer Verwandte, Freunde und viele Anhänger, die alle über den Sturz ihres Gönners trauerten und dem Schirkuh, als dem Urheber desselben, fluchten; kurz, die Stimmung aller Stände und Classen der Nation war für den neuen Vezir höchst ungünstig; endlich regte sich auch in allen Gemüthern aufrichtiges Mitleiden mit dem traurigen Schicksal des unglücklichen Schawers. Als nun Schirkuh, mit allen Zeichen seiner neuen Würde geschmückt, aber nur von zwei oder drei türkischen Officieren begleitet, nach Cairo kam, liefen alsogleich von allen Seiten Leute hinzu, um den neuen Herrn zu sehen und kennen zu lernen. Aber diesen Neugierigen folgten bald wieder andere Neugierige, und mit jedem Schritte, den Schirkuh that, vermehrten sich auch die Volkshaufen, bis diese endlich so zahlreich und so dicht wurden, daß Schirkuh sich weder vorwärts, noch rückwärts mehr bewegen konnte. Aber zu seinem großen Schrecken begegnete jetzt Schirkuh nur finstern, ihm zürnenden Blicken. Unter dem Volke erhob sich ein dumpfes Murren, das immer lauter ward, so daß man sogar drohende Worte vernahm. Die Bewegung ward immer größer und mit dieser auch die dem Leben Schirkuhs drohende Gefahr, und schon hatte es das Ansehen, als wenn der Tag seines Triumphes auch der Tag seines Verderbens werden sollte. Körperliche Stärke, Muth und Tapferkeit vermochten hier nichts; aber was ihn jetzt rettete, war blos seine, in diesem Augenblick wahrhaft zu bewundernde Gegenwart des Geistes, mit der er plötzlich mit lauter, kraftvoller Stimme ausrief: „Einwohner von Cairo, der Kaliphe schenkt und überläßt Euch Schawers sämmtliche Paläste mit allen darin enthaltenen Reichthümern zur Plünderung!“ Wie ein Haufe Flugsand bei plötzlich sich erhebendem Sturmwinde verstiebt, zerfliegt jetzt

auch der ganze, zahlreiche Volksschwarm; jeder lauft und rennt, um bei dem Raub nicht zu kurz zu kommen; die Straße wird wieder frei und ungestört und ohne alle weitere Beunruhigung setzt Schirkuh seinen Weg fort, kommt in dem Palaste zu dem Kaliphen, wird, wie es nicht anders zu erwarten war, von demselben freundlich empfangen, reich beschenkt und mit dem Ehrentitel: Malek-el-Mansour, das heißt, siegreicher König, geschmückt. Schirkuh's Vezirath war jedoch von sehr kurzer Dauer; denn er starb an einer Kolik gleich im Anfange des folgenden Jahres, hatte daher kaum einige Monate über Aegypten geherrscht *).

*) Schirkuh hatte das Zutrauen Nourreddins in vollem Maße besessen. Was seine Statur betrifft, so war er unter mittlerer Größe, hatte aber einen starken und festen Körperbau und, obgleich sehr dick und stark beleibt, fehlte es ihm doch nicht an Gewandtheit im Gebrauch der Waffen. Er war ein ungemein kühner, unerschrockener Krieger. In der Schlacht erblickte man ihn stets da, wo der feindliche Haufe am dichtesten und die Gefahr am größten war. Ubrigens gebrach es ihm doch bisweilen an Kopf, und von Natur aus äußerst heftig und stürmisch, würde er, wenn von leidenschaftlichen Aufwallungen hingerissen, oft die gröbsten, für ihn selbst verderblichsten Mißgriffe gemacht haben, wäre ihm sein älterer und klügerer Bruder Ayub nicht stets an der Seite gestanden und hätte ihn dann wieder zu ruhigerer Besonnenheit im Handeln zurückgeführt. Was man übrigens auch zum Lobe dieser beiden berühmten Kurden sagen mag, so ist es doch geschichtlich erwiesen, daß Ayub nicht nur an dem Sultan Modschireddin, sondern nachher, wie wir jetzt bald sehen werden, auch an Nourreddin, seinem Wohlthäter und dem Gründer seines Glückes, zum Verräther ward. Eben so war früher auch Schirkuh, als Nourreddin tödtlich krank in der Burg zu Aleppo darnieder lag, schon im Begriffe gestanden, durch Ueberfall sich der Stadt Damaskus zu bemächtigen, sich zum Herrn derselben aufzuwerfen und Nourreddins Nachkommen

8. Gleich nach Schirkuhs Tode versammelten sich sämmtliche, wie an Jahren so auch an Dienstzeit weit ältere Emirs, als Saladin, zur Wahl eines Nachfolgers des Verstorbenen, sowohl im Oberbefehle über das Heer als auch in dem Vezirathe. Da aber jeder gerne Vezir werden wollte, so konnten sie sich nicht so leicht und so bald in der Wahl vereinigen. Als nun der Kaliph erfuhr, daß die türkischen Emirs sich mit einander beratheten, welchen sie ihm zum Herrn geben wollten, fand er für klüger, wenigstens den zu wählen, welchem er in Zukunft gehorchen sollte, und ernannte daher Saladin, den jüngsten unter allen Emirs, zum Vezir. Klugheit hatte den Kaliphen bei dieser Wahl geleitet. Bei Saladins Jugend und der gewissen Voraussetzung, daß dessen Erhebung den Neid der übrigen Emirs erregen, und dieser dann Haß, Spaltung und Partheiung in dem türkischen Heere zur Folge haben würde, machte er sich Hoffnung, bei den entstehenden Wirrungen vielleicht, wenn auch nur einen Theil der Macht und Gewalt der frühern Kaliphen wieder zu erhalten. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem Erstaunen und dem Unwillen der Emirs, als sie von dem Kaliphen eine Botschaft erhielten, die ihnen Saladins Ernennung zum Vezir

---

das Fürstenthum zu entreissen, ein Wagstück, das, da Nourreddin bald darauf wieder gesund ward, ihn unfehlbar in das Verderben gestürzt haben würde, hätte nicht abermals sein klügerer Bruder ihn noch zu rechter Zeit davon abgehalten. In offenem Kampfe seine Feinde besiegen, ist gewiß unendlich leichter, als sich selbst überwinden, zu beherrschen und allen Neigungen einer verderbten Natur, und besonders dem, so leicht mit sich fortreissenden Ehrgeize strenge zu gebieten; welches leider bei den, in den Jahrbüchern der Völker so sehr gerühmten Helden nur selten der Fall war, wahrscheinlich auch in der Zukunft nur selten der Fall seyn wird, wenn anders es auch ferner noch Helden geben sollte.

kund machte. Eine allgemeine Bewegung entstand unter ihnen. Alle weigerten sich, den Saladin in seiner Würde anzuerkennen, und erklärten, daß sie nie einem solchen, noch so jungen Officier gehorchen würden, dem sie bisher so oft selbst Befehle zu geben gewohnt gewesen wären. Alle waren zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Die Einen wollten den Saladin auf listige Weise unverzüglich aus dem Wege räumen; Andere gaben den Rath, den Kaliphen mit Gewalt zu zwingen, Saladins Ernennung zu widerrufen; Andere wieder machten den Vorschlag, sämmtlich Aegypten zu verlassen und nach Syrien zurückzukehren. Keiner dieser Vorschläge fand jedoch allgemeinen Beifall; nur waren alle einstweilen darin mit einander übereingekommen, daß sie einem Officier, der, weil viel jünger als sie, ihnen bisher auch im Range so weit nachgestanden wäre, nie gehorchen wollten. Dem Saladin war jedoch noch ein Freund geblieben, aber ein Mann von vielem Verstande, überwiegendem Geiste und mit der Gabe der Rede geschmückt. Dieser hieß Dia-eddin Issa. Er war Elfakih, das heißt, Priester und Lehrer des Gesetzes und stand, seiner priesterlichen Würde wie seiner großen Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Frömmigkeit wegen bei allen Muselmännern in ungemeinem Ansehen. Dieser besuchte einen jeden der Emirs besonders, und da er sie alle, ihren Charakter wie ihre persönliche Verhältnisse kannte, so brauchte er bei einem Jeden die Gründe, die dessen Individualität am meisten entsprachen, und sein Werk gelang ihm so vollkommen, daß er alle Gemüther besänftigte und sämmtliche Emirs schon am folgenden Tage sich von ihm in den Palast Saladins führen ließen, sich diesem unterwarfen, und ihm Gehorsam und Folgsamkeit gelobten. Aber nun wußte auch Saladin trefflich zu vollenden, was Issa so glücklich begonnen hatte. Im Besitze der Schätze seines Oheims Schirkuh, die ihm nach dessen

Tode zugefallen waren, und zugleich bereichert durch die kostbaren, vom Kaliphen erhaltenen Geschenke, ließ er jetzt seiner Freigebigkeit ungehemmten Lauf, vertheilte mit vollen Händen Gold und Silber unter das Heer, und gewann dadurch, besonders in Verbindung mit seinem bescheidenen, stets freundlichen und herablassenden Benehmen, die Liebe und Anhänglichkeit aller Officiere, wenigstens jener von niederm Range, ja selbst einiger der höher gestellten Emirs, und sämmtlicher gemeinen Soldaten in dem ganzen Heere; und so war nun der Plan des Kaliphen, durch Saladins Erhebung Neid, Streit, Spaltung und Verwirrung unter dem syrischen Heere zu erregen, an Issa's Klugheit und Saladins Freigebigkeit völlig gescheitert.

9. Indessen hatte Saladin noch lange nicht alle, die sich seiner beginnenden Herrschaft in Aegypten widersetzten, völlig besiegt. An dem Hofe des Kaliphen selbst gab es eine Menge Großer, die über die Erhebung eines Fremdlings zum Vezirathe laut murrten, den Saladin in dieser Würde nicht anerkennen wollten und, von dem Kaliphen selbst heimlich dazu ermuntert, ihm die Ausübung seines Amtes erschwerten, ihm mit verachtendem Trotz begegneten, und wo sie konnten, ihn zu demüthigen und zu kränken suchten. An der Spitze der Mißvergnügten stand Murmen Khelafer, Befehlshaber der zahlreichen, aus lauter schwarzen Verschnittenen bestehenden Leibwache des Kaliphen, dessen Zutrauen er, seit Schawers Tod, durch seine verschmitzten und listigen Rathschläge jetzt vollkommen besaß. Er, selbst ein Verschnittener, war Obermarschall des Palastes, Gouverneur von Cairo und der Citadelle, deren zahlreiche Besatzung er befehligte. In dem Serail gebot er unumschränkt, und in der Stadt hatte er die Verwaltung der höhern Polizei. Nicht nur seine Leute, die afri-

kanischen Schwarzen, waren ihm gänzlich ergeben, sondern er besaß auch die Liebe der Einwohner. Ein solcher Feind konnte dem Saladin gefährlich werden; und als dieser, obgleich fruchtlos, alles versucht hatte, den Khelafer durch Geschenke und Versprechungen für sich zu gewinnen, beschloß er endlich, denselben mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen *). Aber dazu mußte er einen günstigen Augenblick abwarten, denn die Unternehmung war nichts weniger als gefahrlos. Ein zufälliges Ereigniß beschleunigte und erleichterte indessen dem Saladin die Ausführung seines Vorhabens. Zwischen den schwarzen Soldaten und den Türken entstand eines Tages auf öffentlichem Markte ein Streit, der zuerst nur eine bloße Schlägerei, aber bald einen förmlichen Kampf herbeiführte. Von beiden Seiten war schon Blut geflossen, als Saladin davon unterrichtet ward. Mit Pfeilesschnelle eilte er nun herbei, um den Aufstand zu dämpfen. Aber einige Augenblicke, bevor er ankam, war auch Khalefer mit einer neuen Trupp schwarzer Soldaten angekommen, um seine im Kampfe mit den Türken begriffenen Leute zu unterstützen. Nichts war dem Saladin erwünschter als Khelafers Gegenwart; jetzt glaubte er, sey der Augenblick da, seinen Feind mit den Waffen in der Hand zu erdrücken. Mit seinem Schwerte bahnte er sich einen Weg durch das Gewühl und eilte auf Khelafer zu. Dieser nahm jedoch den Kampf nicht an, und suchte durch schleunige Flucht sich zu retten. Aber Saladin eilte ihm nach, erreichte ihn, und stieß ihm sein Schwert in die Brust. Mit dem Falle ihres obersten Befehlshabers entfiel nun auch den schwarzen Soldaten der Muth. Dem Saladin war es also

*) Khelafer war in seinem Erkühnen schon so weit gegangen, daß er dem Saladin den Eingang in den Palast versperrte und den freien Zutritt zu dem Kaliphen ihm nicht gestatten wollte.

ein Leichtes, dem Kampfe ein Ende zu machen und die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen. Aber seinen Sieg wollte Saladin nicht unbenutzt lassen. Von einer hinreichenden Schaar Bewaffneter umgeben, begab er sich nach dem Palaste, ließ die Thore aufsprengen, und ging zu dem Kaliphen. Diesem erklärte er in kühner Rede, daß eine durchgreifende Veränderung sowohl an seinem Hofe, als auch in dem Palaste überhaupt durchaus nothwendig sey. Adehd wagte nicht zu widersprechen. Saladin hob demnach die, bisher aus lauter schwarzen Verschnittenen bestehende Leibwache des Kaliphen auf, und schuf dafür eine ganz neue, die nur aus weisen bestand, zu denen er größeres Zutrauen hatte. Auch unter den nähern und nächsten Umgebungen des Kaliphen hielt Saladin eine strenge Musterung, entsetzte viele ihrer Stellen, und gab diese andern, ihm zuverlässiger scheinenden Männern, entfernte überhaupt von dem Kaliphen und aus dem Palaste alle, von denen er glaubte, daß sie ihm in der Folge vielleicht noch gefährlich werden könnten, und ersetzte sie durch Solche, die er schon für seine Parthei gewonnen hatte, und als seine Creaturen betrachten konnte. Als der Kaliph jetzt sah, mit welchem Muth und welcher Energie Saladin bei Allem zu Werke ging, gab er alle Hoffnungen auf, die er in die Jugend desselben gesetzt hatte, und sank nun wieder in seine frühere Unbedeutenheit zurück.

10. Von allem Diesem erstattete Saladin sehr umständlichen Bericht nach Damaskus. Das Schreiben an Nourreddin war in den schmeichelhaftesten und demüthigsten Ausdrücken abgefaßt. Saladin nannte sich Nourreddins niedrigsten Sclaven, der seinen Ruhm darein setzen werde, jedem Winke seines Herrn, des Athabeken, mit der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit zu folgen. Auch Nourreddins Rückschreiben war

für Saladin nicht minder erfreulich. Der Athabek bezeugte darin sogar seine Theilnahme an dem Glücke seines Dieners, bestätigte ihn daher auch in seiner Statthalterschaft wie in dem Oberfehle über das türkische Heer. Nourreddin konnte und durfte auch jetzt nicht anders handeln; denn würde er Saladin nicht in der Statthalterschaft wie in dem Oberbefehle des Heeres bestätiget haben, so hätte derselbe auch aufgehört, ein Diener Nourreddins, mithin von dem Athabeken in Damaskus abhängig zu seyn, und wäre blos der von dem Kaliphen ernannte und in dessen Namen das Königreich Aegypten unabhängig beherrschende Vezir gewesen*). Dem Saladin gelang es jetzt auch, das Zutrauen Nourreddins in so vollem Maße zu gewinnen, daß er ihm sogar erlaubte, seinen Vater Ayub wie auch alle seine Brüder zu sich nach Aegypten kommen zu lassen. Darüber empfand Saladin eine ganz außerordentliche Freude, und der Tag, an welchem Ayub und dessen Söhne, von Nourreddin reich beschenkt, in Aegypten ankamen, war für Saladin ein wahrer Festtag; denn da er Jussuph (Joseph) hieß, so schmeichelte es ganz ungemein seiner Frömmigkeit, sich jetzt mit dem, auch für die Mohamedaner so ehrwürdigen Patriarchen Joseph vergleichen zu können, der einst ebenfalls als Vicekönig von Aegypten seinen Vater und seine Brüder hatte zu sich kommen lassen. Der Empfang war daher sehr rührend. Saladin umarmte seinen Vater mit einer Innigkeit, die selbst

*) Wie es scheint, wollte Nourreddin dem Saladin den Oberbefehl über das Heer nicht ganz unumschränkt ertheilen, denn alle seine Briefe hatten die Ueberschrift: an Saladin und die Gesammtheit der Emirs, welches jedoch Saladin seinen Untergebenen so deutete, als wolle der Athabek dadurch nur die ihm ertheilten Befehle auch ihnen bekannt machen.

mehreren der Anwesenden eine Thräne entlockte. Er wollte sogar seinem Vater die Statthalterschaft abtreten, drang sogar in ihn sie anzunehmen; aber Ayub weigerte sich dessen, übernahm blos die oberste Leitung der Finanzverwaltung, versprach aber seinem Sohne, ihm, so oft er es verlangen würde, mit seinem Rathe und seinen Erfahrungen zur Seite zu stehen. Saladin nahm dieses Anerbieten dankbar an, verschloß auch in der Folge nie den Ermahnungen Ayubs sein Ohr, und folgte gewöhnlich, besonders in schwierigen Fällen, und zwar stets zu seinem eigenen Besten, der Leitung seines klugen, geschäftskundigen und an selbstgemachten Erfahrungen so reichen Vaters.

11. Indessen war Saladins Lage nichts weniger als sehr beneidenswerth. Er befand sich gleichsam auf einem stürmischen, von ihm noch nie befahrnen Meere, auf allen Seiten von Klippen und Gefahren umgeben. Durch Abschaffung des schiittischen und Einführung des sunnittischen Gottesdienstes hatte er den größern Theil der Einwohner, besonders in dem Innern des Königreiches, sich abgeneigt gemacht. Durch seine trefflichen Vorkehrungen war zwar das Volk, als ihm der abbassidische Kaliph von Bagdad angekündiget und aufgedrungen ward, ruhig geblieben. Aber es dauerte nicht lange, so bedienten sich unruhige und neuerungssüchtige Köpfe des Vorwandes der Religion, um die Gemüther des Volkes gegen den Vezier zu erregen. Nun entstanden Verschwörungen und Empörungen nicht nur in den Provinzen, sondern sogar im Mittelpunkte des Reiches, nämlich in Cairo selbst*). Gegen

*) Die gefährlichste, weil am weitesten verzweigte Verschwörung hatte ein Dichter, Namens Amarat,

die ihm untergeordneten Emirs war Saladins Stellung nicht minder schwankend und gefährdet. Nur wenige, die er durch Wohlthaten gewonnen hatte, waren ihm wahrhaft treu. Die übrigen gehorchten zwar, besonders seitdem Nourreddin ihn in der Statthalterschaft bestätiget hatte, seinen Befehlen; aber in ihrem Herzen voll Neid und Eifersucht über seine Größe, suchten sie ihn, wo möglich, in der Gunst Nourreddins zu stürzen, durch ihr Ansehen, das jeder Emir bei der ihm unterge-

veranlaßt. Unter der Larve eines, für die Ehre und die Rechte der wahren Nachfolger des Propheten, nämlich der Fatimiten, eifernden Muselmannes, hatte er gegen Saladin ein, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken abgefaßtes und mit allem nur möglichen poetischen Schmuck ausgestattetes Gedicht verfertigt, das auf die Einbildungskraft so mächtig wirkte, daß jeder, der es las, unwillkührlich davon fortgerissen, sich der gefährlichsten Unternehmung fähig fühlte. Auf Anlaß dieses Gedichtes bildete sich zuerst unter mehrern der Großen eine Verschwörung, die sich aber so schnell verbreitete, daß bald der größte Theil der Einwohner der so sehr bevölkerten Hauptstadt darin verflochten ward; und schon war das über Saladins Haupt zusammengezogene Gewitter seinem Ausbruche nahe, als noch zu rechter Zeit das ganze Complot durch die Unvorsichtigkeit eines Mitverschworenen entdeckt ward. Sämmtliche Häupter der Verschwörung ließ Saladin unverzüglich verhaften und auf der Stelle hinrichten, und diese schnelle Hinrichtung schreckte so sehr, daß der ganze Bund sich allsogleich von selbst auflößte, und gerade diejenigen, die sich am schuldigsten wußten, nun eiligst in die Moscheen liefen, und laut und öffentlich für das Wohl des abassidischen Kaliphen beteten. Unerachtet seiner ausgezeichneten dichterischen Talente ward, zum Lohn für sein schönes Gedicht, der arme Amarat erdrosselt. Daher Saladins, ihn sein ganzes Leben hindurch nie mehr verlassende, entschiedene Widerwille gegen alle Dichter und deren poetische Produkte.

benen Truppenabtheilung hatte, alle Maßregeln des Feldherrn zu lähmen, jedes Geschäft ihm zu erschweren, dabei alle seine Schritte genau zu beobachten, selbst seine Gedanken zu erspähen, um dann alles sogleich wieder dem Hofe von Bagdad zu berichten. Noch viel sorgenvollere und unruhigere Stunden machte dem Saladin sein Verhältniß zu Nourreddin, dessen Argwohn frühzeitig erwachte, und von den, dem Vezir übelwollenden Emirs immer noch mehr geweckt und genährt ward. Mit dem glühenden Wunsch im Herzen, eine eigene, unabhängige Herrschaft zu gründen, und schon im Stillen mit Vorbereitungen darauf beschäftiget, mußte Saladin das Aeußere eines, von dem Athabeken von Damaskus unbedingt abhängenden Sclaven annehmen, ihm unaufhörlich Treue und Gehorsam heucheln, und dabei doch wieder darauf bedacht seyn, Nourreddins Befehle, so bald sie seinem eigenen, Saladins Interesse zuwider waren, mit so vieler Klugheit und solcher Schlauheit zu umgehen, daß der Athabek darüber nicht sehr zürnen konnte. Dieß wollte ihm jedoch nicht immer gelingen. Einst erhielt er von Nourreddin ein Schreiben von so drohendem Inhalt, daß Saladin nicht wenig darüber erschrack. Nourreddin drohete darin, daß er nächstens selbst nach Aegypten kommen und ihn über seine bisherige Verwaltung zur Rechenschaft ziehen werde. Saladin versammelte seine Verwandten und mehrere seiner vornehmsten Emirs, legte ihnen den Brief des Athabeken vor, und fragte sie um ihre Meinung. Alle schwiegen; nur Omar, ein Neffe Saladins, ein kühner Jüngling, erhob sich und sagte, daß, wenn Nourreddin nach Aegypten kommen sollte, man ihm mit dem Säbel in der Faust entgegen gehen, und ihn zwingen müsse, eben so schnell, als er nach Aegypten gekommen wäre, wieder nach Syrien zurückzu-

kehren. Aber heftig unterbrach ihn jetzt sogleich der kluge Ayub. „Schweige, unbesonnener junger Mensch,“ rief er dem Omar zu, „vergesse nicht die Ehrfurcht, die du einem Fürsten schuldig bist, dessen letzter Sclav zu seyn du es für eine Ehre halten mußt. Ja, mein Sohn,“ — sich hierauf zu Saladin wendend — „Nourreddin ist unser Herr, unser Wohlthäter. Wir sind ihm blinden Gehorsam, blinde Unterwerfung schuldig. Ich bin dein Vater, und du weißt, wie sehr ich dich liebe, aber demungeachtet würde ich, wenn Nourreddin heute deinen Kopf begehrte, diesen schon morgen vor seinem Throne niederlegen.“ Alle Anwesende staunten über die Kühnheit dieser Rede. Aber Ayub machte jetzt sogleich der Berathung ein Ende, und entließ sämmtliche herbeigerufene Emirs. Als er mit Saladin allein war, sagte er: „mein Sohn! wie hast du so unvorsichtig seyn können, deine Absicht vor diesen Emirs laut werden zu lassen, unter welchen du doch gewiß mehrere geheime Feinde hast, die dich belauschen, und von allem, was du thust, den Athabek in Kenntniß setzen? Sey versichert, daß wenn Nourreddin bei seinem Vorhaben beharren, und wirklich nach Aegypten kommen sollte, ich der erste seyn werde, der ihm mit den Waffen in der Hand entgegen gehen wird. Aber jetzt sind wir eines glücklichen Erfolges noch nicht ganz gewiß. Es bedarf noch größerer Vorbereitung, und da jetzt ohne allen Zweifel der eine oder andere von den Emirs den Nourreddin auch von unserer heutigen Berathung unterrichten wird, so rathe ich dir, diesem zuvorzukommen, an Nourreddin unverzüglich zu schreiben, und durch die unterwürfigsten Ausdrücke und wiederholte Betheuerungen deiner Treue ihn wieder zu besänftigen.“ — Saladin folgte diesem Rath, fertigte noch an demselben Tage einen Courier nach Damaskus mit einem Schreiben ab, in welchem er alles,

was nur immer Schmeichelei und Kriecherei ersinnen können, erschöpfte, um den Athabeken zu besänftigen. Nach ächter morgenländischer, stets übertriebener Weise sagte er unter anderm darin: „daß, wenn er, Nourreddin, den schlechtesten seiner Sclaven ihm, dem Saladin, schicken sollte, er sich von demselben, ohne zu murren, einen Strick um den Hals werfen und in diesem Zustande sich zu ihm nach Damaskus führen lassen würde.“ Nourreddin ward durch dieses Schreiben wieder vollkommen besänftiget, oder stellte sich wenigstens besänftiget zu seyn, denn jetzt war es ihm unmöglich nach Aegypten zu kommen; denn da er in einen Krieg mit dem Sultan von Ikonium war verwickelt worden, so stand er gerade im Begriffe, mit seinem Heere nach Kleinasien aufzubrechen.

12. Aber nun zögerte Saladin auch nicht, sich auf die Möglichkeit eines, vielleicht baldigen Besuches von Nourreddin vorzubereiten. Er ließ mehrere Städte befestigen, besonders die Grenzplätze, und Cairo, die Hauptstadt des Königreiches, zu deren ohnehin schon starken Festungswerken er noch neue hinzufügte. An mehreren Orten befahl er große Magazine anzulegen, sorgte für schleunige Herbeischaffung bedeutender Waffenvorräthe, so wie auch alles übrigen nöthigen Kriegsgeräthes, errichtete endlich mehrere ganz neue, ihm völlig ergebene Truppencorps, und legte jetzt schon den Grund zu der, nachher so berühmt gewordenen Leibwache der Mameluken. Da Saladin die auf ihn eifersüchtigen Emirs wohl kannte, mithin auf diese und deren ihnen besonders ergebenen Schaaren sich nicht verlassen durfte, ja im Gegentheil befürchten mußte, daß sie, wenn Nourreddin in Aegypten erschiene, sogleich zu ihm übergehen, vielleicht sogar in Cairo einen Aufstand erregen, und in dem Tumulte dem Athabeken die Thore der Stadt öffnen würden;

so sann er auf Mittel, sie sämmtlich auf unbestimmte Zeit von sich zu entfernen, jedoch auf eine Weise, die, anstatt seine Macht zu schwächen, diese nur noch um vieles vermehren müßte. Er schrieb also an Nourreddin, und bat ihn um die Erlaubniß, ein Heer nach Nubien und Arabien schicken zu dürfen. In dem ersten Lande, sagt er, gebe es eine Menge Christen, erklärte Feinde des Islams, welche völlig zu vertilgen, die heiligste Pflicht eines treuen Muselmannes wäre. In Arabien fänden sich gar keine Christen; aber die Anzahl jener Ketzer, die sich zu den Fatimiten und der schiittischen Lehre bekannten, nehme mit jedem Tage zu; es wäre demnach durchaus nothwendig, jene Verirrten und Halsstarrigen zur Anerkennung des ächten Nachfolgers des großen Propheten und der sunnittischen Lehre mit Waffengewalt zurückzuführen. Nourreddin, der, sobald sein religiöses Interesse in das Spiel kam, gar keiner andern Rücksicht mehr Raum gab, auch Saladins Macht in Aegypten dadurch zu schwächen wähnte, ertheilte sogleich die von ihm begehrte Erlaubniß, gab sogar noch Saladins religiösem Eifer die, wie er glaubte, ihm gebührenden Lobsprüche. In aller Eile rüstete also jetzt Saladin ein Heer aus, in welches er alle ihm verdächtige Emirs und Soldaten einreihete, jedoch den Oberbefehl über dasselbe seinem Bruder Touranschah übertrug. Dieser war ein kühner, alles unternehmender junger Mann, der aber kein größeres Gut kannte, als eine, in allem stets volle Unbeschränktheit seines Willens, mithin nicht selten seinem Bruder zur Last fiel, der daher auch mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, den thatendurstigen jungen Krieger auf eine für ihn ehrenvolle Weise zu beschäftigen. Bevor noch Saladin an kriegerischen Ruhm dachte, und noch weit weniger darnach verlangte, hatte Touranschah seinen Vater Ayub wie seinen Oheim Schirkuh auf allen ihren Feldzügen begleitet, sich öfters

Ehre erworben, war demnach auch des Krieges nicht unkundig, und Saladins Wohl hätte auf keinen Tauglichern unter allen seinen Emirs fallen können. Nubien, welches Touranschah jetzt zuerst angriff, liegt Aegypten südlich, und grenzt an Abyssinien. Es war ein ziemlich bedeutendes Königreich, größtentheils von schismatischen Christen bewohnt, und hatte einen ungemeinen Reichthum an Pferden und Zugvieh jeder Art. Die Könige dieses Landes hatten ihren Sitz in der Stadt Domkale an dem westlichen Ufer des Nils, und es wird erzählt, daß einst einer dieser Könige dem Statthalter von Cairo mit hundert tausend Pferden einen feindlichen Besuch gemacht habe. Aber die Einwohner waren nichts weniger als ein kriegerisches Volk; jetzt plötzlich und unvorbereitet angegriffen, leisteten sie also auch beinahe keinen Widerstand. Ohne große Mühe bemächtigte sich Touranschah des ganzen Landes, behandelte aber die Einwohner und deren König mit der größten Gelindigkeit. Dem Letztern ließ er sein Königreich, machte es aber Aegypten zinsbar und von demselben abhängig. Von den Einwohnern erhob er nur schwache Contributionen, ließ sich auch nur einige Grenzstädte übergeben, die er besetzt hielt. Er ging hierauf über das rothe Meer, welches die Araber das Meer von Kolsum nennen, und drang mit seinem Heere in das sogenannte glückliche, durch seine Spezereien und kostbaren Aromaten bekannte Arabien ein. In diesem Lande, das heißt in einem großen Theil desselben herrschte damals ein Fürst, Namens Abdolnaby, der seine Abkunft von einem uralten arabischen Herrscherstamme ableitete, aber ein unerträglicher Tyrann war, seine Unterthanen quälte, seine Nachbarn unaufhörlich beunruhigte und sich berufen glaubte, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Die Einwohner Arabiens lebten unter ihren Stammeshäuptern größtentheils in einer völligen Unabhängigkeit;

und nur Abdolnaby war Herr eines bedeutenden Staates, der aus den Trümmern der Freiheit und Unabhängigkeit mehrerer arabischen Volksstämme zusammengefügt war. Durch Waffengewalt hatte Abdolnaby das ganze Yemen, und selbst viele Horden herumstreifender Araber sich unterwürfig gemacht. Aber alle diese Völkerschaften, welche längst schon auf einen günstigen Augenblick warteten, um das ihnen auferlegte verhaßte Joch wieder abzuwerfen, betrachteten den Touranschah als ihren Befreier, griffen zu den Waffen und schlossen sich dem ägyptischen Heere an. Demungeachtet wich dennoch Abdolnaby einem entscheidenden Kampfe nicht aus, ward aber geschlagen und in dem Treffen getödtet. In kurzer Zeit war jetzt Touranschah Meister von achtzig theils größern, theils kleinern Städten, und unter den erstern auch von den Städten Senaa, Abid und Aden. Senaa galt damals für eine der größten Städte der bekannten Welt. Sie hatte ehemals mit dem ganzen Strich Landes, wovon sie die Hauptstadt war, den Königen von Aethiopien gehört. Die beiden andern waren zwar von kleinerm Umfange, aber durch ihren Handel weit reicher als Senaa. Abid lag in einer ungemein anmuthigen, mit Palmbäumen bepflanzten Ebene, ungefähr zehn deutsche Meilen von dem Nilstrom, und Aden, nahe bei der Meerenge Babelmandel, verbindet gewisser Maßen beide Meere mit einander, und bildet gleichsam einen ihnen gemeinsamen Hafen. Einer der höchsten bekannten Berge schließt sie von der Landseite so enge ein, daß man beinahe nur zu Wasser hinein kommen kann. In dem so fruchtbaren Yemen, oder dem glücklichen Arabien gründete nun Touranschah ein neues Königreich, das er seinem Bruder unterwarf, dessen Herrschaft er in dem ganzen Lande anerkennen ließ, und in dessen Namen er auch die Verwaltung des Landes übernahm; aber immer noch

nur unter dem Titel eines Statthalters des Athabeks von Damaskus, für den er auch in den Moscheen das öffentliche Gebet halten ließ. Aber bei allem dem nahm Touranschah doch blos von seinem Bruder Befehle an, dem er auch die Schätze des getödteten Königes, so wie die Einkünfte des Königreiches übersandte.

13. Mit den indessen immer gespannter und unheimlicher gewordenen Verhältnissen zwischen dem Athabek von Damaskus und dem Statthalter von Aegypten, war es endlich so weit gekommen, daß ein offener Kampf zwischen Saladin und dem Gründer seines Glückes, dem edeln Nourreddin, unvermeidlich war. Dieser war dazu nun auch fest entschlossen, hatte demnach einen Waffenstillstand mit den Christen geschlossen, seine sämmtlichen Truppen aus Syrien und Mesopotamien zusammengezogen, und schon eine Abtheilung derselben gegen die Wüste, welche Syrien von Aegypten trennt, vorrücken lassen. Bevor jedoch Nourreddin seinen Gegner angriff, wollte er ihn vorher noch mehr schwächen, und die Mittel zum Kriegführen, wenigstens zum Theil, ihm aus den Händen winden. Er schickte also einen seiner Emirs nach Aegypten mit dem Auftrage, dem Saladin alle Schätze und Kostbarkeiten des letzten fatimitischen Kaliphen, nebst einer umständlichen Berechnung der gegenwärtigen Einkünfte Aegyptens abzufodern. Aber darüber kam Saladin nicht in die mindeste Verlegenheit. Als einen Abgesandten seines Herrn empfing er den an ihn abgeordneten Emir mit der größten Auszeichnung, zögerte auch keinen Augenblick, sich dem Befehle Nourreddins zu fügen, und übergab demnach dem Emir nicht nur sämmtliche Kostbarkeiten und Reichthümer des verstorbenen Fatimiten, sondern auch noch zweimalhunderttausend Goldstücke, welche durch Ayubs spar-

same Finanzverwaltung in den Staatskassen jetzt vorräthig waren. Höchst erfreut über den glücklichen Erfolg seiner Sendung reißte Nourreddins Abgeordneter, mit Reichthümern beladen, wieder ab. Aber diese sollten nicht mehr in die Hände Nourreddins kommen; denn kaum hatte dessen Abgesandter seine Rückreise angetreten, als schon die Nachricht von Nourreddins Tod in Cairo eintraf. Unverzüglich schickte jetzt Saladin dem abgereißten Emir einige Reiter nach, die denselben bald einholten, ihm die zweimalhunderttausend Goldstücke, nebst allen übrigen Kostbarkeiten abnahmen und sie Saladin wieder zurückbrachten. Leichter und freier konnte dieser jetzt wieder athmen; alle Besorgnisse wegen eines Krieges, dessen Erfolg noch höchst zweifelhaft gewesen wäre, waren nun, und zwar auf immer verschwunden; denn Herr von Aegypten, dessen Besitz ihm auch die künftige Herrschaft über die syrische Küste gleichsam verbürgte, war Saladin unstreitig nun der bei weitem mächtigste Fürst in ganz Vorderasien.

14. Aber der Tod des Athabeken oder Sultans von Damaskus setzte Saladin nicht nur in den ruhigen, unbestrittenen Besitz von Aegypten, sondern öffnete ihm sogar noch eine neue Laufbahn des Ruhms und der Macht. — Nourreddin hatte nur einen einzigen Sohn, den Maleck-as-Saleh *), als Erben seines Thrones hinterlassen. Dieser, obgleich noch in sehr zartem Alter und kaum eilf Jahr alt, ward dennoch allsogleich nach dem Tode seines Vaters als dessen Nachfolger in Damaskus anerkannt. Auch

*) Der ganze Name dieses Prinzen war: Maleck-as-Saleh, Ismaël i Maleck-as-Saleh heißt friedfertiger König. Ismaël war also der Haupt- und Maleck-as-Saleh nur der Beiname

Saladin kannte den jungen Prinzen als seinen Oberherrn an, ließ für ihn in allen Moscheen Aegyptens das öffentliche Gebet halten, und schickte auch einen Gesandten nach Damaskus, der in seinem Namen dem fürstlichen Knaben huldigte, und ihm, zum Beweise seiner auch in Aegypten anerkannten Oberherrschaft, ägyptische Münzen überreichte, welche Saladin unter dem Namen Malek-as-Saleh hatte prägen lassen. Da dieser aber seines jugendlichen Alters wegen der Regierung unfähig war, so stellte Mokadem, dem vor ein paar Jahren Nourreddin die Erziehung seines Sohnes übertragen hatte, sich an die Spitze der Geschäfte. Aber dieses erregte den Neid und die Eifersucht der andern Emirs in Damaskus; und während jetzt unter diesen jeder mehr als der andere seinen Einfluß zu erhöhen suchte, mithin Partheien sich bildeten, und nichts als Uneinigkeit und Verwirrung in Damaskus herrschten, machten sich die meisten Statthalter in den Provinzen unabhängig, und ein Neffe Nourreddins, Saifeddin, Fürst von Mosul, der gerade an der Spitze eines Heeres sich Syrien nahete*), ging gar so weit, daß, sobald er den Tod seines Oheims erfuhr, sich dessen sämmtlicher in Mesopotamien gelegenen Länder bemächtigte; kurz Saleh hatte schon bei seiner Thronbesteigung nirgends mehr Unterthanen, und noch viel we-

*) Als Nourreddin, kurz vor seinem Tode, im Begriffe stand, nach Aegypten aufzubrechen, hatte er seinem Neffen Saifeddin den Befehl gesandt, mit allen in Mesopotamien liegenden Truppen nach Syrien zu ziehen, um dieses Land während Nourreddins Abwesenheit gegen die Christen zu vertheidigen. Auf dem Marsch nach Syrien erfuhr er den Tod seines Oheims, worauf er, statt Nourreddins noch ganz unmündigen Sohn gegen dessen Feinde zu schützen, ihn eines großen Theils der väterlichen Erbschaft, nämlich aller in Mesopotamien gelegenen Städte und Länder beraubte.

niger treue Diener, aber dafür eine Menge Herren, wovon jeder ihm Gesetze vorschreiben wollte.

15. Der unglückliche, von seinen Emirs theils verlassene, theils verrathene junge Prinz fand jedoch in Schams-eddin, des verstorbenen Nourreddins erstem Vezir, einen aus Liebe zu seinem Vater auch ihm treu ergebenen Beschützer. Schams-eddin war der Sohn der Amme des Nourreddin, mit demselben zu gleicher Zeit geboren, und auch von der Wiege an mit ihm erzogen worden. Beide Knaben liebten sich wie Brüder; und als in reifern Jahren Nourreddin die trefflichen Anlagen seines Milchbruders, besonders dessen treues und aufrichtiges Herz immer mehr kennen gelernt hatte, erhob er ihn von einer Würde zur andern, schenkte ihm sein ganzes Zutrauen, und ernannte ihn endlich zum ersten Vezir des Reiches; und da Nourreddin damals noch in Aleppo residirte, so übergab er seinem Liebling auch den Oberbefehl über die Stadt und deren Gebiet, so wie die in Aleppo und der ganzen Umgebung liegenden Truppen. Unglücklicher Weise lag jetzt Schams-eddin schwer krank darnieder, konnte also nicht selbst nach Damaskus gehen; aber bisher gewohnt, daß alle Emirs ihm gehorchten, schrieb er an jene von Damaskus, und gebot ihnen, den jungen Prinzen zu ihm nach Aleppo zu führen, wo er unter seinen Augen ihn erziehen lassen, und dessen Staaten gegen jeden innern wie äußern Feind zu schützen suchen werde. Dabei fanden jedoch die selbstsüchtigen Emirs nicht ihre Rechnung; besonders war es el Mokkadem, der Erzieher des Prinzen, der, befürchtend, daß man seine bisherige Macht in die Grenzen seines Amtes einschränken werde, sich der Abreise Salehs am meisten widersetzte. Man behielt also den Prinzen in Damaskus zurück, worauf aber Schams-eddin den Verschnittenen Kamsteghin, der sich

in sein Vertrauen eingeschlichen hatte, unter der Bedeckung einer zahlreichen Reiterei nach Damaskus schickte, um den Saleh nach Aleppo zu führen. Dieser Kamsteghin hatte sich unter der Regierung Nourreddins durch Ränke mancherlei Art von dem niedrigen Stande eines gemeinen Serailsclaven zur Würde eines Emirs emporgeschwungen; ihm fehlte es weder an Kopf, noch an Kühnheit und Entschlossenheit, aber desto mehr an Herz und Gemüth, und auch als Emir hatte er noch immer die Gesinnungen und Denkweise eines verächtlichen, keiner edlen Empfindung fähigen Sclaven. Zwar gelang es ihm, die Emirs in Damaskus einzuschüchtern und den jungen Prinzen zu bereden, ihm nach Aleppo zu folgen. Aber unter Wegs wußte er so sehr die Gunst und das Vertrauen des jungen Saleh zu gewinnen, und bei diesem zugleich den Schams-eddin so zu verläumden, daß Saleh, ohne zu wissen was er that, den Befehl unterzeichnete, den Schams-eddin, seinen einzigen, eben so treuen als einsichtsvollen Diener zu verhaften. Gleich in der ersten Nacht nach Saleh's und Kamsteghins Ankunft in Aleppo wurden also Schams-eddin und mehrerer seiner Freunde ergriffen und in das Gefängniß gebracht. Aber diese schreiende Ungerechtigkeit empörte alle Gemüther. Schams-eddin sämmtliche, zahlreiche Verwandten, Freunde und Anhänger griffen zu den Waffen, auch der Befehlshaber der Stadt schlug sich zu ihnen. Leider siegte das Laster. Der Aufstand ward unterdrückt und alle, die an der Spitze desselben standen, mit dem Tode bestraft. Der elende Kamsteghin erndtete nun die Früchte seiner Niederträchtigkeit, und ward unter dem Namen Salehs unumschränkter Herr von Aleppo — Als die Emirs in Damaskus erfuhren, was in Aleppo geschehen war, bangte es ihnen für ihre eigene Person, und zwar um so mehr, da Kamsteghin den rechtmäßigen Fürsten in seiner Gewalt hatte, und unter

dessen Namen seinem Ehrgeiz und seiner Grausamkeit vollen Lauf lassen konnte. Was bisher die Wohlfahrt des Staates nicht vermocht hatte, bewirkte jetzt die Furcht. Sie wurden nämlich alle darin einig, daß sie einen Fürsten herbeirufen wollten, der mächtig genug wäre, sie und das Reich gegen die fernern Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten des gefürchteten Kamsteghin zu schützen. Lange schwankte ihre Wahl zwischen Saladin und dem Fürsten Saiffeddin von Mosul. Da es aber bekannt war, das Saiffeddin die Ruhe und das Vergnügen liebte, und daher die Geschäfte der Regierung willig seinen Ministern überließe, so entschied sich endlich die Mehrheit der Stimmen für ihn. Eilboten wurden also nach Mosul abgefertiget, und Saiffeddin dringend ersucht, unverzüglich sich nach Damaskus zu begeben und dort die Regierung des Fürstenthums zu übernehmen*). Dieser Antrag war jedoch anfänglich Saiffeddin nicht besonders willkom-

*) Wie hätte, wenn nicht jeder Funke von Vaterlandsliebe in der Brust dieser Emirs erloschen gewesen wäre, unter ihnen noch von einer Wahl zwischen Saladin und Saiffeddin die Rede seyn können: der Letztere ein wollüstiger, nur Ruhe und jedes sinnliche Vergnügen liebende Fürst, der Mesopotamien blos eroberte, weil er keinen Widerstand allda fand, und der während der Regierung Nourreddins in dessen vielen Feldzügen sich durch keine einzige glorreiche Waffenthat ausgezeichnet hatte: und diesem weichlichen Fürsten der edle Saladin gegenüber, der untadelhaft in seinen Sitten, bis zur Uebertreibung streng gegen sich und mäßig, dabei unermüdet thätig, voll Ruhmliebe und glühendem Durst nach glorreichen Thaten, aber dabei auch über die Pflichten seines hohen Berufes so eifersüchtig war, daß er dieselben mit keinem Andern theilen, sondern die ganze Last der Herrschaft auf eigenen Schultern tragen wollte. Welches Letztere freilich alle Stimmen der selbstsüchtigen, des Gehorsams seit einiger Zeit schon wieder entwöhnten Emirs auf die Seite Saiffeddins hinziehen mußte.

men, denn ein völlig sorgenfreies, bequemes und genußreiches Leben vertrug sich nicht mit weitaussehenden Entwürfen, deren Ausführung unermüdete Thätigkeit und große Anstrengung erforderte. Es dauerte jedoch nicht lange, so erwachte wieder sein Ehrgeiz. Aber nun befürchtete er, es möchte unter dem ihm gemachten Antrag eine Schlinge verborgen seyn, zögerte demnach mit seiner Antwort, schickte jedoch einen Vertrauten nach Damaskus, der die wahre Lage der Dinge erkunden, und ihn dann von Allem in Kenntniß setzen sollte.

16. Aber während dieser Zögerung Saifeddins war Saladin von den Berathungen der Emirs in Damaskus unterrichtet worden. Im höchsten Grade über seine Hintansetzung aufgebracht, schrieb er ihnen einen drohenden Brief, machte ihnen harte Vorwürfe, behauptete sogar, daß die Vormundschaft über den Prinzen und die vormundschaftliche Regierung ihm ausschließlich und zwar von Rechtswegen gebührten, und erklärte endlich, daß er nächstens mit einem Heere selbst nach Damaskus kommen werde *). Wie gewöhnlich vereinigte jetzt wieder nur der Schrecken sämmtliche Emirs zu dem gemeinschaftlichen Beschluß, dem Saladin die Regierung des Reiches zu übertra-

*) Unstreitig waren die Gründe, worauf Saladin sein Recht zur Vormundschaft und zum Amt eines Reichsverwesers stützte, ziemlich sonderbar. Nourreddin, sagt Saladin, habe ihm die Statthalterschaft von Aegypten übertragen, weil er keinen tauglichern, würdigern Mann hätte finden können; und aus derselben Ursache würde er auch, wäre er nicht von dem Tode überrascht worden, ihn zum Vormünder seines Sohnes, und zum Verweser des Reiches während Saleh's Minderjährigkeit ernannt haben. Wenn Herrschaft oder der Gewinn neuer Provinzen das Thema ist, so darf man von einem Eroberer keine sehr strenge Logik fordern.

gen. Saladin zögerte nicht, wie Saifeddin, den Antrag anzunehmen; im Gegentheil den günstigen Augenblick schnell ergreifend, eilte er, und zwar blos an der Spitze von siebenhundert Reitern, nach Damascus, und lagerte sich mit seinem kleinen Haufen eine halbe Meile von der Stadt. Statt Bestürzung verbreitete Saladins Ankunft nur Freude und Jubel in Damascus. Die eifrigen Muselmänner waren längst schon mißvergnügt mit der Regierung eines Knaben, der, besonders bei der Uneinigkeit unter seinen Emirs, nicht im Stande wäre, den von Nourreddin begangenen Kampf gegen die Christen mit demselben Erfolg fortzusetzen. Sobald man also in Damaskus erfuhr, daß Saladin in der Nähe ein Lager bezogen, kamen sogleich Deputationen nicht nur von den Emirs, sondern auch von den vornehmsten Einwohnern zu ihm, und überreichten ihm die Schlüssel der Stadt. Unter dem frohen Zuruf eines zahlreichen Volkes zog nun Saladin in Damascus ein, und nahm seine Wohnung in dem Palaste seines Vaters, wohin nun auch das Volk von allen Seiten herbeiströmte, um seinen neuen Beherrscher zu sehen und ihn freudig zu begrüßen. Nur der Befehlshaber der Burg wollte sich nicht unterwerfen, und war entschlossen, diese Feste auf das hartnäckigste zu vertheidigen. Als aber schon am andern Tag der größte Theil der Besatzung ihn verließ und in das feindliche Lager überging, schickte er zu Saladin, nahm dessen Anerbietungen an, und überlieferte ihm die Burg mit allen darin aufbewahrten, sehr bedeutenden Schätzen, die jedoch Saladin noch an demselben Tage unter die Soldaten und Einwohner der Stadt vertheilen ließ. Saladin machte nicht die geringste Veränderung in der Regierung. Er wollte, daß man den jungen Saleh noch ferner, wie bisher, als den rechtmäßigen Beherrscher Syriens anerkennen sollte, legte sich selbst daher blos den Titel eines Statt-

halters Saleh's bei, ließ auch in dessen Namen das öffentliche Gebet in den Moscheen fortsetzen, und betheuerte, blos gekommen zu seyn, um den Sohn seines Wohlthäters gegen die fernern Angriffe Saiffeddins, der ihm schon ganz Mesopotamien abgenommen, so wie auch gegen die feindlichen Einfälle der Christen zu schützen. Saladin weilte jedoch nicht lange in Damascus, sondern ging mit seinem kleinen Heere nach Cölesyrien, wo alle Städte sich ihm freiwillig unterwarfen; auch die Einwohner von Emessa öffneten ihm die Thore der Stadt. Aber der Befehlshaber der Burg blieb fest in der Treue gegen seinen Herrn. Saladin vermochte weder durch Versprechungen ihn zu gewinnen, noch durch Versicherungen der edeln Absichten, in welchen er gekommen, ihn zu täuschen. Saladin war gezwungen, die Belagerung der Burg für jetzt zu vertagen, und zog einstweilen vor Hama; und auch die Einwohner dieser Stadt, die noch von größerm Umfange als Emessa war, öffneten Saladin unverzüglich ihre Thore. Aber dafür war der Befehlshaber der durch Natur und Kunst gleich stark befestigten Burg *) zu hartnäckiger Gegenwehr entschlossen. Saladin mußte also auch diese Burg belagern; wußte jedoch nach kurzer Belagerung durch List und Schlauheit, und durch einen glücklichen Zufall begünstiget, sich auch ihrer zu bemächtigen **). Nach der Einnahme von Hama,

*) Die aus lauter großen weisen Marmorsteinen erbauete Burg lag auf einer ziemlich steilen Anhöhe, und hatte ungemein breite und tiefe, in Felsen eingehauene Gräben, welche der nahe bei der Stadt vorüberströmende Orontes stets mit Wasser gefüllt erhielt.

**) Saladin ließ den Befehlshaber der Burg zu einer Unterredung einladen, in welcher es ihm gelang, denselben von seinen redlichen, nur das Wohl und die Erhaltung des jungen Saleh's bezweckenden Absichten so vollkommen zu überzeugen, daß er sogar den Auftrag übernahm, nach Aleppo zu gehen, und dem

rückte Saladin vor Aleppo, wo der junge Saleh jetzt seinen Sitz hatte. Saladins Ankunft mit einem Heere verbreitete Schrecken und Verwirrung in der Stadt. Die Einwohner, welche vor Schrecken den siegenden Feind schon plündernd innerhalb ihrer Mauern zu erblicken glaubten, sprachen laut von der Nothwendigkeit, die Stadt unverzüglich zu übergeben. Der Vezir und die Emirs unentschlossen, welche Maßregeln sie jetzt ergreifen sollten, versammelten sich in aller Eile in Saleh's Palast. Aber keiner hatte Lust, sich den Gefahren einer Belagerung auszusetzen. Als Sleh die Unentschlossenheit und Feigheit seines Vezirs und seiner Emirs bemerkte, erhob er sich mit Unwillen von seinem Sitze, verließ den Divan, schwang sich auf ein Pferd und sprengte mit verhängtem Zügel auf den Marktplatz. In wenigen Augenblicken war eine ungeheure Masse Menschen um ihn versammelt. Jetzt erhob Saleh seine Stimme und bat mit Thränen im Auge, und mit gegen das Volk ausgestreckten Armen dasselbe um Hülfe. „Verlaßt nicht," rief er aus, „edle Bürger, den Son eines Fürsten, der, so lange er lebte und regierte, Euch ununterbrochene Beweise seiner väterlichen Sorgfalt gab und den Ihr auch stets aufrichtig geliebt

Saleh dessen Irrthum, als wenn Saladin sein Feind wäre, zu benehmen, und den jungen Fürsten über sein wahres Wohl und eigentliches Interesse zu belehren; wobei Saladin ihm versprach, bis zu seiner Rückkehr mit der Belagerung einzuhalten. Azz=eddin, so hieß der Befehlshaber, übergab also den Oberbefehl in der Burg einem seiner Brüder, und ging nach Aleppo. Aber kaum allda angekommen, ward er, weil er ohne Erlaubniß des Vezirs seinen Posten verlassen, in das Gefängniß geworfen, worüber sein Bruder so sehr erzürnte, daß er augenblicklich die Burg mit der ganzen darin liegenden, sehr ansehnlichen Besatzung dem Saladin übergab.

habt. Ein, von meinem Vater mit Wohlthaten überhäufter Verräther hat mir nicht nur einen großen Theil meiner Staaten schon entrissen, sondern will mir auch noch diese einzige Freistatt nehmen, will mir mit der Krone auch das Leben rauben. Meine Minister sind unentschlossen und ohne Muth. Nur auf Euch, brave Bürger! beruhet noch meine Hoffnung. Verlaßt nicht eueren Fürsten, überliefert ihn nicht in die Hände seiner Feinde." — Saleh's rührende Bitte, seine flehentliche Stimme, seine Thränen, seine Jugend erregen allgemeines Mitleiden; aber dieses war keine trockene sterile Theilnahme; denn in jeder Brust erzeugte es den Entschluß, für den unglücklichen Prinzen das Aeußerste zu wagen; und tausend und abermal tausend Stimmen erheben sich und schwören laut, ihren Fürsten nicht zu verlassen. In wildem Ungestümm greift alles zu den Waffen. Auch die Officiere der Besatzung, erröthend über ihre bisher gezeigte Muthloßigkeit, eilen herbei, schließen sich dem Volke an, stellen sich an dessen Spitze, und ordnen, so viel möglich, die bewaffneten Haufen, die, voll Muths, zum Kampfe geführt zu werden begehren! Aleppo's ganze Bevölkerung, nur Frauen, Kinder und Greise ausgenommen, stürzt sich jetzt gleich einem unaufhaltsamen Strom aus der Stadt, verbreitet sich auf der Ebene, reißt die zum Ersteigen der Stadt schon an den Mauern stehenden Leitern nieder, zertrümmert das wenige, gegen die Stadt gerichtete Belagerungsgeschütz, und zwar unter den Augen des Feindes, der, seiner geringen Zahl bewußt, sein Lager nicht zu verlassen wagt; aber auch dieses wird jetzt angegriffen, erstürmt und das kleine Heer in die Flucht geschlagen. Nur mit vieler Mühe erreicht Saladin mit den Fliehenden eine Anhöhe, auf der er, während die Sieger mit der Plünderung des Lagers beschäftigt sind, sich nothdürftig verschanzt, aber sobald er sah, daß er nicht

weiter verfolgt wird, sogleich mit seiner schwachen Schaar eiligst zurückgeht. Saleh, der durch seine Gegenwart den Eifer der für ihn Kämpfenden noch mehr belebt hatte, zieht nun im Triumphe und mit Beute beladen, unter dem Jubel seiner siegreichen Schaaren, wieder in Aleppo ein.

17. Diese kleine Niederlage, eine nothwendige Folge jener Tollkühnheit, mit der Saladin kaum mit siebenhundert Reitern und einigen hundert Mann zu Fuß *) eine der größten und volkreichsten Städte Syriens angegriffen hatte, schlug daher auch seinen Muth nicht im mindesten nieder. Er rüstete ein zahlreicheres Heer aus, und erschien mit demselben noch in demseben Jahre (1174) abermals vor den Mauern von Aleppo, und begang nun eine förmliche Belagerung dieser Stadt. Aber Saladins Einfall in Syrien, seine schnellen Fortschritte und seine Eroberung so vieler bedeutender Städte und Burgen hatten endlich auch den Fürsten von Mosul aus seiner bisherigen trägen Ruhe geweckt. Seine Minister hatten ihm begreiflich gemacht, daß, wenn er dem sich jetzt unaufhaltsam über Syrien fortwälzenden Strom nicht, da es noch Zeit wäre, einen Damm setzen würde, derselbe sich auch bald über ganz Mesopotamien und seine eigenen Staaten ergießen würde. Auf den dringenden Rath seines Vezirs und der übrigen Emirs entschloß sich endlich Saiffeddin zum Krieg, warb Truppen an, rüstete ein Heer aus, und übergab den Oberbefehl darüber seinem jüngern Bruder Mazoud, den man, obgleich er es nachher nicht bewieß, für einen

*) Dieses Fußvolk bestand aus lauter Einwohnern von Hama, die aus treuer Anhänglichkeit an den Befehlshaber ihrer Stadt, und um ihn aus der Gefangenschaft in Aleppo zu befreien, sich der schwachen Reiterschar Saladins angeschlossen hatten.

der ersten Feldherren seiner Zeit hielt. Als Saladin hörte, daß ein feindliches Heer sich dem Euphrat nähere, hob er sogleich die Belagerung von Aleppo auf. Da aber auch die Christen jetzt eine Observationsarmee an der Grenze aufstellten, welches Saladins Heere von Ferne bedrohete, so sandte er, um seine Flanken frei zu halten, Abgeordnete mit Friedensvorschlägen in das christliche Lager. Er ließ dem Grafen Raimund von Tripolis, der das Heer von Palästina befehligte, sagen, er möchte sich wegen seines, Saladins, Krieges mit dem Hause Nourreddin nicht im geringsten beunruhigen. Seine Absicht sey nicht, das Königreich Jerusalem anzugreifen, im Gegentheil wünsche er die ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse wieder herzustellen und noch mehr als je zu befestigen, und da er diesen Versicherungen auch andere, für die Franken noch mehr überzeugende Beweggründe beifügte, nämlich den Fürsten und vornehmsten Rittern sehr ansehnliche Geschenke an Geld, kostbaren Stoffen und den schönsten Pferden machte, auch unter die gemeinen Soldaten Erfrischungen jeder Art im Ueberfluß austheilen ließ, so kam nun, unter der Vermittelung des Honfrei Toron, Connetable des Reiches, den man ohnehin schon wegen gewisser geheimen Verbindungen mit dem Athabeken in Verdacht hatte *), zwischen Saladin und dem Grafen von Tripolis ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge der Erstere sämmtliche bisher in der Burg von Emessa aufbewahrten Geißeln, welche der Graf Raimunn für sich, und der Fürst Rainald von Sidon für seined

*) Dicebatur horum omnium verborum dominus Henfredus de Torono, regius Constabularius, mediator fuisse, qui praedicto Salahadino nimiae familiaritatis affectu devinctus arguebatur. (*Wilh. Tyr.* XXI, 3.)

Bruder Eustachius gestellt hatte*), jetzt frei zurückschickte; die Christen aber sich verbindlich machten, den Saladin in seinem Kriege mit dem Hause Nourreddins auf keine Weise zu stören und in keiner seiner fernern Unternehmungen ihm hinderlich zu seyn. Saladin eilte hierauf nach Cölesyrien, um seine dortigen Eroberungen zu decken; unterwarf sich auch noch verschiedene, nicht unbedeutende Städte, und unter diesen auch die große und reiche Stadt Baalbeck, welche er jedoch blos durch die Verrätherei des darin den Oberbefehl führenden, aber von ihm mit Geld bestochenen Emirs gewann. Indessen war Mazoud über den Euphrat gegangen, hatte sein ohnehin zahlreiches Heer noch mit der sehr beträchtlichen Besatzung von Aleppo und einer nicht minder zahlreichen Schaar waffenfähiger Einwohner der Stadt verstärkt, und zog nun in angestrengten Märschen gegen Baalbeck, wo Saladin noch stand. Aber dieser wollte jetzt einer entscheidenden Schlacht ausweichen, machte daher sehr annehmbare Friedensvorschläge. Er erbot sich, alle von ihm eroberten Städte wieder herauszugeben, den Saleh ferner als seinen Oberherrn anzuerkennen, jedoch müsse man ihm, unter dem Titel eines Statthalters Salehs, das Fürstenthum Damascus lassen. Diese Vorschläge wurden jedoch von Saleh und Mazoud mit Verachtung verworfen, worauf Saladin muthig dem Feinde entgegen rückte. Bei Hama stießen beide feindlichen

*) Man wird sich erinnern, daß der Graf Raimund, der in die Gefangenschaft Nourreddins gefallen war, seine Freiheit gegen ein Lösegeld von sechszig tausend Goldstücken erhielt; da er aber das Geld nicht sogleich herbeischaffen konnte, so mußte er Geißeln stellen. Dasselbe war auch der Fall mit dem Eustachius, dem Bruder des Grafen von Sidon; und Beide hatten bis jetzt, durch Bezahlung des versprochenen Lösegeldes, ihre Geißeln noch nicht ausgelößt.

Heere auf einander. Aber Mazoud hatte sehr ungeschickt eine, ihm höchst nachtheilige Stellung genommen, nämlich auf einem, durch viele Hügel durchschnittenen Terrain, wo er alle seine Streitkräfte bei weitem nicht entwickeln konnte, sein Heer aufgestellt. Saladin hatte also nur einzele, nach und nach vorgeschobene Heerhaufen zu bekämpfen. Diese warf er sämmtlich mit dem größten Verluste zurück, und schlug endlich Mazouds ganzes Heer in die Flucht*). Hatte Saladin durch diesen Sieg sich Ruhm erworben, so machte ihm noch weit größere Ehre sein edles Betragen gegen die Gefangenen. Diese behandelte er mit solcher Großmuth, daß mit geringer Ausnahme alle, Officiere wie Gemeine, in seine Dienste traten. Ganz vorzüglich ließ Saladin sich auch die Kranken und Verwundeten angelegen seyn. Er übergab sie einer sehr sorgsamen Pflege, bei der sie an nichts Mangel hatten; und sobald sie wieder hergestellt waren, setzte er sie in Freiheit, schickte sie in ihre Heimath zurück, und gab sogar den Aermeren auch noch das zu ihrer Reise nöthige Geld. Dankbarkeit machte nun alle diese Leute zu Saladins Lobrednern. Ueberall rühmten sie die seltene Großmuth und Milde dieses Fürsten, und unterwarfen ihm dadurch die Herzen der Völker noch ungleich mehr, als er sie durch blose Waffengewalt sich hatte unterwerfen können.

18. Aber nach diesem über Mazoud erfochtenen Sieg glaubte auch Saladin den Nachkommen Noureddins keine fernere Rücksicht mehr schuldig zu seyn. Er trat also jetzt als unumschränkter Beherrscher Sy-

*) Wilhelm von Tyrus sagt, daß die Verrätherei einiger Emirs des Saiffeddin dem Saladin diesen Sieg erleichtert hätten. Die morgenländischen Geschichtschreiber wissen doch nichts von dieser, wahrscheinlich blos auf Hörensagen sich gründenden Beschuldigung.

riens auf, legte demnach den Titel Sultan*) und alle damit verbundenen Rechte und Prärogative sich bei. Dem Gebete in den Moscheen wie in allen öffentlichen Urkunden mußte nun Saleh's Name jenem des Saladin weichen, und auch die Münzen wurden in Aegypten wie in Syrien nicht mehr unter dem Namen des Erstern, sondern unter Saladins Name geprägt. Nach seinem Siege über Mazoud war Saladin wieder vor Aleppo gezogen, und nun sah sich Saleh gezwungen, dem Saladin die Herrschaft über Damascus wie über alle von ihm eroberten Städte abzutreten, und sich mit dem übrigen Theile des von seinem Vater ererbten Reiches zu begnügen, worauf Saladin ihm den Frieden bewilligte und von Aleppo abzog. Inzwischen war auch Saiffeddin, den die letztern Ereignisse wieder in ein thätigeres Leben versetzt hatten, nicht müßig geblieben. Voll Ungeduld, die Schmach einer erlittenen Niederlage sobald als möglich wieder zu tilgen, hatte er beinahe alle Kräfte seines Königreiches erschöpft, und wirklich ein noch weit zahlreicheres Heer, als das erstere war, zusammengebracht. Mit diesem marschirte er nach Nisibin, und ging, nachdem sämmtliche kleine mesopotamische Fürsten mit ihren Schaaren zu ihm gestoßen woren, bei Birra über den Euphrat. Aber nun wollte er vor allem den jungen Saleh benachrichtigen, daß er zu seiner Hülfe herbeieile und schon an der Grenze Syriens angekommen sey. An dem andern Ufer des Euphrats, auf der Seite von Syrien, schlug demnach Saiffeddin einstweilen sein Lager auf, weilte jedoch nur einige Tage darin, und zog dann, obgleich nur in sehr kleinen Tagmärschen, nach Aleppo. Als Saleh hörte, daß Saiffeddin sich der Stadt nähere, ging er ihm entgegen, fiel weinend ihm um den Hals, und bat ihn unter einem Strom von Thränen um

*) Sultan heißt eigentlich Selbstherrscher.

Hülfe und Rettung. Saiffeddin suchte seinen unglücklichen Vetter zu trösten, durch die Hoffnung einer baldigen bessern Zukunft den Muth des tief gebeugten jungen Fürsten wieder zu beleben, ihm betheuernd, daß er ihn nie verlassen werde*). Saleh kehrte hierauf wieder in seine Stadt zurück und Saiffeddin bezog nicht ferne davon ein Lager, in welchem er einige Wochen stehen blieb, und sein Heer, das größtentheils aus Neuangeworbenen bestand, jeden Tag mit dem größten Fleiß in den Waffen übte. Aber auch Saladin hatte den ihm sich jetzt nahenden Sturm bei Zeiten vorausgesehen, mithin, um demselben mit Erfolg die Stirne bieten zu können, die gehörigen Vorkehrungen getroffen. Durch Eilboten hatte er an seine Emirs in Aegypten den Befehl ergehen lassen, alle ihnen zur Verfügung

*) Unstreitig war dieß von Seite Saleh's ein sehr großer Mißgriff, der beinahe nicht einmal durch die Jugend des kaum sechszehnjährigen Fürsten sich entschuldigen läßt. Er gab dadurch offenbar Saladin eine gegründete Veranlassung, den mit ihm unlängst geschlossenen Vertrag, sobald er wollte, wieder zu brechen, denn Saleh's persönliche Zusammenkunft mit einem Fürsten, der jetzt gegen Saladin unter den Waffen stand, mußte dieser ja als einen feindlichen Act, das heißt, als einen klaren Beweis feindlicher Absichten und Gesinnungen betrachten; besonders da Saiffeddin, obgleich er blos aus Besorgniß für die Sicherheit seiner eigenen Staaten den Krieg angefangen hatte, doch die Erhaltung Saleh's und der Integrität dessen väterlichen Erbes zum öffentlichen Vorwande seiner Schilderhebung machte. Maastegghin, Saleh's Vezir, welcher verdorbene Mensch derselbe auch gewesen seyn mochte, sah dieses wohl ein, und bemühete sich daher auf alle Weise, obgleich fruchtlos, jene Zusammenkunft zu verhindern, und obgleich neuere Geschichtschreiber auch diesen Bemühungen Maasteggbins wieder nur lauter selbstsüchtige und eigennützige Zwecke unterschieben wollen, so handelte er doch jetzt offenbar gerade so, wie es in dem Interesse seines Herrn, des jungen Saleh, lag.

stehenden Truppen unverzüglich zu ihm nach Syrien zu schicken; und als diese gerade um diese Zeit alle angekommen waren, brach er mit seinem Heere sogleich auf und rückte dem Feinde entgegen. Auf dem Gebiete von Hama bekamen beide Heere sich wieder einander zu Gesichte, und unstreitig mußte jetzt die Rückerinnerung an den in dieser Gegend schon einmal erfochtenen Sieg den Muth des syrischen Heeres ungemein beleben. Ueberdieß beging Saiffeddin jetzt abermals einen sehr großen Fehler. Saladin nämlich hatte nicht vermuthet, daß der Feind ihm schon nahe wäre, daher durch Entsendungen sehr bedeutender Truppenabtheilungen, wahrscheinlich um Lebensmittel und Futter für Pferde herbeizuschaffen, sein Heer ungemein geschwächt. Nur einige Reiterschaaren hatte er bei sich, und hätte ihn Saiffeddin jetzt gleich angegriffen, so würde er nothwendig der ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht des Feindes haben unterliegen müssen. Aber gegen den Rath aller seiner erfahrenen Emirs verschob Saiffeddin die Schlacht auf den folgenden Tag, wodurch Saladin Zeit gewann, seine zerstreuten Truppen einzuberufen und sie sämmtlich wieder an sich zu ziehen. Gleich in der frühe des Morgens am andern Tage stellten beide Heere sich in Schlachtordnung, und sogleich begann eines der blutigsten und hartnäckigsten Treffen, die Saladin vielleicht bisher je noch bestanden hatte. Auf beiden Seiten ward mit der größten Erbitterung gekämpft. Jeder einzelne Officier, jeder einzelne Soldat focht mit einer Wuth, als wenn er jetzt eine eigene, ihm zugefügte Schmach zu rächen hätte. Lange schwankte demnach der Sieg, schien sogar einmal Saladins Fahne verlassen zu wollen. Der Emir nämlich, welcher Saiffeddins rechten Flügel befehligte, griff Saladins linken Flügel mit solcher Heftigkeit an, daß er ihn in Unordnung und zum Weichen brachte, und würde ihn nun bald völlig in die Flucht geschla-

gen haben, wäre Saladin in diesem entscheidenden Momente nicht mit seiner Mameluckengarde herbeigeeilt. Diese brave Schaar warf sich dem siegenden Feinde mit der größten Tapferkeit entgegen, hinderte ihn demnach, seine schon errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, und als nun auch noch Saladins schon zurückgewichenen Soldaten ihren Sultan im Kampfe erblickten, schämten sie sich ihrer Feigheit, kehrten eiligst in das Schlachtgewühl zurück und, um ihren begangenen Fehler gut zu machen, fochten sie nun mit einer solchen Wuth und einer solchen Kraftanstrengung, daß sie den Emir mit allen seinen Schaaren in die Flucht schlugen. Unglücklicher Weise für Saiffeddin warfen sich die Fliehenden auf das Mitteltreffen, brachten dasselbe in Unordnung, und rissen es ebenfalls zur Flucht mit sich fort. Als die, welche auf Saiffeddins linkem Flügel bisher noch fest gehalten hatten, die vielen Fliehenden sahen, hielten sie alles für verloren, leisteten keinen Widerstand mehr, und suchten, gleich jenen, blos in eiliger Flucht ihr Heil. Saladins Sieg war vollständig. Außer einer großen Menge Gefangener, unter denen sich verschiedene mesopotamische Fürsten und mehrere von Saiffeddins vornehmsten Emirs und Officiere befanden, fiel dem Sieger auch das ganze, mit Reichthümern überfüllte Lager in die Hand. Bei ihrer schleunigen Flucht hatten die Feinde all ihr Gepäck, ihre Waffen, sogar die Kriegskasse zurückgelassen; in ihren Zelten standen sogar die Kessel der Soldaten mit Fleisch angefüllt noch über dem Feuer. Aber was das Erstaunen der Sieger ganz besonders erregte, und in ihren Augen den Feind, den sie besiegt hatten, noch verächtlicher machte, war, daß man in dem erbeuteten Lager Alles fand, was nur immer zu den Bequemlichkeiten eines recht gemächlichen, üppigen, nur nach Vergnügungen haschenden Lebens gehörte: eine große Anzahl Gaukler und Possenreisser, über hundert Tän-

zerinnen, alle Arten von Luxusartikeln, und endlich sogar eine Menge Vogelkörbe und Käfige mit den auserlesensten Papagayen, den schönsten Turteltauben und noch viele andern, theils fremden, theils höchst seltenen Vögel. Diese schickte Saladin sämmtlich durch einen der gefangenen Gaukler zurück, ließ aber höhnend dem Saifeddin dabei sagen: er möchte doch, wenn er wieder Lust bekäme, in Krieg zu ziehen, solche schöne Vögel und niedliche Thierchen nicht mehr der Gefahr aussetzen, in die Gefangenschaft zu gerathen. Wie gewöhnlich ward wieder alles erbeutete Gold und Silber, wie auch der im Lager gefundene beträchtliche Vorrath von Lebensmitteln unter die Soldaten vertheilt; die Pferde und Zelter erhielten die Officiere, und Saladin behielt für sich nicht einmal Saifeddins ungemein reich ausgeschmücktes Zelt, sondern schenkte es einem seiner Generäle. Auch die Gefangenen und Verwundeten wurden wieder von Saladin mit einer wahrhaft überfließenden Milde behandelt. Allen schenkte er die Freiheit, ließ sogar die gefangenen mesopotamischen Fürsten und Emirs, ohne ein Lösegeld von ihnen zu fordern, zu den Ihrigen zurückkehren. Saifeddin, der mit vieler Mühe den Händen der Sieger entgangen war, ward nun in eigener Person bei Saleh der Verkünder der erlittenen Niederlage, hielt sich aber in Aleppo nur so lange auf, bis er den größten Theil der Schätze Saleh's zum Ersatz der von ihm aufgewandten Kriegsunkosten geplündert hatte.

19. Saladin zögerte nicht, seinen errungenen Sieg zu verfolgen. Er bemächtigte sich mehrerer in der Nachbarschaft von Aleppo gelegener Städte, unterwarf sich den größten Theil von Obersyrien, eroberte die sehr bedeutende Stadt Mambetsch mit Sturm, mußte aber die Feste Ezaz förmlich belagern. Die Besatzung, mit den Einwohnern dieser sehr festen

Stadt, hielt eine Belagerung von einem ganzen Monate aus. Aber während dieser Belagerung schwebte Saladins Leben einige Zeit in der größten Gefahr. Der Vezir Mansteggbin nämlich hatte schon vor einigen Monaten die Ermordung Saladins, als eines Feindes des Islams, mit schwerem Gelde von dem Alten vom Berg erkauft, und dieser den Mordbefehl dreien seiner verwegensten Leuten gegeben. Um den ihnen gegebenen Auftrag mit desto sichererm Erfolge zu vollziehen, hatten die Mörder sich bei Saladin einzuschleichen gewußt, waren endlich in seine Dienste getreten, und trugen jetzt die gelbe Kleidung der Mamelucken. Da nun Saladin gleich im Anfange der Belagerung sich jeden Morgen beinahe ganz allein der Festung näherte, um seinen Angriffsplan für den Tag zu entwerfen, glaubten die drei Mörder, daß der von ihnen längst schon ersehnte günstige Augenblick zur Ausführung ihres Vorhabens gekommen sey, und als gleich darauf Saladin wieder ohne alle Begleitung die Festung recognoscirte, fiel plötzlich einer der drei Assassinen mit gezücktem Dolch ihn an, brachte ihm auch eine Wunde an dem Kopfe bei; aber Saladin bemächtigte sich des Elenden, wandte ihm den Dolch aus der Hand, und stieß ihn ihm in die Brust. Sogleich sprang der zweite herbei, um das von dem Erstern angefangene Werk zu vollenden; aber auch dieser mußte dem starken Arme Saladins unterliegen, der ihm nun ebenfalls den Dolch in den Leib stieß; jetzt kam endlich auch der dritte herbei, der jedoch dasselbe Schicksal hatte, das auch seine beiden ihm vorangegangenen Kameraden getroffen hatte; und alles dieß geschah, bevor noch Jemand von Saladins Leibwache zur Hülfe hatte herbeieilen können. Bestürzt kehrte Saladin in sein Lager zurück; da er aber wohl wußte, wie kühn und standhaft jene meuchelmörderische Rotte in Ausführung ihrer einmal

beschlossenen Mordthaten wäre, so schloß er sich ein paar Tage in sein Zelt ein, und befahl, während dieser Zeit seine ganze Dienerschaft genau zu durchsehen, sie von allem Verdächtigen zu reinigen, und überhaupt aus dem Lager alle Fremden ohne Unterschied zu entfernen. Nach der Einnahme von Ezaz zog Saladin zum drittenmale vor Aleppo, und in der Hoffnung, daß die Stadt keinen großen Widerstand mehr leisten werde, wollte er sie auch nicht belagern, sondern ließ nur von allen Seiten sie einschließen. Saladin hatte sich nicht getäuscht. Saleh, der seinen Emirs nicht trauete, auch ihnen zu trauen keine Ursache hatte, zudem auf keine fremde Hülfe mehr hoffen konnte, schickte ohne zu zögern Abgeordnete in Saladins Lager und ließ um Frieden bitten. Dieser wurde ihm sogleich bewilligt. Aber nun ward auch ein neuer Vertrag geschlossen, für Saleh weit weniger günstig als der erstere gewesen war, so daß der junge Fürst es noch für ein Glück halten mußte, daß Saladin ihm jetzt die Stadt Aleppo mit deren Bezirke und noch einige, in der Nähe gelegene Burgen ließ. Alles, was nach dem letzten, über Saiffeddin erfochtenen Sieg von Saladin war erobert worden, blieb nun für immer dessen Eigenthum. Gleich nach geschlossenem und von beiden Seiten unterzeichnetem Frieden ward Saladin auf eine ganz unerwartete, für ihn jedoch nichts weniger als unangenehme Art überrascht. Eine junge, durch Schönheit und persönliche Würde ausgezeichnete Dame kam mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern und Dienerinnen in das Lager, und ging, zwar mit vielem Anstand, jedoch mit eilenden Schritten auf das Zelt des Sultans zu. Sobald man dem Saladin die Annäherung einer, dem Ansehen nach sehr vornehmen Dame meldete, verließ er sogleich sein Zelt, ging ihr entgegen und erkannte

in ihr Saleh's jüngere Schwester. Diese wollte sich ihm zu Füßen werfen, aber Saladin ließ es nicht zu, und fragte sie in dem Tone aufrichtiger Theilnahme, welches Begehren sie zu ihm in sein Lager führe? „Herr!" sagte sie, „ich bin gekommen, Euch zu bitten, uns Ezaz wieder zurückzugeben." — „Sie soll Ihnen geschenkt seyn," rief Saladin sogleich aus. Die Zurückgabe dieser, Aleppo gegen Norden gelegenen, trefflich befestigten Stadt war unstreitig keine kleine Begünstigung, welcher der menschenfreundliche Sultan auch noch mehrere kostbare Geschenke beifügte. Ueberhaupt benahm sich Saladin, ganz in dem edlen Sinne der damaligen europäischen Ritterschaft, mit der größten Ehrerbietung gegen die junge Fürstin. Er führte sie in seinem ganzen Lager herum, zeigte ihr alle darin enthaltenen Reichthümer, und bat sie öfters, was nach ihrem Geschmack wäre, sich auszusuchen. An der Spitze seiner Emirs und der vornehmsten Officiere seines Heeres begleitete er hierauf Saleh's Schwester wieder bis an das Thor der Stadt, wo er sich bei ihr auf eine so feine und gefällige Weise beurlaubte, wie man es kaum von dem gebildetsten französischen Ritter hätte erwarten können.

20. Aber jetzt, da er volle Muse hatte, ging Saladin an eine Unternehmung, die das Staunen und die Bewunderung aller asiatischen Völker und Fürsten erregte. Das Oberhaupt jener fluchwürdigen Mörderrotte, das man den Alten vom Berge nannte, und das, auf einer Spitze des Libanons hausend, von da aus Meuchelmord und Tod nach allen Weltgegenden aussandten, vor welchem selbst Asiens mächtigere Monarchen zitterten, daher größtentheils ihm, unter dem Namen jährlicher Geschenke, einen Tribut zahlten, dieses verabscheuungswürdige Ungeheuer, das auf Lug, Betrug, Mord und die schändlichste Entwürdigung

der Menschheit einen Thron sich erbauet hatte, wollte jetzt Saladin von der Erde vertilgen. Mit Heeresmacht drang er in alle Schlupfwinkel der Assassinen ein, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, ließ alle, die zu den höhern Graden dieses höllischen Ordens gehörten und ihm in die Hände fielen, hinrichten, belagerte endlich Masiat, die Hauptstadt der Assassinen und Sitz ihres Oberhauptes, und bestürmte diese Festung mit solcher Heftigkeit, daß der Scheick selbst in Schrecken und in die größte Bestürzung gerieth und, da mehrere gegen Saladins Leben gerichtete Mordanschläge wieder mißlungen waren, endlich, und wovon man nie noch ein Beispiel gehabt hatte, sich zu demüthigem Bitten herabließ. Dringend bat er den Scheabeddin, Statthalter von Hama und Oheim Saladins, sich bei diesem für ihn zu verwenden, und den Zorn des mächtigen Sultans wieder zu besänftigen. Mehr aus Besorgniß wegen den geheimen Nachstellungen der Mörderbande, als aus Wohlwollen zu dem Scheick, übernahm der Statthalter diesen Auftrag, ging zu Saladin, und erhielt endlich, obgleich nicht ohne sehr große Schwierigkeit, und erst nach langem Bitten, Gnade für den Scheick und dessen Orden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er in seinem und seiner Nachfolger Namen eidlich versprechen mußte, keinen Muselmann mehr ermorden zu lassen: ein Versprechen, das aus Furcht vor Saladin, wenigstens so lange derselbe lebte, treulich gehalten ward *). Bald darauf ver-

*) Saladin trug zwar auf diesem Zuge gegen den Alten vom Berg unter seinem Oberkleid einen doppelten, ihn gegen Dolchstiche schützenden Panzer, hatte auch stets Bein- und Armschienen angelegt, und seine Leibwache durfte keine, ihr selbst nicht bekannte Person sich ihm nähern lassen. Aber in Rücksicht auf die fanatische Beharrlichkeit, mit welcher jene Mörder, trotz allen

wählte sich Saladin mit Ezmatheddin, Nourreddins hinterlassenen Wittwe. Diese Verbindung schmeichelte eben so sehr dem Stolz dieser Fürstin, als sie Saladins neue Macht befestigte, und auch dessen Ansehen dadurch noch höher stieg. Auch von dem Kaliphen von Bagdad kamen Abgeordnete an, welche Saladin Geschenke und ein nach orientalischer Weise mit den übertriebensten Ehrentiteln angefülltes Belobungsschreiben überreichten.

21. Man möchte sich wundern, daß ein Eroberer, wie Saladin, nach der letzten entscheidenden Schlacht, wodurch Saiffeddins Macht völlig gebrochen ward, und er selbst sogar sich in Mosul nicht mehr für sicher hielt, dennoch den geschwächten Feind, der sich selbst schon aufgegeben hatte, und dessen Staaten für Saladin jetzt eine leichte Beute gewesen seyn würden, nicht weiter verfolgte, dem Laufe seiner Siege eine Grenze setzte. Er entließ jetzt sein Heer und ging nach Aegypten, und von jetzt an wurden weder Saleh

Gefahren, dennoch darauf bestanden, einen erhaltenen Mordbefehl, wie oft auch dessen Vollziehung schon mislungen seyn mochte, dennoch wieder aufzufassen und zu vollziehen, war es gewiß ein ungemein kühnes und gewagtes Unternehmen. Selbst bei der größten menschlichen Vorsicht treten doch immer bisweilen unbewachte Augenblicke ein, und hätte nur ein Theil der übrigen asiatischen Fürsten den Muth, die Kühnheit und die edle Selbstaufopferung Saladins gehabt, so würde jener verabscheuungswürdige, in seiner Art ganz eigene, weil wahrhaft der Hölle entsprossene Meuchelmörder-Staat nicht so lange den Boden Asiens mit blutigen Greuelthaten besudelt, die Menschheit geschändet und alle, selbst die mächtigern Throne so beispiellos gedemüthiget und herabgewürdiget haben. (Man sehe das Reich der Assassinen in dem achtundzwanzigsten Bande unserer Fortsetzung der Graf Stolbergischen Geschichte der Religion Jesu.)

noch Saiffeddin von ihm auch nur im mindesten beunruhigt. Als aber einige Jahre später, nach Saiffeddins und Saleh's beinahe gleichzeitigem Tode*), deren Nachfolger Emaddedin und Mazoud sich zum Kriege rüsteten, griff auch Saladin wieder zu den Waffen, kam den beiden Fürsten zuvor, eroberte ganz Mesopotamien diesseits des Zaabs, und zwang den Emaddedin, das Fürstenthum Aleppo ihm abzutreten. Als Saladin in diese Stadt seinen feierlichen Einzug hielt, ward er von den Einwohnern, ehemals seine erbittertsten Feinde und jetzt die enthusiastischsten Bewunderer des eben so milden und menschenfreundlichen als siegreichen Helden, mit dem lautesten Jubel empfangen. Sein Einzug war ein wahrer Triumph, und zwar in dem edelsten Sinne des Wortes, denn er hatte nicht blos die Stadt und das Fürstenthum, sondern auch die Herzen der Einwohner erobert und in Liebe seiner Herrschaft unterworfen. Saladin ging hierauf wieder über den Zaab **) und belagerte zum

*) Saiffeddin, König von Mosul, starb in dem Jahre 1180, und gleich in dem darauf folgenden Jahre starb auch des großen Nourreddins einziger Sohn Saleh, und zwar schon in dem neunzehnten Jahre seines Alters, nach einer kurzen, unaufhörlich von äußern und innern Feinden und zahllosen Verräthern bedroheten, daher äußerst unruhigen und verwirrten Regierung. Kurz vor seinem Tode hatte Saleh seinen Vezir, den Mansteggbin, der ehemals seinen Wohlthäter so schändlich verrathen und zu Grunde gerichtet, hinrichten lassen, mußte aber, um noch den letzten Tropfen des ihm zu Theil gewordenen bittern Kelches zu leeren, vor einer, zu seinem Fürstenthum gehörigen Stadt, die sich jetzt seiner Herrschaft entzogen und er daher zu belagern angefangen hatte, völlig unverrichteter Dinge, höchst schmachvoll, und unter dem lauten Hohn der Belagerten wieder abziehen.

**) Der Zaab ist kein unbedeutender Fluß. Er durchströmt Mesopotamien und ergießt sich nördlich von Mosul in den Tigris.

zweitenmale Mosul. Da er die Belagerung mit einer ganz ungemeinen Thätigkeit betrieb, so mußte endlich seine, obgleich an sich starke Natur, den allzugroßen Anstrengungen, besonders bei einer anhaltenden, glühenden Sommerhitze, unterliegen. Er fiel in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes führte. Da die Aerzte ihm riethen, die ungesunde Gegend auf einige Zeit zu verlassen und an einem andern Ort eine gesundere, ihn mehr stärkende Luft einzuathmen, folgte er ihrem Rath und begab sich nach Haran. Aber nun wollte er sich zu seiner Reise durchaus keiner Sänfte bedienen; „dieses Fuhrwerk," sagte er, „geziemt nur Frauen, aber nicht Männern." Mit großer Mühe mußte man ihn auf ein Pferd heben, mit noch größerer ihn darauf zu erhalten suchen. Zwei starke Männer gingen auf beiden Seiten des Pferdes, um ihn, wenn er sinken sollte, sogleich in ihren Armen aufzufassen. Die Beschwerlichkeiten dieser Reise vermehrten aber um Vieles sein Uebel, erschöpften endlich seine Kräfte so sehr, daß er in eine völlige Betäubung fiel. Nun mußte man ihn freilich den übrigen Weg, der noch zurückzulegen war, in einer Sänfte tragen; und so kam er endlich, jedoch mehr einem Sterbenden als einem Lebenden ähnlich, in Haran an. Aber bald und schnell verbreitete sich das falsche Gerücht von seinem Tode durch den ganzen Orient und versetzte Syrien und Aegypten in die tiefste Trauer; denn die Völker ehrten und liebten in Saladin nicht bloß den siegreichen Helden, sondern auch den gekrönten Menschenfreund und den heiligen Beschützer des Islams und dessen zahllose Anhänger. Hätte wirklich damals der Tod Saladin der Welt entrissen, so wäre unstreitig diese allgemeine, aufrichtige und tief gefühlte Trauer für ihn die schönste und rührendste

Trauerrede gewesen, schöner, als sie selbst der beredteste Imam sie am Grabe Saladins nicht hätte halten können.

22. Jenes falsche Gerücht von dem Tode des Sultans veranlaßte auch einige, jedoch schnell wieder gedämpfte Empörungen. Aber wahrscheinlich würde Mahmud, Fürst von Emessa, ein Sohn Schirkuh's, der jetzt ebenfalls die Fahne der Empörung erhob, dem Saladin nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Dieser kühne, herrschsüchtige Vasall hatte schon alle seine Vorrathshäuser mit Waffen aller Gattungen angefüllt, mit benachbarten Statthaltern in's Geheim verrätherische Verhandlungen angeknüpft, sie durch Versprechungen auf seine Seite zu ziehen gesucht, auch wirklich sich schon einen bedeutenden Anhang gemacht, und stand eben im Begriffe, an der Spitze seines Heeres sich über Syrien zu verbreiten, als man ihn auf einmal eines Morgens todt in seinem Bette fand. Dieser unvermuthete Todesfall erzeugte sogleich den Argwohn einer Vergiftung, und das Gerücht bezeichnete nun, obgleich höchst ungerechter, schändlicher Weise, den edeln Saladin als den Urheber dieses heimlichen Mordes *).

*) Es ist unbegreiflich, wie Saladins bekannter, edler, offner, jede Art von Verrätherei im höchsten Grade verabscheuender Character ihn nicht gegen einen so schändlichen Verdacht hatte schützen können; besonders da Mahmuds plötzlicher Tod sich auf eine ganz andere, sehr natürliche Weise erklären läßt. Mahmud war, wie sein Vater, ein sehr starker, selbst die äußersten Grenzen der Mäßigkeit oft weit überschreitender Esser. Am Vorabend seines Todes gab er mehreren Emirs und vielen seiner Officiere ein prachtvolles, sich tief in die Nacht hineinziehendes Gastmal, und so hat es demnach den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, daß nichts anders, als ein aus schwerer Unverdaulichkeit herrühren-

So groß indessen die Trauer und Bestürzung waren, in die Saladins vermeintlicher Tod Aegypten und ganz Syrien versetzt hatte, eben so groß oder noch größer war der Jubel und die Freude darüber in Mosul. Zwar wußte man allda sehr wohl, daß Saladin noch nicht gestorben sey. Da er aber sehr schwer krank darnieder lag, auch die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hatten, so betrachtete man ihn schon als todt. Die Einwohner waren sogar so unbesonnen, öffentliche Freudenfeste anzustellen. An diesem Volkstaumel nahm jedoch Mazoud keinen Antheil. Sein kluger Vezir hatte ihm bemerklich gemacht, daß gerade jetzt der günstigste Augenblick da wäre, den ihm und seinem Reiche so durchaus nothwendigen Frieden zu erhalten; „Saladin," sagte der Vezir, „fühle sich jetzt dem Tode nahe, zeitliche Herrschaft könne also für ihn nicht mehr die Reize haben, wie in den Tagen vollkommener Gesundheit und männlicher Kraft, und er werde ge-

der Schlag dem Leben Mahmuds nun auf einmal ein Ende machte. — Nichts ist im Urtheilen schneller, voreiliger, und daher meistens auch ungerechter, als die sogenannte Fama, die, obgleich von edeln Thaten gewöhnlich nur eine ganz leise Heroldin, doch stets alles wirkliche oder blos vermeintliche Schlechte an den Menschen, besonders wenn es den Großen und Mächtigen anklebt, sogleich in den lautesten und vernehmbarsten Accenten nach allen Weltgegenden verkündiget. — Selbst die Christen geben Saladin einstimmig das Zeugniß, daß er nie einen Vertrag, nie sein einmal gegebenes Wort gebrochen, stets das, entweder urkundlich oder auch nur mündlich gegebenes Versprechen mit gewissenhafter Treue gehalten habe. Nur Schade, daß die Christen in Palästina nicht das Nämliche von sich rühmen können; und der fromme Erzbischof Wilhelm von Tyrus ihnen an mehr als einem Orte den Vorwurf von Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit machen muß.

wiß jetzt mildere Friedensbedingungen vorschreiben, als wenn er wieder von seiner Krankheit genesen seyn würde; sollte Saladin jedoch sterben, so wären ja ohnehin alle Verbindlichkeiten, die Mazoud auch jetzt eingehen möchte, durch diesen Todesfall von selbst wieder aufgehoben, und er könne alsdann, besonders da ohne Zweifel Saladins Söhne, Brüder und die übrigen Ayubiten um die Trümmer des hinterlassenen Reiches streiten und sich gegenseitig bekämpfen würden, in dieser Zeit alles Abgetretene wie früher Verlorne wieder erobern." Mazoud folgte diesem klügern Rath, ordnete unverzüglich Gesandte an Saladin nach Haran ab, und ließ um Frieden bitten, fand sich aber darin sehr getäuscht, daß er Saladin jetzt ungleich milder und nachgiebiger zu finden geglaubt hatte. Gerade im Gegentheil zeigte Saladin, seinem angebornen Character ganz entgegen, sich weit härter, strenger, unbeugsamer und unerbittlicher, als er je bisher gewesen war. Er wies alle Vorschläge der Gesandten von Mosul mit Bitterkeit zurück, forderte unbedingte Unterwerfung, und Mazoud war gezwungen, alles Land jenseits des Zaabs dem Saladin als Eigenthum abzutreten und den übrigen Theil seines Königreiches von ihm als ein Lehen anzunehmen. Saladin behielt sich die Oberhoheit über dasselbe bevor. Das öffentliche Gebet in den Moscheen mußte für ihn gehalten, alle Münzen in seinem Namen geprägt werden und überdieß Mazoud sich verbindlich machen, dem Saladin als seinem Oberherrn bei jeder Gelegenheit zu Dienste zu stehen, daher auch in Kriegszeiten, wenn es von ihm würde gefordert werden, eine bestimmte Anzahl Truppen zu stellen. Aus einem selbstständigen König ward also jetzt Mazoud ein Lehnsmann Saladins. Unstreitig waren diese Bedingungen sehr hart, aber der König von Mo-

sul mußte sie annehmen; denn der Friede war ihm nothwendig, da er den Krieg nicht länger mehr fortzusetzen im Stande war. Indessen erlaubte ihm doch Saladin, wie bis jetzt, auch ferner noch sich mit dem Titel Sultan zu schmücken: fürwahr, ein Selbstherrscher*) ganz eigener Art, der noch einen andern zum Herrn hatte, dem er auf jeden seiner Winke zu Gebote stehen mußte. Da bald darauf Saladin wieder vollkommen genaß, so brachte dieser Friede dem Mazoud wenigstens den Vortheil, daß er von jetzt an den Saladin, der alle seine Verträge mit gewissenhafter Treue befolgte, zu seinem Freunde und mächtigen Beschützer hatte. Das ganze Haus Nourreddins und dessen sämmtliche Angehörigen lagen nun zu den Füßen Saladins, und dieselben, die er ehemals als seine Herren verehren mußte, waren jetzt seine unterthänigen, auf jeden seiner Wünsche ängstlich lauschenden Sclaven. Indessen gereicht es Saladin zu nicht geringer Ehre, daß er von dieser Zeit an allen Angehörigen des Hauses seines ehemaligen Gebieters mit der größten Milde und Schonung begegnete. Er gab ihnen Fürstenthümer und Statthalterschaften, wies ihnen ungemein bedeutende, ihrer Geburt und ihrem Stande entsprechende Einkünfte an, ertheilte einigen davon auch sehr angesehene Hofämter und behandelte alle, wenn sie an seinem Hofe erschienen, mit der größten Auszeichnung und einem sichtbar zuvorkommenden Wohlwollen. Auch dem Sohne des Rebellen Mahmud, der bei dem Tode seines Vaters erst zehen Jahre alt war, und wie sein Großvater, ebenfalls Schirkuh hieß, gab er das Fürstenthum Hemesa zurück; überhaupt gewann er den Knaben ungemein lieb, nahm

*) Sultan heißt Selbstherrscher.

ihn zu sich, ließ ihn erziehen, liebkosete ihn öfters und erkundigte sich auch sehr fleißig, welche Fortschritte er in den Wissenschaften mache, besonders in dem Koran, der bei den Muselmännern damals, und besonders bei Saladin, das wichtigste aller menschlichen Studien war; und nun wird erzählt, daß, als eines Tages der Sultan den jungen Schirkuh wieder fragte, wie weit er jetzt im Koran und dessen Erläuterungen gekommen sey, derselbe geantwortet haben soll. „Gnädigster Herr! ich bin schon weit vorgerückt und jetzt gerade an der Stelle, wo der große Prophet sagt: daß der, welcher das Gut und die Erbschaft eines Waisen verschlingt, zugleich auch ein Feuer verschluckt, an welchem er in der Hölle ewig brennen wird." Die Beziehung dieser Rede konnte natürlicher Weise Saladin nicht entgehen, doch ward er darüber gar nicht ungehalten, beantwortete sie sogar noch mit einem sehr freundlichen Lächeln, welches wahrscheinlich die Naivetät des unbefangenen Knaben ihm entlockt haben mag. Nachdem Saladin in seinen neu erworbenen Staaten alles geordnet hatte, durchreißte er ganz Syrien. Als er nach Hemesa kam, fand er wirklich einen ungeheuern Vorrath von Waffen und allen andern Bedürfnissen; die Erstern behielt er für sich, alles Uebrige ließ er wie gewöhnlich unter seine Officiere und Soldaten austheilen. Aber wohin er kam, auf dem Lande wie in den Städten, ward er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Meilenweit liefen die Landleute herbei, stellten sich auf den Wegen, auf welchem er vorüber kommen mußte, und freueten sich mit ungeheuchelter Freude, einen Herrn, dessen Verlust sie schon so tief und so schmerzhaft beweint hatten, jetzt in seiner vollen Kraft, in seinem vollen Glanze wieder zu sehen. Zahlreiche Haufen begleiteten ihn unter beinahe ununterbrochenem Freuden-

geschrei oft mehrere Stunden weit, und unter tausend und abermal tausend ihn segnenden Stimmen hielt er in allen bedeutenden Städten, und besonders in Damascus und Aleppo seinen triumphirenden Einzug. Wirklich war noch keinem Eroberer von den von ihm bezwungenen Völkern solche außerordentliche Beweise von Bewunderung, Liebe und Anhänglichkeit zu Theil geworden. Dichter feierten seinen Namen in unsterblichen Gedichten, Imams priesen ihn als einen Heiligen, und verkündeten den Völkern seine Heiligkeit in allen Moscheen selbst der entferntesten Länder, in Persien und Indien, und wo nur immer man zu Mohameds Lehre sich bekannte, und während fremde Nationen seine Größe und seine Thaten anstaunten, und sein Ruhm selbst schon in dem Abendlande sich zu verbreiten anfing, ehrten und liebten alle, seinem Scepter unterworfenen Völker ihn wie ihren Vater; und diesem mächtigen, unternehmenden, mit so vielem Siege gekrönten und bisher stets von dem Glücke begünstigten Beherrscher eines weitschichtigen, aus lauter fruchtbaren, ungemein bevölkerten und durch Handel reichen Provinzen bestehenden Reiches stand jetzt in Syrien nur noch das an Umfange so kleine Königreich Jerusalem entgegen, das, schon schwankend durch seine fehlerhafte Verfassung, nun gerade einen größtentheils kranken, und durch seine Krankheit gewöhnlich ganz thatenlosen König hatte, alle dessen Hoffnungen ferner, sogar auf die nächste so verhängnißvolle Zukunft bloß auf einem schwachen Weibe und auf einem Kinde beruheten, und das endlich keine andere Vertheidiger hatte, als selbstsüchtige, in ewigem Streit mit einander lebende Vasallen, dann eine Ritterschaft, die beinahe völlig ausgeartet war, und endlich zwei Ritterorden, die ihrer Genossenschaft mehr als dem Staate anhingen, daher nur gar zu gerne das Wohl desselben dem Interesse ihres Or-

dens aufopferten, und durch ihre Eifersucht und nie schlummernde Herrschsucht schon eben so große Störungen und Verwirrungen gemacht, als zu einer andern Zeit auch durch ihren sich nie verleugnenden Heldengeist dem Reiche wieder sehr ersprießliche Dienste geleistet hatten.

X.

Fortsetzung der Geschichte des Königreichs Jerusalem bis zu Saladins Eroberung der heiligen Stadt.

1. Es ist unbegreiflich, wie bei dem, mehrere Jahre dauernden Eroberungskrieg Saladins und dessen mit jedem Jahre wachsender Macht und Größe, die Franken *) in Palästina, in völlige Apathie versunken, so müßige, unbekümmerte und ganz sorgenlose Zuschauer seyn konnten. Es ist unbegreiflich, wie sie nicht einsahen, oder nicht einsehen wollten, was doch dem blödesten Auge nicht entgehen konnte, daß, wenn ein Sultan von Aegypten mit diesem Reiche auch noch ganz Syrien und Mesopotamien vereinigen sollte, auch der Untergang des Königreichs unvermeidlich seyn würde; daß ferner jeden Eroberer die schon gemachten Eroberungen immer nur noch zu fernern Eroberungen reizten, und daß Saladin diesen um so weniger eine Grenze setzen würde, da sogar das Interesse seiner Religion ihn zu fernerm Kampfe aufforderte, indem sie ihm

*) Unter dem gemeinsamen Namen Franken begreifen die morgenländischen wie abendländischen, die griechischen wie die lateinischen Geschichtschreiber nicht nur sämmtliche, in Palästina wie in den syrischen und christlichen Fürstenthümern angesiedelten Abendländer, sondern auch alle aus Europa kommende und einige Zeit sich dort aufhaltende Pilger, welcher Nation sie auch angehören mochten.

jeden Krieg gegen die Christen als einen heiligen Krieg darstellte, ihn mithin nicht blos dazu ermunterte, sondern sogar einen solchen Krieg ihm zu einer seiner heiligsten Pflichten machte. Als endlich das Geräusch von den Thaten Saladins die Christen aus ihrem Todesschlummer weckte, und verständige Männer auftraten und — wozu jedoch kein sehr scharfer Blick in die Zukunft erfordert wurde — auf die großen Gefahren aufmerksam machten, welche, vielleicht schon in naher Zukunft das Königreich von allen Seiten bedrohen würden, so ging dem Könige, den Fürsten, dem Patriarchen, dessen Geistlichkeit, den beiden Ritterorden und allem Volke auf einmal ein neues Licht auf, das aber, statt zu leuchten, nur noch mehr verblendete; denn kein kühner, entscheidender Schritt ward gewagt, keine kräftige, durchgreifende, auf kürzestem Wege zum Ziele führende Maßregel ward beschlossen. Hätten die Franken damals mit dem syrischen Athabek und dem schon etwas mächtigern Fürsten von Mosul sich vereiniget, besonders gleich im Anfange des Krieges, als Saladin nicht immer mit gleichem glücklichem Erfolge kämpfte, ja selbst einigemal von dem wilden Strudel schnell folgender Ereignisse fortgerissen zu werden Gefahr lief, so hätte Saladin dieser gegen ihn verbundenen Uebermacht nicht widerstehen können*); er

*) Der klare Beweis von der Richtigkeit dieser Ansicht geht schon daraus hervor, daß Saladin, als er schon das ganze Gebäude seiner Größe vollendet hatte und nun der mächtige Beherrscher eines weitschichtigen Reiches war, dennoch alle seine Kräfte anstrengen mußte, um das kleine Königreich Jerusalem zu überwältigen und es endlich völlig zu zerstören; was jedoch noch überdieß nicht der überwiegenden Macht Saladins, oder seinen Feldherrntalenten, oder der Tapferkeit seines Heeres, sondern bloß dem, alle Begriffe übersteigenden Unverstande Lusignans und der völligen Kriegs-

wäre gezwungen gewesen, Syrien zu räumen und sich für immer mit Aegypten zu begnügen, dessen Krone doch unstreitig den Ehrgeiz eines ehemaligen gemeinen Kurden vollkommen befriedigen konnte. Syrien, von den Angehörigen des Hauses Nourreddins und einigen schwungsüchtigen Emirs in mehrere kleinere Fürstenthümer zerstückt, hätte dann aufgehört, für das Königreich Jerusalem ein Gegenstand ununterbrochener quälender Besorgnisse zu seyn. Die durch Nourreddins Waffen dem Fürstenthum Antiochien entrissenen Städte und Burgen wären sehr leicht wieder zu erobern gewesen, und das Königreich hätte nun volle Muse gehabt, nicht nur sich in seinem Innern recht zu befestigen, sondern auch seine Grenzen immer mehr zu erweitern und endlich sich zu einer bedeutenden, den Nachbarn Ehrfurcht einflößenden und in dem westlichen Asien vorherrschenden christlichen Macht zu erheben. Aber dieser so ungemein günstige Augenblick, der nie mehr wiederkehren sollte, ging durch den Unverstand, die Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Fürsten und deren völligem Mangel an jedem Funken von Patriotismus auf immer verloren. Für einige Augenblicke von den Verständigern und Einsichtsvollern aus ihrer bisherigen Apathie aufgeschreckt, und auf die gefährdete Lage des Königreiches aufmerksam gemacht, faßten die Fürsten endlich einen gemeinsamen Beschluß, der jedoch von einer Art war, daß man nicht errathen kann, was denn eigentlich dessen Zweck seyn sollte, oder auch nur seyn könnte. Ein Heer nämlich, wie wir schon berichtet haben, ward zusammengezogen, welches Saladins fernere Bewegungen beobachten sollte. Aber dieses Heer blieb beinahe ein volles Jahr

---

unkunde des damaligen Heermeisters der Tempelritter zugeschrieben werden muß.

in gänzlicher Unthätigkeit. Das Einzige, was geschah, und, wenn es nicht geschehen wäre, weit besser gewesen seyn würde, war, daß die Fürsten an Saladin, als er vor Aleppo stand, eine Gesandtschaft abordneten, welche mit trotzigen und drohenden Worten ihn auffordern sollte, von der Belagerung abzustehen. Auf Saladin, der den Zustand des Königreiches, die Uneinigkeit der Fürsten, wovon sogar einige in geheimen, freundlichen Verhältnissen mit ihm standen, nur zu gut kannte, machte diese Gesandtschaft nicht den mindesten Eindruck; und da die Christen auch hierauf noch immer in ihrer bisherigen Unthätigkeit blieben; so hatten sie durch diesen schlecht berechneten Schritt sich offenbar in den Augen Saladins nur noch größere Blößen gegeben. Aber bei allem dem war doch das Maaß des Unverstandes und der Schmach noch nicht ganz voll, und um das Fehlende zu ergänzen, schlossen die Christen, was der Nachwelt unglaublich scheinen müßte, sogar mit Saladin einen Vertrag, durch welchen sie sich verbindlich machten, sich in seine Kriege mit dem syrischen Athabeken nicht zu mischen, ihm keine Hindernisse in den Weg zu legen und seine Feinde auf keine Weise zu begünstigen; kurz, sie übernahmen, mit andern Worten gesagt, die Verbindlichkeit, ruhig zuzusehen, wie Saladin nun nach und nach ganz Syrien und Mesopotamien sich unterwerfe und in Vorderasien eine Art von Universalherrschaft errichte, welche, nicht über kurz oder lange, sondern schon in ein paar Jahren, das kleine, auf allen Seiten von Saladin eingeschlossene Königreich Jerusalem verschlingen würde.

2. Es würde unmöglich seyn, dieses sinnlose, allen Forderungen selbst der einfachsten Staatsklugheit zuwiderlaufende Betragen der Christen sich zu erklären, wenn nicht die äußerst fehlerhafte Verfassung ihres Königreiches uns schon einen hinreichenden Erklärungs-

grund darböte. Zu Folge jenes bestand das Reich aus zu vielen Elementen oder Gewalten, die aber leider nur ein äußerst schwacher Verband zusammenhielt. An der Spitze stand der König, der zwar große Vorrechte hatte, jedoch wichtige Angelegenheiten, besonders wenn sie Krieg oder Friede betrafen, der Berathung eines Reichstages, den der König zusammen zu berufen allein ermächtiget war, unterwerfen mußte. Nach dem König kamen die großen Kron- oder Reichsvasallen, die Fürsten von Antiochien, von Tripolis, von Sidon rc. Diesen lag natürlicher Weise das Wohl ihrer eigenen Staaten ungleich mehr am Herzen, als das Gesammtwohl des Reiches; daher sie auch einem von dem Könige erlassenen Aufgebot nicht immer folgten, oder wenigstens, wenn es gerade so in ihrem Interesse lag, viel zu spät ankamen. Zudem hatten sie das Recht, ohne den König darum zu befragen, Raubzüge gegen die Ungläubigen zu unternehmen und in deren Länder einzufallen, wodurch es nicht selten geschah, daß ein kurz vorher geschlossener Friede auf einmal wieder gebrochen ward, die Franken sich den gerechten Vorwurf des Treubruches zuzogen; und wodurch doch im Ganzen nie ein bleibender, bedeutender Vortheil, ja sogar nur selten eine reiche Beute gewonnen ward. Auch der Patriarch und dessen höhere Geistlichkeit, nämlich die Bischöfe und Aebte, bildeten eine eigene Macht. Alle waren im Besitze von Burgen und Schlössern, hatten ihre Ritter, ihre Unterthanen und Leibeigenen, und erschienen demnach in der doppelten Eigenschaft als Kirchenfürsten und weltliche Herren, hatten in allen Angelegenheiten, besonders wenn diese nicht blos den Staat, sondern auch die Kirche betrafen, eine sehr bedeutende Stimme, handelten mehr im Sinne des kirchlichen als des weltlichen Interesse, und waren, zu Folge ihrer Immunitäts-Rechte, und der Leichtigkeit, mit der sie an den römischen Hof ap-

pelliren konnten, von der obersten Staatsgewalt wo nicht noch unabhängiger, doch wenigstens eben so unabhängig, als selbst die ersten und mächtigsten Kronvasallen; und saß endlich gar ein Patriarch, wie Heraklius, von dem wir bald noch mehreres hören werden, auf dem Patriarchenstuhl von Jerusalem, so kannten dessen Anmaßungen gar keine Grenzen mehr. Die beiden, durch ihre ungeheueren Reichthümer immer zu größerer Macht gelangten Ritterorden, jetzt im Besitze einer Menge Städte, Burgen, Schlösser, Unterthanen und Leibeigenen, mithin im Stande, zahlreiche Schaaren von Kriegsknechten zu unterhalten, hatten längst schon angefangen, sich als eine eigene, für sich bestehende, völlig unabhängige Genossenschaft zu betrachten, was auch in jener, dem Leser schon bekannten, unter Amalarichs Regierung an den Abgesandten des Scheiks der Assassinen begangenen schändlichen Mordes betreffenden Angelegenheit der Heermeister der Templer ganz deutlich und unumwunden aussprach. An allen Zänkereien und Streitigkeiten, wenn sie dieselben nicht selbst herbeiführten, nahmen sie doch wenigstens immer einen sehr thätigen Antheil; da jedoch die Tapferkeit der beiden Orden im Kampfe mit den Ungläubigen sich nie verleugnete, und man ihrer Hülfe bedurfte, so behielten sie auch stets in allen inneren Angelegenheiten des Staates einen sehr wesentlichen Einfluß, der aber oft für das Königreich eben so verderblich, als zu einer andern Zeit wieder ersprießlich war. Endlich kamen auch nicht selten sehr vornehme, mächtigen fürstlichen, ja wohl königlichen Häusern angehörige Pilger mit glänzendem und zahlreichem Gefolge in Palästina an. Unter den, stets der Hülfe bedürftigen Christen verbreitete die Ankunft solcher fürstlichen Personen die größte Freude. Der König, der Patriarch, die Fürsten, die Ritterschaft, das Volk, kurz alle Stände begegneten ihnen überall mit der

größten Zuvorkommenheit, wodurch sie aber gewöhnlich immer dreister wurden und sich nun ebenfalls in die innern Angelegenheiten, mehr verwirrend als helfend, einmischten. Da sie jedoch sämmtlich, um mit einigen Lorbeern geschmückt nach Europa zurückkehren zu können, irgend einen Kampf gegen die Ungläubigen bestehen wollten, so veranlaßten sie oft unter den ungünstigsten Umständen und ohne alle Berücksichtigung der jedesmaligen Lage des Königreiches einige Raubzüge und feindliche Einfälle in das Gebiet der Muselmänner, waren aber gewöhnlich, wann die Letztern, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, mit überlegener Macht heranrückten, schon wieder aus Palästina verschwunden, oft den Küsten ihrer Heimath schon wieder ganz nahe. Diese vereinzelten, gar nicht combinirten, auf keinen Totalzweck berechneten Waffenthaten, wie glänzend sie auch bisweilen seyn mochten, brachten nichts als Verwirrung und Unheil über das Königreich, störten oder hemmten nur zu oft den ruhigen Gang einer besonnenen Politik, deren Forderungen doch ein kleiner Staat, weit größern und mächtigern gegenüber, sich nie ungestraft entziehen kann.

3. Stand ein König voll Kraft und Heldengeiste, wie Balduin der Erste, der Zweite, der Dritte und selbst auch wie Amalarich, an der Spitze der Regierung, dann mußte es freilich einem solchen gelingen, die zersplitterten Gewalten und Kräfte des Königreiches auf sich, als deren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, zu concentriren, wo alsdann auch das Reich, ungeachtet seines schwachen Umfanges, dennoch allen übrigen Staaten imponirend gegenüber stand. Aber unter dem jetzigen kranken und durch Krankheit völlig erschöpften und oft zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilten König Balduin IV. mußten nun

nothwendig die verschiedenen, jetzt verbandlosen Elemente, aus denen der Staat bestand, bald auseinander fallen. Den nie endenden Umtrieben selbstsüchtiger, nie auch nur von einem Hauche eines Gemeingeistes beseelter Großen ward ein grenzenloser Spielraum eröffnet, und nur kleinliche Leidenschaften wurden jetzt die einzigen Organe der richtungslos hin- und herschwankenden Politik des unglücklichen, verwaisten und völlig verwartloßten Königreiches *). Ge-

) Daß Verfassungen und Regierungsformen auf das eigenthümliche Volksleben, auf die Denkart, die Sitten, den Character und das dadurch bedingte Schicksal einer Nation stets einen bedeutenden Einfluß haben, dieß ist eine längst schon überall und allgemein anerkannte Wahrheit. Aber wie wenig segenreich konnte auf ein Volk eine Verfassung wirken, wie jene des Königreiches Jerusalem, dessen auseinander strebenden Elemente keinen andern Verband hatten, als bloß den, der auf der, so sehr vom Zufall abhangenden Persönlichkeit des Königes beruhte, mithin, wenn dieser fehlte, sogleich in einen anarchischen Zustand übergingen, gegen einander kämpften, sich durchkreuzten, einander verfolgten, und Rachsucht, Arglist und Treulosigkeit zu Staatsmaximen machten. Wie wäre es da möglich gewesen, daß, besonders bei der, an Character, Sitten, Sprache und Religion so großen Verschiedenheit der Bewohner Palästina's und deren Völker Mischung), eine eigene Nationalität sich hätte bilden und diese alsdann feste Innigung, Gemeingeist, ächte Vaterlandsliebe und frommen Patriotismus hätte erzeugen können? Als nach der Eroberung Jerusalems und Palästina's bei den ersten Christen einige Generationen hindurch noch lebendiger Glaube, unbegrenztes Vertrauen auf Gott und dessen Beistand, mit einer wenigstens von den gröbsten Lastern reine Gesittung zu finden waren, da konnte freilich dadurch von dem Fehlerhaften vieles verbessert, von dem Mangelnden manches ersetzt werden. Als aber auch diese letztern, unschätzbaren Nationalgüter verloren gegangen waren,

*) Die Bevölkerung Palästina's und der christlichen syrischen Fürstenthümer bestand aus Abendländern, Pullanen, schismatischen Griechen, Armeniern, Juden und Arabern.

rieth auch die Staatsmaschine nicht in völlige Stockung, so konnte sie doch, weil von jedem Winde bald dahin bald dorthin, in den verschiedensten widersprechendsten und falschesten Richtungen hingerissen, sich gleichsam nur convulsivisch und unstät fortbewegen. Daher wußten auch die Franken in Palästina, seit König Amalarichs Tode, weder zeitgemäß Friede zu schließen, noch zu rechter Zeit wieder Krieg zu führen. Kaum hatten sie also jenen berüchtigten Neutralitäts-Vertrag geschlossen, als sie schon einige Monate darauf denselben wieder brachen, und zwar nicht um den begangenen groben Staatsfehler wieder gut zu machen und eine entscheidende Partie zu ergreifen, sondern blos um einstweilen das Räuberhandwerk desto bequemer zu treiben. Da ihr Einfall in das Gebiet von Damascus ihnen gelungen war und sie, besonders durch die Wegnahme der zahlreichen in dem Walde von Paneas weidenden Viehheerden, eine reiche Beute gewonnen hatten, so wandelte ihnen die Lust zu solchen Raubzügen noch öfters an, obgleich Saladin den mit ihnen geschlossenen Frieden noch immer mit unverbrüchlicher Treue hielt. Erst als die Franken, bethört durch die Vorspiegelungen des Grafen Philipp von Flandern, den Frieden zum drittenmale gebrochen, Philipp von Flandern und der beutesüchtige Graf Raimund räuberische Einfälle in die Gebiete von Damascus und Aleppo gemacht, auch die feste Burg Harem, obgleich fruchtlos, belagert hatten, entbrannte endlich auch Saladin in gerechtem Zorn; jetzt hielt er es für Pflicht, die Christen wegen ihres wiederholten Treubruches empfindlich zu züchtigen. Mit einem zahlreichen Heere, dessen Reiterei allein sich auf sechs

da mußte nothwendig auch das Königreich, wie wir jetzt sogleich sehen werden, über seinen völlig morschgewordenen Pfeilern zusammenstürzen.

und zwanzig tausend leicht bewaffneter Reiter belaufen haben soll, brach er in Palästina ein. Auf die erste Kunde von diesem feindlichen Einfall brach König Balduin, ungeachtet seines siechen Körpers, mit der Ritterschaft aus Jerusalem auf und zog nach Ascalon. Auf seinem Marsch dahin stießen die Fürsten Rainald von Chatillon, Balduin von Rama, Rainald von Sidon und Graf Joscelin mit ihren Schaaren zu ihm, und auch Odo von St. Amand, Heermeister der Templer, verstärkte mit achtzig seiner Ordensritter das königliche Heer, das jedoch ungeachtet dieser Verstärkung nicht über drei hundert und siebenzig Geharnischte zählte *). Saladin bot dem Könige eine Schlacht an; aber Balduin, die ganz unverhältnißmäßige Ueberzahl der feindlichen Streitkräfte berücksichtigend, wich einem Treffen aus und schloß sich in der Stadt Ascalon ein. Man hätte erwarten müssen, daß Saladin unverzüglich Ascalon würde belagert haben. Die Stadt war weder mit Lebensmitteln noch andern Bedürfnissen versehen und hätte nach einer kurzen Belagerung sich ergeben müssen. Wahrscheinlich fehlte es dem Sultan an Geschütz und Belagerungsmaschinen; denn sein Zug, wie es sich sogleich ergeben wird, sollte blos ein Raubzug seyn, um die in seinen Staaten von den Christen angerichteten Verheerungen zu rächen. Er ließ also Ascalon unberührt, rückte mit seinem Heere bis Ramla vor, und bezog in der Nähe dieser Stadt ein Lager. Von hier aus ordnete er mehrere sehr beträchtliche Truppenentsendungen ab, die so-

*) Das heißt, drei hundert und siebenzig Ritter, ohne die im Solde stehende Mannschaft zu rechnen, die aus ein paar hundert leicht bewaffneten Reitern und einigen tausend Mann Fußvolks bestand. Das ganze kleine christliche Heer war höchstens nur neun bis zehn tausend Mann stark.

gleich aufbrechen mußten und den Befehl hatten, nach allen Richtungen sich über das Land zu verbreiten, überall zu plündern und Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren. Nur zu treulich befolgten die Muselmänner den Befehl ihres Sultans. Mord, Raub und Brand bezeichneten Schritt für Schritt die Straße, welche jede dieser zum Verderben ausgesandten Heerabtheilungen zog. Ueberall sah man jetzt die schauderhaftesten Auftritte der wildesten Grausamkeit. Am ärgsten wüthete der, von einem armenischen Renegaten geführte Heerhaufe. Dieser drang sogar bis gegen Jerusalem vor und verbreitete in der, jetzt von ihren Vertheidigern völlig entblößten Stadt einen solchen Schrecken, daß alle Einwohner unter lautem Jammer- und Klagegeschrei auf die Burg Davids flohen. Der Renegat wagte jedoch nicht, Etwas gegen die heilige Stadt zu unternehmen, und so kamen Jerusalems Einwohner diesmal noch blos mit dem ausgestandenen Schrecken davon. Aber wie es scheint, war jetzt auch das Maaß blutiger Greuel voll und auf die bisherigen schauderhaften Scenen sollten nun bald andere folgen, deren weder Saladin, noch seine, von Mord und Raub berauschten Schaaren sich auch nur von weitem versahen.

4. Als der König und dessen Ritterschaft in Ascalon vernahmen, daß Saladin einen großen Theil seines Heeres über dem Lande zerstreut habe, mithin sein, unter ihm bei Ramla stehendes Heer nicht mehr allzuzahlreich seyn könnte, so waren nun auch die Fürsten und Ritter bald einstimmig der Meinung, man dürfe diesen günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, müsse demnach unverzüglich eine entscheidende Schlacht wagen; „denn," sagten sie zum Könige, „wenn auch unsere Streitkräfte den

feindlichen noch nicht gleich sind, so ist doch der Unterschied jetzt bei weitem nicht mehr so groß und so furchtbar; zudem wird es uns, wenn wir den Sultan bei Ramla schlagen, alsdann ein Leichtes seyn, auch die einzeln im Lande herumschweifenden Haufen zu vernichten. Sogleich ward nun der Befehl zum Aufbruch gegeben. König Balduin und der Reichsverweser, Rainald von Tripolis, führten das kleine Heer, der Bischof Albrecht von Bethlehem trug das heilige Kreuz und der Großmeister der Templer schloß mit seinen achtzig Ordensrittern den Zug. Als aber das Heer auf seinem Marsch die schrecklichen, von dem Feinde angerichteten Verheerungen, die vielen Brandstätten, die noch rauchenden Dörfer und die Menge ermordeter, und noch auf der Straße liegender Christen sah, da ergriff Zorn und Wuth alle Gemüther der Ritter wie des gemeinsten Soldaten. An dem grausamen Feinde blutige Rache zu nehmen, war jetzt der einzige Gedanke, der jeder Seele vorschwebte, und der glühende Durst nach Rache, der in jeder Brust brannte, steigerte nun noch um Vieles den Muth des Heeres und ersetzte mehr als hinreichend, was demselben allenfalls an Zahl der Streitenden noch abgehen konnte. Sobald die Christen das feindliche Lager bei Ramla zu Gesicht bekamen, stieg König Balduin sogleich vom Pferde, warf sich vor dem heiligen Kreuze zur Erde und flehete mit erhöhter Inbrunst zum Herrn der Heerschaaren, daß er den Christen den Sieg verleihen und sie nicht in die Hände der grausamsten Feinde seines heiligen Namens geben möchte. Der rührende Anblick des betenden Königes ergriff alle Gemüther, und sämmtliche Ritter gaben sich gegenseitig eidlich das Wort, nicht zu fliehen, welche Wendung auch die Schlacht nehmen möchte, entweder zu siegen oder zu sterben. Saladin erfuhr die Annäherung des

christlichen Heeres erst, als er die Spitzen ihrer vordersten Colonnen erblickte. Zum Glück für ihn hatte er am Vorabend einige der von ihm ausgeschickten Heerabtheilungen wieder an sich gezogen; aber auch die andern einzuberufen, dazu war es nicht mehr Zeit. In aller Eile stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Aber kaum war dieses geschehen, als einer seiner Emirs ihn darauf aufmerksam machte, daß es sehr vortheilhaft, ja vielleicht nothwendig seyn möchte, die Anhöhe, an welcher sich sein rechter Flügel anlehnte, mit einer auserwählten Schaar zu besetzen. Der Sultan fand diesen Rath gut und befahl sogleich seiner Reserve, jenen Hügel in aller Eile zu besetzen. Aber eine solche Bewegung muß, besonders im Angesicht des Feindes, mit Ruhe und ohne alle Uebereilung ausgeführt werden. Aber dieß war jetzt nicht möglich, denn gerade in demselben Augenblicke griffen die Christen Saladins Heer mit dem größten Ungestümme an. Die zur Besetzung der Anhöhe nicht mehr in geschlossenen Reihen heranrückenden, sondern eiligst und unordentlich herbeilaufenden Schaaren wurden also gleich beim ersten Angriffe zurückgeschlagen. Durch diesen ersten Erfolg noch kühner gemacht, fielen die Christen nun mit um so größerer Heftigkeit der Muselmänner rechten Flügel an und brachten ihn nach kurzem Kampf zum Weichen; aber anstatt in Ordnung und fechtend sich zurückzuziehen, warf dieser sich in verwirrter Eile auf das Centrum des Heeres, brachte dasselbe in Unordnung und verwirrte dessen Schlachtreihen. Aber desto leichter und mörderischer wüthete nun das Schwert der Christen unter dem feindlichen Heere, und schon jetzt schien die Schlacht, obgleich sie noch keine zwei Stunden gedauert hatte, völlig verloren. Aber nun eilte der Sultan an der Spitze seiner, aus zwei tausend Mameluken bestehenden Leibwache

herbei. Saladin übertraf sich Selbst an diesem Tage an Tapferkeit. Lange widerstand er dem, immer heftiger werdenden Andrang der siegenden Christen, setzte sich den größten Gefahren aus und kämpfte noch, als schon der größte Theil seines Heeres auf der Flucht war und die meisten seiner Mameluken todt um ihn her auf der Erde lagen. Endlich mußte er dennoch weichen, oder vielmehr die Seinigen, um das Leben ihres Sultans besorgt, rissen ihn mit Gewalt mit sich fort. Die vom Siege trunkenen Christen verfolgten mehrere Meilen weit die fliehenden Feinde. Wer von den Muselmännern nicht durch Wegwerfung seiner Waffen, seiner Kleider und was er hatte, seine Flucht erleichterte und auf diese Weise entrann, fiel unter dem Schwerte der Christen. Das Ermorden der Fliehenden dauerte den ganzen Tag fort und erst die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Auch noch an den folgenden Tagen wurden viele Muselmänner, die auf ihrer Flucht unstät in der Wüste herumirrten, ein Opfer der rauhen Witterung, des mehrere Tage ununterbrochen herabströmenden Regens und vorzüglich auch des völligen Mangels an Nahrung. Viele überlieferten selbst sich den Christen, um nur dem Hungertode zu entgehen. Eine nicht minder bedeutende Anzahl, die schon allen Gefahren glücklich entronnen zu seyn glaubte, fiel in die Hände der umherziehenden, räuberischen Araber, die, den Muselmännern wie den Christen gleich gefährlich, jetzt den über ihre eigenen Glaubensgenossen von den Letztern erfochtenen Sieg benutzten und das ganze Heergepäcke, welches Saladin bei Al-Arisch zurückgelassen hatte, plünderten. Alle Pferde der zahlreichen Reiterei des Sultans, wie alle übrigen Lastthiere kamen durch Mangel an Futter und die ungewöhnliche Kälte der Witterung um. Kurz Saladins ganzes Heer ward vernichtet

und er selbst entging nur mit vieler Mühe dem Verderben. Der König und die Ritter, voll Jubel über den, mit so geringem Verlust erfochtenen Sieg, zogen nun, mit reicher Beute beladen, wieder nach Jerusalem zurück *).

*) Seinem Bruder Touranschah, der Statthalter in Damascus war, erstattete Saladin von dieser Schlacht in einem Briefe von Cairo aus, einen sehr umständlichen Bericht, wovon das Merkwürdigste ist, daß Saladin, nachdem er seinem Bruder gemeldet, welchen großen Gefahren er in dieser Schlacht ausgesetzt gewesen und wie er einigemal nur durch eine Art von Wunder dem Tode entgangen sey, endlich noch die bemerkungswerthe Worte hinzusetzte, daß seine wunderbare Erhaltung ihm ein Beweis sey, daß Gott ihn noch zu großen Dingen vorbehalten habe. Der Verlust auf Seite der Christen bestand bloß in fünf Rittern und ungefähr hundert Mann Fußvolkes. Stellt man nun neben diesen so ganz unbedeutenden Verlust die völlige Vertilgung eines zahlreichen, aus mehr als fünfzig tausend Kriegern bestehenden Heeres, von dem auch nicht ein Pferd oder irgend ein Lastthier davon kam, und selbst der so mächtige Sultan nur noch von zwei Officieren begleitet, und zwar ohne Pferd, blos auf einem Dromedar mit der größten Mühe sich rettete, so geräth man wirklich in die Versuchung, die Angabe der Christen von dieser Schlacht sehr stark zu bezweifeln. Aber der Sieg bei Ramla war offenbar ein Geschenk von Oben, das Gott dem mit vollem Vertrauen betenden Könige gewährte, diesem gekrönten Kreuzträger, dessen ganzes Leben beinahe unausgesetzt das Leben eines Märtyrers war. Wenn aber Gott auf das vertrauungsvolle Gebet einer reinen und demüthigen Seele eine Bitte gewährt, so gibt er gewöhnlich immer noch weit mehr, als selbst der Betende verlangt und erwartet hat. Die den Christen bei Ramla gewordene, wunderbare göttliche Gnadenerweisung hätte sie an ihre frommen Vorfahren unter den Königen Gottfried und den beiden Balduins erinnern und sie auf denselben Pfad, auf welchem jene gewandelt waren, wieder zurückführen sollen. Aber nun ward von den Christen, wie dieses leider nur zu oft geschieht,

über der erhaltenen Gabe der Geber sogleich wieder vergessen, und anstatt diesem letzten warnenden Rufe der göttlichen Gnade zu folgen, versanken sie nur immer noch tiefer in den Schlamm ihrer schändlichen Lüste. Schaudererregend ist die Beschreibung sämmtlicher Geschichtschreiber von dem unerhörten Sittenverfall der damaligen in Palästina lebenden Christen, so wie von der, unter allen Ständen, den Fürsten, dem Adel, der Geistlichkeit und selbst unter den Mönchen und Klosterfrauen herrschenden, beinahe unglaublichen Zügellosigkeit. «Unusquisque,» sagt Jacob von Vitri, «ad uxorem proximi hiniebat.» Er nennt sie hierauf: «homines pestiferos, flagitiosos, sceleratos, et impios sacrilegos, fures, parricidas, perjuros, adulteros, monstruosos homines, qui innumeris flagitiis et sceleribus terram sanctam communcalarant.» — Die Bischöfe, obgleich Jacob von Vitri nicht in Abrede stellt, daß auch einige heiligmäßigen Männer sich um diese Zeit unter ihnen befunden hätten, nennt dieser Geschichtschreiber Pastores semet ipsos pascentes, und in der Einleitung zu den Gestis Dei per Francos heißt es von der damaligen Geistlichkeit in Palästina: «Sacerdotes et Clerici et Monachi ita erant luxuriae et adulteriis dediti, ut vix ulla casta tota civitate mulier reperiretur.» — Wo möglich noch verabscheuungswürdiger ist das Gemälde, das Jacob von Vitri von den Sitten und der Lebensweise der Mönche und Klosterfrauen aufstellt, mit dessen Detail wir jedoch diese Blätter nicht beschmutzen wollen; kurz, mit geringer Ausnahme, folgte Palästina's und Jerusalems sämmtliche Geistlichkeit dem vergiftenden Beispiel des, an Schändlichkeit alle Andern noch weit übertreffenden Patriarchen Heraclius. Dieser Mensch war ein geborner Auvergner, hatte kein anderes Verdienst, als eine sehr gefällige, einnehmende Gesichtsbildung. Aber mit dieser machte er sein Glück bei den Frauen, ward durch deren Gunst schnell befördert, zuerst Erzbischof von Cäsarea und bald darauf sogar Patriarch von Jerusalem. Diesen durch die Erhebung Heraclius so sehr entweiheten Patriarchenstuhl theilte derselbe auch jetzt noch mit der Frau eines Kaufmanns in Napolous, eben so bekannt durch ihre Schönheit, als berüchtiget durch ihren ausschweifenden Lebenswandel.

Mit dieser lebte er öffentlich wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin, und auch alles Volk, längst schon gewöhnt an Scandal jeder Art, nannte sie, und zwar nicht aus Spott, sondern in vollem Ernst, die Frau Patriarchin, deren übertriebener äußerer Pracht, Verschwendung und zahlreiche Dienerschaft, unter einer so durchaus verdorbenen Nation, auch Niemand mehr Anstoß gab. Wenn jetzt Heraclius in seinem ganzen Ornat vor dem Altar stand, und die Buhlerin, die ihn umstrickt hielt, in der Kirche einen eigenen, etwas erhabenen und prachtvoll ausgeschmückten Sitz einnahm, dann konnte man mit Wahrheit sagen, daß der Greuel an heiliger Stätte stehe und das Laster seinen Triumph selbst in der Kirche des lebendigen Gottes feiere. Auf diesem Elenden lastete auch noch der Verdacht eines doppelten, von ihm durch Vergiftung begangenen Mordes. Zuerst an dem Ehemann seiner Buhlerin. Für die Befriedigung der ehebrecherischen Begierden des Heraclius war nämlich das Leben dieses Gatten, der ein ehrlicher Kaufmann in Napolous war, ein nicht zu übersteigendes Hinderniß gewesen, das jedoch durch den, gleich in den ersten Tagen der beiderseits gemachten Bekanntschaft, erfolgten plötzlichen Tod desselben aufgehoben ward. Zweitens auch an dem, durch Gelehrsamkeit und eine, in jenen verdorbenen Zeiten höchst seltene Tugend ausgezeichneten, höchst ehrwürdigen Erzbischof Wilhelm von Tyrus. Dieser, im höchsten Grade aufgebracht über die schreckliche Entweihung der ersten Kirchenwürde des Königreichs durch einen so schlechten Menschen wie Heraclius, hatte es für seine Pflicht gehalten, einen vollständigen Bericht darüber nach Rom zu schicken. Wahrscheinlich würde der heilige Vater eine Untersuchung der Wahl des Heraclius angeordnet haben, die nun nothwendiger Weise die Absetzung desselben hätte herbeiführen müssen. Aber diese Untersuchung unterblieb, indem der Erzbischo bald darauf ebenfalls plötzlich starb. Heraclius ging hierauf selbst nach Rom, und da sein Ankläger jetzt todt war und kein anderer an seine Stelle trat, und auch weder der Papst noch dessen Cardinäle allwissend sind, so kam auch Heraclius völlig gerechtfertiget von Rom wieder nach Syrien zurück. Daß eine solche Person auf dem Patriarchenstuhl von Jerusalem sich ganz un-

gestört, und ohne daß von irgend einer Seite Einspruch wäre dagegen erhoben worden, hatte niederlassen können, dieß beweißt schon die gottlose Gleichgültigkeit der Fürsten und Großen für Religion, Kirche und Tugend. Was am Verderblichsten auf diese wirkte, war der so gefährliche Irrthum, in dem sie alle befangen waren, nämlich daß, wenn sie gegen die Ungläubigen kämpften, dieses ein so großes Verdienst sey, daß sie dadurch von Gott sogleich völlige Verzeihung aller ihrer Verbrechen und Sünden, ja selbst, wenn sie in dem Kampfe fielen, die Krone heiliger Märtyrer erlangen würden. Dieser unselige Wahn erstickte auch sogleich wieder die Stimme ihres bisweilen erwachenden Gewissens, und gab ihnen, mitten unter ihren Freveln und Lastern, jene so äußerst gefährliche Ruhe und Sicherheit, in welcher der Mensch um so ungestörter, aber auch um so unvermeidlicher dem ewigen Verderben seiner Seele blindlings entgegentaumelt. Der schon einigemal erwähnte Jacob von Vitri macht den Fürsten sogar den Vorwurf, daß sie, nicht zufrieden sich selbst, ohne alle Scheu und Schaam, ihren schändlichen Lüsten zu überlassen, auch sogar noch öffentliche, der Unzucht geweiheten Häuser duldeten, großen Gewinn davon zögen, mithin um das Laster desto mehr besteuern zu können, es auch um so sorgfältiger hegten, nährten und pflegten. Wenn aber unter den ersten und höchsten Classen einer Nation, ja sogar unter der Geistlichkeit eine solche Ruchlosigkeit und völlige Gottesvergessenheit eingerissen sind; wenn besonders unter der Letztern, die doch vorzüglich berufen ist, durch Wort und That das Volk zu lehren, zu erbauen und zu heiligen, die, in jedes noch unverdorbene Herz hineinleuchtende, reine Gottesidee gänzlich erloschen ist; wenn sie bloß, ihres Standes und ihrer Einkünfte wegen, sich zu einer Religion bekennen, deren Gluth der Liebe sie nie empfunden haben und deren göttliche und beseligende Lehren sie daher auch nicht verstehen können; kurz, wenn Stolz und Wollust — gerade die beiden Laster, welche Jacob von Vitri der damaligen Geistlichkeit in Palästina zum größten und schwersten Vorwurf macht — ihre innere Natur endlich völlig zerrüttet, ihren Verstand verfinstert und ihr Herz so sehr verdorben haben, daß man höchstens nur

einen ganz todten Glauben, keine Liebe, sondern bloß stolze und selbstsüchtige Gemüther, mithin nur ein gänzlich versteinertes Christenthum unter ihnen noch suchen durfte; welche traurige Beschaffenheit muß es erst unter den niedern Ständen gehabt haben. Jacob von Vitri spricht von öfterm Abfalle vom Christenthum, von Wahrsagerei, Zauberei und andern losen, nur dem blinden Heidenthum eigenen Künsten; und der ehrwürdige fromme Erzbischof, der diese schreckliche Verdorbenheit der Christen in Palästina zu seiner Zeit, an mehren Orten in seinen Geschichtbüchern schmerzhaft beweint, sagt endlich von der ganzen Nation: «Tales sunt praesentis tractus homines, quorum mores, imo *vitiorum monstra*, si quis diligentiori stilo persequi tentet, *materiae immensitati* succumbat, et potius satyram movere videatur, quam historiam texere.» (*Wilh. Tyr.* l. 21.)

Gewöhnlich erfüllt die Erzählung von dem Falle Jerusalems und der Eroberung der heiligen Stadt durch die Ungläubigen jedes christliche Gemüth mit tiefer Wehmuth; aber diesem Gefühle liegt jedoch eine grobe Täuschung zum Grunde; denn statt zu trauern, sollten wir vielmehr unser Herz mit frohem und freudigem Dank zu Gott erheben, und Ihn preisen, daß er einer Nation, die Christum nur im Munde hatte, aber durch ihre Gesittung und ihre Thaten Ihn täglich verleugneten, lästerten, ja auf das Neue wieder kreuzigten, endlich ein Land und einen Staat wieder entriß, deren Heiligkeit sie so schändlich entweiheten, deren Besitzes sie sich so unwürdig gemacht hatten, und Beides einem Volke gab, das zwar Christum nicht anbetete, aber doch als einen großen und weisen Propheten verehrte; mithin in dieser Hinsicht weit besser waren, als die, welche sich Schüler, ja sogar Söhne Christi nannten, aber nichts als nur lauter Werke des Teufels und der Finsterniß wirkten.

5. Aber auch dieser Sieg hatte für das Wohl und die Erhaltung des Königreiches keine bleibenden Folgen, und die geringen Vortheile, die man dadurch gewonnen hatte, wurden schon durch die Unglücks-

fälle des folgenden Jahres wieder vernichtet. Saladin, durch seine Niederlage bei Ramla zur Unthätigkeit gezwungen, verließ Syrien und ging nach Cairo, und diese kurze Ruhe benutzten die Christen blos zur Ausbesserung der sehr zerfallenen Mauern von Jerusalem*) und zum Bau einer neuen Burg am Jordan, wodurch sie den Muselmännern einen der wichtigsten Uebergänge über diesen Fluß sperrten. Der Bau dieser, obgleich sehr festen Burg erforderte nur die kurze Zeit von sechs Monaten; denn die öftere Gegenwart des Königs und seiner Ritterschaft ermunterte ungemein die Arbeiter und beförderte den Bau über alle Erwartung**). Aber kaum war derselbe vollendet, als Saladin, der, da zahllose Hülfsquellen ihm zu Gebote standen, in dieser Zeit schon wieder ein neues, nicht minder zahlreiches, und mit allen Kriegsbedürfnissen im Ueberfluß versehenes Heer unter seinen Fahnen gesammelt hatte, auch wieder in Syrien erschien, und bald darauf, weil von den Christen auf das neue gereizt, in Palästina einfiel. Leider war das Jahr 1179 für die Christen

*) Die Ausbesserung der Mauern von Jerusalem, wovon jedoch ein ziemlich bedeutender Theil ganz neu mußte auferbauet werden, geschah mittels der Beiträge, die man in dem Abendlande gesammelt hatte. Wenn es bloß darauf ankam, das Königreich Jerusalem mit Geld zu unterstützen, dann fanden sich die Könige, Fürsten und Herren in Europa stets sehr bereitwillig dazu; aber von einem neuen Kreuzzuge wollten sie seit Conrads III. und Ludwigs VII. unglücklichen Zügen nach dem Orient durchaus nichts mehr wissen.

*) Da an der Stelle, wo der König diese Burg bauen ließ, der Sage nach der Erzvater Jacob, als er aus der Dienstbarkeit in Mesopotamien zurückkehrte, über den Jordan soll gegangen seyn; so ward diese Burg jetzt im frommen Andenken an den ehrwürdigen Erzvater, die Jacobsburg genannt.

ein höchst unglückliches Jahr. Das christliche Heer ward zweimal mit großem Verlust geschlagen, die neu erbaute Burg von Saladin belagert, endlich im Sturm erobert und von Grund aus zerstört. Sämmtliche Tempelritter, denen die Bewahrung und Vertheidigung der Burg war übertragen worden, wurden theils bei dem Sturm getödtet, theils nach Eroberung der Feste als Gefangene fortgeführt. Da andere Ereignisse den Saladin nach Armenien riefen, ließ er jetzt mehrere Gegenden Palästinas auf das schrecklichste verwüsten, beinahe in eine Einöde verwandeln, und zog hierauf mit seinem Heere nach Kleinasien. Das Königreich Jerusalem befand sich jetzt wieder in einer höchst traurigen Lage, die bei der immer trüber werdenden Aussicht in die Zukunft noch verzweiflungsvoller ward. Alle Hülfsquellen waren erschöpft, die Miliz des Königreichs entmuthiget, die Fürsten mehr als je blos wegen ihrer eigenen Staaten besorgt, und die Krankheit des Königs hatte ihren höchsten Grad erreicht, und schon jetzt ahnete der weise Erzbischof von Tyrus den nahe bevorstehenden gänzlichen Untergang des Königreiches.

6. Die Hoffnung aller Verständigen im Reiche beruhete jetzt blos noch auf einer baldigen Vermählung der Schwester des Königes, der Fürstin Sybilla, die noch immer im Wittwenstand sich befand, mit einem abendländischen Herrn, der mächtig und stark genug wäre, dem schon so tief gesunkenen und immer noch tiefer sinkenden Königreich wieder aufzuhelfen, es gegen die ferneren Angriffe des so übermächtig gewordenen Sultans von Aegypten, des jetzt so furchtbaren Saladins zu schützen. Die Wahl des Königes und der Barone fiel auf den Herzog Heinrich von Burgund, einen eben so kriegerischen als frommen und gottesfürchtigen Fürsten, und der Bi-

schof Joscius von Akkon ward als Gesandter des Königes und der Barone des Reiches nach Frankreich geschickt. Der Herzog vernahm die Botschaft mit vielem Wohlgefallen, soll sogar auch mit einem Schwur gelobt haben, baldigst nach Jerusalem zu kommen. Indessen zögerte er doch, weil eigene Angelegenheiten ihn noch zurückhielten, mit seiner Abreise so sehr, daß endlich die zur Meeresfahrt günstige Jahreszeit darüber verstrich*); ließ aber durch seinen Oheim, den Grafen von Trones, der jetzt gerade als Pilger nach dem heiligen Grabe, sich in Jerusalem aufhielt, die Barone versichern, daß er im nächsten Frühjahre unfehlbar kommen, und dann ihre und die Wünsche des Königes erfüllen werde. Aber auch dieser Strahl einer Hoffnung, deren Erfüllung wahrscheinlich den Untergang des von allen Seiten untergrabenen, völlig morschen Königreiches noch um viele Jahre würde zurückgehalten haben, verschwand auf einmal wieder, und zwar durch die Schuld des Königes selbst. König Balduin hatte nämlich vernommen, daß der Fürst von Antiochien und der Graf von Tripolis mit einer zahlreichen Ritterschaft im Anzuge wären, um das heilige Grab zu besuchen, und an demselben ihre Andacht zu verrichten. Aber kaum hatte der gerade jetzt sehr kranke König, dessen Herz, in dem Zustande, in welchem er sich befand, sich nur gar zu leicht dem Argwohn öffnete, von der Annäherung der Fürsten Kunde erhalten, als ihn sogleich die ängstliche Besorgniß er-

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es nicht eigene Angelegenheiten, welche den Herzog zurückhielten, sondern es war die damals so sehr gefährdete Lage des Königreiches Jerusalem, über das er Aufschlüsse erhalten haben konnte, die nothwendig große Bedenklichkeiten bei ihm erregen mußten und die wahren Ursachen seiner Zögerung waren.

griff, diese Pilgerfahrt möchte blos ein Vorwand, und die wahre Absicht der Fürsten seyn, ihn seiner Kränklichkeit wegen von der Regierung ganz zu entfernen. Um diese Absicht zu vereiteln gab er nun in unbesonnener Eile seine Schwester Sibylla dem Guido von Lusignan zum Gemahl *). Aber diese Wahl erregte eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Fürsten wie unter der Ritterschaft. Von allen Seiten erhob sich nun ein leidenschaftliches Geschrei gegen Sibyllens neuen Gemahl. Lusignan, hieß es allgemein, sey weder durch Geburt oder Reichthum, noch durch Klugheit und Tapferkeit der ihm zugedachten Krone und des großen Vorzuges vor so vielen vornehmen, einheimischen und fremden Rittern würdig. Aber die Sprache gehässiger Leidenschaft ist nicht die Sprache unbefangener Wahrheit. Guido von Lusignan war der Sprosse eines der edelsten Geschlechter in Poitou, dabei ein wackerer Ritter ohne Furcht und Tadel. Freilich mochte es ihm vielleicht an Tiefe des Verstandes, Festigkeit des Characters und einer nach allen Seiten gerichteten Thätigkeit fehlen; aber was offenbar ihn am unfähigsten machte, über ein Volk, wie das damalige christliche in Syrien und Palästina, zu herrschen, war sein argloses Herz, das keine Schlauheit, keine Verschlagenheit, keine Arglist, keine Verstellung, kurz keine von jenen kleinlichen, unedeln Künsten kannte, die in verderbten Zeiten nicht selten als wahre Staatsklugheit betrachtet werden **). Für Guido selbst war dessen

*) Der König eilte mit dieser Vermählung so sehr, daß sie noch während der Fastenzeit mußte vollzogen werden; was zwar den damaligen lauen und schlaffen Christen in Palästina keinen Anstoß gab aber doch der von langer Zeit hergebrachten Gewohnheit und Landessitte zuwider war.

**) Der Ritter Gottfried Vinisauf, Geschichtschreiber des

Erhebung nichts weniger als ein Glück, im Gegentheil eine Quelle endlosen Kummers und unverdienter Schmach, und zugleich auch der Anknüpfungspunkt schrecklicher Wirrnisse, zahlloser Mißverständnisse und einer Menge, weil leidenschaftlicher, daher höchst unbesonnener, inconsequenter Handlungen, die, anstatt den Fall des Königreiches aufzuhalten, ihn nun, in einer raschen Aufeinanderfolgung von Unglücksfällen jeder Art, schnell und unmittelbar herbeiführten.

7. Die Wendung, welche die Angelegenheiten des Königreiches jetzt genommen hatten, machten den Frieden mit den Ungläubigen zum dringendsten Bedürfniß. Saladin war von seinem Feldzug in Kleinasien siegreich zurückgekommen. An ihn ordnete Balduin eine Gesandtschaft und ließ ihm einen Waffenstillstand zu Wasser und zu Land, jedoch bloß für das Königreich Jerusalem, antragen. Saladin nahm diesen Antrag sogleich an, zwar nicht aus Furcht vor der Macht der Christen, sondern weil die Unfruchtbarkeit dieses Jahres und die völlig mißlungenen Erndten ihm den Unterhalt seines zahlreichen Heeres in Syrien beinahe unmöglich machten. Bald darauf ward der Waffenstillstand auch auf das Fürstenthum Tripolis ausgedehnt, mit dessen Fürsten Saladin, als er den Vertrag mit dem Königreich Jerusalem abschloß, noch in einer blutigen Fehde verwickelt und, Alles verwüstend, in das Fürstenthum eingefallen war. Diese Zeit der Ruhe verständig zu benutzen, daran hinderte die Christen die ewige, unter

Kreuzzuges des Königs Richard Löwenherz, der den Lusignan persönlich kannte, nennt ihn militem probatissimum; sagt auch, er sey der Krone gar nicht unwürdig gewesen, und ertheilt seinem Character große Lobsprüche.

ihren Fürsten herrschende Uneinigkeit, in deren Brust kein Gedanke an das Gesammtwohl des Reiches jetzt mehr Raum fand. Zwar beschäftigten sie sich mit mancherlei Angelegenheiten, nur nicht mit dem, was die Sicherheit des Königreiches erforderte, mithin auch nicht mit kräftigen Vorbereitungen zu einem Krieg, dessen Erneuerung doch Saladins große Zurüstungen schon zum voraus verkündigten. Die erste Sorge des Königs war jetzt die Vermählung seiner jüngern kaum achtjährigen Schwester Isabella, die er, auf Betrieb des Fürsten Rainald, mit Honfroi von Toron verlobte, dem Enkel des in der Schlacht bei Tiberias gefallenen Connetables. Diese unzeitige Vermählung war wieder nur eine königliche Laune und bezweckte bloß einen unbedeutenden Tauschvertrag, dem zu Folge Honfroi die, durch den Tod seines Großvaters ihm zugefallenen Herrschaften Toron, Chatelneuf und Paneas dem Könige überließ. Aber noch weit schlimmer in ihren Folgen war die scandalöse Aufführung des Fürsten Boëmund von Antiochien. Ohne alle nur einigermaßen gegründete Ursache verstieß er seine Gemahlin Theodora, die Nichte des Kaisers Manuel, und vermählte sich mit Sibylla, einer sehr übel berüchtigten Frau. Da er allen Erinnerungen und Ermahnungen des Patriarchen von Antiochien kein Gehör gab, so that dieser ihn endlich in den Kirchenbann, worauf aber Boëmund gegen die gesammte Geistlichkeit seines Fürstenthums eine heftige Verfolgung begann. Er plünderte alle Kirchen und Klöster, und belagerte endlich ein, der Kirche von Antiochien gehöriges Schloß, wohin sich der Patriarch mit seiner ganzen Geistlichkeit, um gegen die Verfolgungen des wüthenden Fürsten gesichert zu seyn, sich geflüchtet hatte. Nun griff der Patriarch zu dem letzten Mittel, welches ihm zu Gebote stand, und belegte das ganze Für-

stenthum mit dem Interdict. Aber auch dadurch ward Boëmund nicht geschreckt, und eben so wenig auch durch den Abfall mehrerer seiner mächtigsten Barone, die, empört über Boëmunds schändliches Betragen, sich entschlossen erklärten, ihren Patriarchen und ihre Kirche gegen die fernern Gewaltthätigkeiten eines, alle göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tretenden Fürsten mit vereinter Waffengewalt zu schützen. Als die Kunde von diesen Verwirrungen in dem Fürstenthum Antiochien und dem nahen Ausbruch einer blutigen Fehde zwischen dem Fürsten und einem Theile seiner Barone in Jerusalem ankam, gerieth Alles in die größte Bestürzung, nicht bloß wie man befürchten mußte, daß die Ungläubigen diese Wirrnisse zu ihrem Vortheile zu benutzen suchen würden, sondern vorzüglich weil man besorgte, daß, wenn die Nachricht von solchem Scandal nach Europa käme, wo ohnehin schon die Franken in Palästina in dem übelsten Rufe standen, nun die Verachtung, die Abneigung und der Haß der Abendländer gegen dieselben noch einen weit höhern Grad erreichen würden, und zwar zu einer Zeit, wo man der Hülfe der abendländischen Mächte so sehr bedurfte, und jeder nur einigermaßen einsichtsvoller Mann sich überzeugt fühlte, daß, ohne baldigen und kräftigen Beistand der europäischen Könige und Fürsten, der gänzliche Untergang des Königreiches Jerusalem unmöglich mehr abgewendet werden könnte. Indessen schien es doch den übrigen Fürsten, wie auch den Bischöfen, welche der König über diese Angelegenheit nach Jerusalem berief, äußerst bedenklich, Gewalt zu gebrauchen; indem zu befürchten wäre, daß der gewissenlose Fürst sogar die Türken zu seinem Beistand in das Land rufen möchte, die alsdann nicht so leicht wieder aus dem Lande würden vertrieben werden können. Dieser Besorgniß wegen

ward nun beschlossen, den Weg der Güte zu versuchen. Der Patriarch von Jerusalem, Rainald, Boëmunds Stiefvater, die beiden Großmeister der Templer und Johanniter, so wie die beiden Bischöfe von Cäsarea und Bethlehem, nebst dem Abt Rainold von Sion und dem Prior der Kirche zum heiligen Grab wurden also nach Antiochien gesandt, um durch eben so ernstliches als freundliches Zureden den verirrten Fürsten wieder zum Gehorsam gegen die Kirche zurückzuführen und zwischen ihm und dem Patriarchen eine völlige Aussöhnung zu Stande zu bringen. Zu dieser außerordentlichen Gesandtschaft gesellte sich unter Weges auch noch der Graf Raimund von Tripolis, dem es nicht minder am Herzen lag, dem schrecklichen Scandal, der, in der öffentlichen Meinung der Abendländer, für das Königreich so nachtheilige Folgen haben könnte, sobald als möglich wieder ein Ende zu machen. Die Gesandten begaben sich zuerst nach Laodicäa, wo sie, weil sie hier beiden Parteien gleich nahe waren, auf einige Zeit blieben. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Nachdem sie sowohl den Fürsten als auch den Patriarchen einzeln zu besänftigen sich bemühet hatten, bewirkten sie eine Zusammenkunft beider Theile in Antiochien, wo sie jedoch nichts zu Stande brachten, als daß der Patriarch versprach, das auf das Fürstenthum gelegte Interdict wieder aufzuheben, wenn der Fürst von Verfolgung der Kirche ablassen und der Geistlichkeit, wie auch den Stiftern und Klöstern das ihnen geraubte Gut wieder zurückgeben würde. Auch den Fürsten selbst, gelobte der Patriarch, von dem Banne zu lösen, sobald er von seinem ehebrecherischen Umgange mit jenem Weibe, das er zu sich genommen, abstehen und dieselbe von seinem Hofe und aus der Stadt entfernen würde. Nachdem der Patriarch diese be-

stimmte Erklärung gegeben hatte, hielten die Gesandten Balduins ihre Sendung für geendiget und kehrten nach Jerusalem zurück. Aber damit war jetzt nicht das Mindeste ausgerichtet, Boëmund beharrte mit einem, durch nichts zu beugenden Starrsinn in seiner Ruchlosigkeit, vertrieb sogar seine weisesten und treuesten Räthe, weil sie sein Betragen gegen die Kirche nicht billigen wollten, von seinem Hofe und aus dem Lande, worauf mehrere der vornehmsten Ritter und selbst der Connetable des Fürstenthums ihn verließen und zu dem Fürsten Rupin von Armenien sich begaben, der sie mit ungemeiner Freude und der größten Zuvorkommenheit in seine Dienste aufnahm.

8. Aber noch größeres Unheil brachte jetzt der stürmische Rainald von Chatillon über das Reich. Er war königlicher Statthalter in dem Lande jenseits des Jordans und Herr der zwischen Syrien und Arabien gelegenen, unbezwingbaren Burg Krack. Wäre die Zeit des mit Saladin geschlossenen Waffenstillstandes verflossen gewesen, so würden die Christen in der Lage, in welcher sie sich befanden, selbst mit der Hälfte von Palästina die Verlängerung desselben nicht zu theuer erkauft haben. Aber statt dessen brach jetzt Rainald selbst muthwilliger Weise den geschlossenen Vertrag. Ohne, wie es das Völkerrecht erforderte, den Frieden aufzukünden, brach er verheerend und plündernd in Arabien ein, beraubte die nach Mecca wallenden Pilger, überfiel ganze Caravanen derselben, die, im Vertrauen auf die Heiligkeit geschlossener Verträge, ruhig und größtentheils unbewaffnet ihren Weg zogen, der sie nahe an der festen Burg vorüberführte. Rainald ließ sogar mehrere derselben niederhauen, behandelte die übrigen nicht nur mit der größten Härte, son-

dern fügte seinen Ungerechtigkeiten auch noch den bittersten und beleidigendsten Hohn bei, spottete über die Wallfahrten der Muselmänner und deren Andachtsübungen, und erlaubte sich die größten Lästerungen gegen ihren Propheten, zog sich aber auch dadurch Saladins unversöhnlichen Haß zu, und bereitete sich selbst, wie wir bald sehen werden, ein schauderhaftes Ende. Als Saladin diesen Friedensbruch vernahm, wollte er nicht zu dem Aeußersten schreiten, besonders da sein Kampf mit dem Hause Nourreddins jetzt noch nicht beendiget war und seine Angelegenheiten ihn nach Mesopotamien riefen. Er begehrte also von Rainald blos die Freilassung aller Gefangenen und die Rückerstattung alles den Pilgern geraubten Geldes und Gutes. Dieses gerechte Verlangen wieß jedoch Rainald mit Hohn zurück; und als Saladin sich hierauf an den König wandte und von diesem Genugthuung und Gerechtigkeit verlangte, aber auch Balduins Antwort nichts weniger als befriedigend war, ließ Saladin fünfzehnhundert christliche Pilger eines an der Küste von Damiette gestrandeten Schiffes in Ketten legen und deren ganze Habe confisciren. Aber damit begnügte sich jedoch der Sultan noch nicht. Bald darauf fiel er nun ebenfalls, Alles verheerend und plündernd, in Palästina ein. Als die Kunde von diesem Einfall in Jerusalem ankam, ward sogleich ein allgemeines Aufgebot an alle Ritter erlassen. In kurzer Zeit war ein Heer beisammen, stark genug, um das Land gegen die Feinde zu schützen. Da man aber auf den klugen Rath des besonnenen, kriegskundigen Raimund von Tripolis nicht hörte, sondern die Meinung des stürmischen Rainalds die Oberhand behielt, hierauf auch noch Fehler über Fehler begangen wurden, so ward gleichsam unter den Augen dieses Heeres der größte Theil Palästina's und ganz Galiläa auf das schrecklichste

verwüstet. Saladin ward zwar zur Aufhebung der Belagerung von Krack und Beirut gezwungen; auch lieferten die Christen bei Belvoir dem Saladin ein Treffen, das jedoch nichts entschied, und nach welchem jeder Theil sich den Sieg zuschrieb; indessen ist es doch sehr wahr, daß Saladin zuerst seine schon wankenden Schaaren aus dem Schlachtgewühl zurückzog, worauf die Ritter, froh über ihren sogenannten Sieg, nach Jerusalem und auf ihre Burgen zurückkehrten, ohne den Sultan zu hindern, mit dem ganzen ungeheuern Raub, den er in diesem Feldzug gemacht hatte, ungestört nach Syrien zurückzugehen.

9. Um sein, jenseits des Orontes angefangenes Eroberungswerk zu vollenden, begab sich Saladin wieder nach Mesopotamien, so daß die Christen jetzt einige Zeit wieder Ruhe hatten. Der unruhige, nichts als Krieg athmende Rainald von Chatillon konnte jedoch durchaus keine Ruhe ertragen, und von seiner ungestümmen Kampflust hingerissen, wagte er nun eine Unternehmung, die wahrhaft unser Erstaunen erregen muß, und der wirklich eine ganz ungemein kühne, ja wohl vermessene, aber auch sehr großartige Idee zum Grunde lag. Nur mit wenigen Rittern und einer nicht sehr bedeutenden Anzahl von Soldaten überfiel Rainald die im arabischen Meerbusen im Hafen von Ailah liegende ägyptische Flotte so plötzlich und unvermuthet, daß er, in der dadurch auf der Flotte entstandenen Verwirrung, sich aller Schiffe bemächtigte, einen Theil davon verbrannte, den andern aber mit christlichen Soldaten bemannte. Mit dieser kleinen Flotte segelte Rainald längs der ägyptischen Küste hinab. Seine Absicht war, in das Herz von Arabien einzudringen, die beiden, den Muselmännern so heiligen Städte Mecca und Medina zu überfallen, den, in dem Tempel

der Caaba von dem Aberglauben der Muselmänner aufgehäuften ungeheuern Schatz zu rauben und dann beide Städte von Grund aus zu zerstören: ein Unternehmen, das, wenn ein glücklicher Erfolg es gekrönt hätte, dem kühnen Abentheurer unverwelkliche Lorbeern errungen und zugleich auch dem Islam und dessen Anhängern eine tiefe, nicht leicht mehr zu vernarbende Wunde geschlagen haben würde*). Zu Ausführung dieses verwegenen Entwurfs hätte es jedoch größerer Eile bedurft. Aber der beutegierige Fürst landete öfters auf den Küsten, und da die Bewohner, die seit undenklichen Zeiten gar keinen Feind gesehen, sich sogleich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, in das Innere des Landes flüchteten, so machte Rainald bei jeder Landung Gefangene und reiche Beute. Als er endlich bei Aidab angekommen war, behielt er einen Theil der Schiffe bei sich und belagerte die Burg, während die andere Schiffsabtheilung längs der arabischen Küste fortsegelte. Aber kaum hatte Adel, der Bruder Saladins und, während dessen Abwesenheit, Statthalter von

*) Mecca und Medina waren für alle Mohamedaner ein Gegenstand der höchsten Verehrung und Andacht. Die Letztere war die Grabstätte Mohameds, hier ruheten seine Gebeine. Aber noch von weit größerer Heiligkeit war ihnen Mecca; denn diese war der Geburtsort des großen Propheten und die Wiege seines, nachher zwei Welttheile bethörenden Aberwitzes; auch befanden sich hier eine Menge Heiligthümer, z. B. die große Caaba, der schwarze Stein, der Brunnen Zemzem und noch viele andere, von der verbrannten Einbildungskraft der Araber ersonnenen Wunderdinge. Mecca und Medina waren der Mittelpunct des mohamedanischen Gottesdienstes und der einzige Zusammenhalt sämmtlicher, ohnehin schon durch zahllose Secten von einander getrennten Muselmänner; verschwanden also diese beiden Städte, so gab es auch kein gemeinschaftliches Band der Vereinigung mehr unter ihnen.

Aegypten, den Verlust der in dem Hafen von Ailah gelegenen Flotte erfahren, als er auch die Absicht der Christen errieth. Um diese zu vereiteln, ließ er nun, was ebenfalls noch nie erhört ward, die ganze, in dem Hafen von Alexandrien liegende Flotte auf den Rücken einer ungeheuern Menge von Kameelen und mit der Hülfe zahlloser Arbeiter an die Küste des arabischen Meerbusens tragen. Den Oberbefehl der Flotte und des darauf befindlichen Heeres übertrug er dem Husam-eddin, Großadmiral von Aegypten, einem der kühnsten und entschlossensten Feldherrn Saladins. Bald erreichte dieser den noch vor der Burg von Aidab stehenden Rainald, der jetzt die Belagerung aufheben mußte, obgleich es ihm selbst noch gelang, durch schleunige Flucht sich zu retten. Husam-eddin verfolgte nun auch die andere Schiffsabtheilung, deren Mannschaft gerade, als sie von dem ägyptischen Admiral eingeholt ward, bei Hauran an das Land gestiegen war. Eine blutige Schlacht ward nun geliefert. Die Christen, die nur zwischen Tod und Sieg zu wählen hatten, schlugen sich mit heldenmäßiger Tapferkeit, mußten aber endlich der unverhältnißmäßigen feindlichen Uebermacht unterliegen. Die meisten wurden erschlagen, nur wenige zu Gefangenen gemacht und diese von Husam-eddin nach Mecca geschickt, wo sie am Tage des großen Bairam, zu desto größerer Verherrlichung des Festes, in dem Thale Minna, in welchem die nach Mecca wallenden Muselmänner ihre Opfer zu schlachten pflegten, nun ebenfalls gleich Schlachtvieh zu Ehren des großen Propheten abgeschlachtet wurden

10. So lange Saladin noch im Kriege mit den Nachkommen Nourreddins verwickelt, und noch nicht Herr von Mosul und Aleppo war, sahen die Franken in Palästina den, ihnen jetzt nur noch von Ferne

drohenden Gefahren ziemlich ruhig entgegen, hofften immer noch auf irgend einen Incidentfall, der eine für sie günstige Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführen würde. Als sie aber jetzt hörten, daß Saladin ganz Mesopotamien und auch das Fürstenthum Mosul sich unterworfen, und sogar Aleppo dem Sieger seine Thore geöffnet habe, ward alles von Schrecken und den bangsten Ahnungen ergriffen. Sämmtliche Prälaten und Barone des Reiches wurden nun auf den ersten Februar des Jahres 1183 zu einem allgemeinen Reichstag nach Jerusalem berufen, um wegen der Gefahren, die dem Königreich droheten, so wie über dessen dringendsten Bedürfnisse sich mit einander zu berathen. Aber guter Rath war jetzt theuer. Aus dem Abendlande war keine, oder wenigstens erst sehr spät Hülfe zu erwarten, und der König und alle Fürsten waren in solche Armuth versunken, daß sie nicht einmal die ganz geringe Anzahl von Rittern, die sie damals unterhielten, zu besolden im Stande waren. Nach langer Berathung ward endlich beschlossen, eine allgemeine Vermögenssteuer in dem ganzen Königreiche auszuschreiben, und mit dessen Ertrag eine, das Reich schützende Kriegsmacht aufzustellen. Es erging also in dem ganzen Lande ein königliches Gebot, dem zu Folge, ohne Unterschied des Standes, des Glaubens, so wie des Alters und des Geschlechtes, ein jeder, der ein Vermögen von mehr als hundert Bisanzen besitze, von allem seinem Vermögen an Geld und Geldeswerth, es möchte in seinen Händen oder ausgeliehen seyn, ein Procent, von seinen jährlichen Einkünften aber zwei Procent erlegen sollte. Wer weniger als hundert Bisanzen besäße, sollte einen Bisanz, und bei noch größerm Unvermögen nur eine halbe Bisanz zahlen. Auch die Kirchen und Klöster und ihre Lehnsmänner sollten eben so wenig von dieser Abgabe befreit seyn, als die

Barone des Reiches und deren Lehnsträger. Den Eigenthümern von Flecken und Dörfern wurde außer dieser Vermögenssteuer noch die Bezahlung eines Bisanzes von jeder Feuerstätte ihres Besitzthums auferlegt, wobei ihnen jedoch freigestellt ward, die auf solche Weise bezahlte Summe unter die einzelnen Einsaßen nach Maßgabe deren Vermögens zur Wiedererstattung zu vertheilen. Aber was für jene Zeiten eine ganz eigene, nicht unmerkwürdige Erscheinung war, ist, daß auch den Bürgern eine Theilnahme an der Erhebung und Verwendung dieser Steuer gegönnt ward. In jeder Stadt wurden demnach vier verständige und in gutem Rufe stehende Einwohner erwählt und als redliche Schatzmeister angeordnet, die ihr eigenes, wie das der übrigen Bürger und Einwohner, sowohl fahrendes als unbewegliches Vermögen, nach Gewissen und bestem Wissen schätzen, und den Beitrag eines Jeden bestimmen sollten. Wer sich allenfalls durch diese Schätzung allzu beschwert glauben würde, sollte bei diesen vier Schatzmeistern seine Erklärung abgeben, hierauf so viel darbringen, als er nach seinem eigenen Gewissen sich verpflichtet fühle, jedoch mit einem Eide bekräftigen, daß er aufrichtig nach dem Werthe seines Vermögens steuere. Dieselben vier Schatzmeister wurden auch mit Erhebung der Steuerbeiträge beauftragt und zur strengsten Verschwiegenheit in Allem, was die Steuer betraf, durch einen Eid verpflichtet. Zwei Hauptkassen sollten für diese Steuer seyn, eine zu Jerusalem und die andere zu Ptolemais; in der ersten Stadt für die Beiträge der Städte, Burgen und andern Orten von der südlichen Grenze bis Caifa, und in der zweiten für das übrige Land von Caifa bis Berytus. Was jede Stadt oder Ortschaft erlegen würde, sollte in einem besondern Beutel in diesen Kassen aufbewahrt werden. Jede dieser beiden Hauptkassen sollte mit drei verschiedenen Schlössern versehen seyn. Die

Schlüssel dazu sollten mehreren würdigen Männern in Verwahrung gegeben werden; in Jerusalem nämlich dem Patriarchen, dem Prior des heiligen Grabes und den in dieser Stadt gewählten vier Schatzmeistern, zu Ptolemais aber dem Erzbischof von Tyrus, dem Seneschall und den dortigen vier Schatzmeistern, und ohne den Zusammentritt dieser Männer keine der beiden Hauptkassen geöffnet werden, weder zu Einnahmen noch zu Ausgaben. Zuletzt wurde noch ausdrücklich erklärt, daß das aus dieser Steuer eingehende Geld zu keinem andern Zweck, als blos zur Vertheidigung des Königreiches verwendet, auch diese Steuer nur ein einziges Mal erhoben und nicht zur Gewohnheit werden sollte. Endlich ward auch noch festgestellt, daß, so lange dieses Geld dauern würde, den Städten, Kirchen und Klöstern die von ihnen bisher unter dem Namen Taillen *) bezahlten Abgaben nachgelassen werden sollen.

11. Indessen hatte die fürchterliche Krankheit des Königs immer größere Fortschritte gemacht, so daß er sich endlich entschloß, die Regierung des Reiches andern Händen zu übergeben. Bis dahin hatte er, so dringend man es ihm auch angerathen hatte, sich der Regierung durchaus nicht begeben wollen, ja sogar allen Feldzügen und kriegerischen Unternehmungen persönlich beigewohnt. Aber nun hatte sein Uebel ihn nicht nur des Gebrauches seiner Hände und Füße, sondern zum Theil selbst des Augenlichts beraubt. Aber unglücklicher Weise übertrug Balduin die Regierung dem Gemahl seiner Schwester, dem Guido von Lusignan, der jetzt, wie vormals der Markgraf von Montferrat, Sibyllens erster Gemahl, ebenfalls den Titel eines Grafen von Joppe und Askalon

*) Cessare debebunt tam ab ecclesiis quam a civitatibus exactiones, quae vulgo *Taliae* appellantur. (*Wilh. Tyr.*)

führte. Balduin behielt sich nichts vor, als die königliche Würde, die Stadt Jerusalem und zehn tausend Bizansen jährlicher Einkünfte. Endlich mußte der Graf von Joppe noch eidlich versprechen, so lange der König lebe, weder nach der Krone zu trachten, noch auch irgend eine königliche Stadt oder Burg zu veräußern. Leider waren aber dem Gemahle Sibyllens sämmtliche Fürsten und selbst der größte Theil der Ritterschaft von Herzen abhold. Die neue Verfügung des Königs vermehrte also noch um Vieles ihre Unzufriedenheit, ward auch überall mit dem größten Unwillen und lautem Murren vernommen. — Die verderblichen Folgen, welche diese allgemeine Unzufriedenheit und besonders der Fürsten geheimer Groll gegen den neuen Regenten herbeiführen mußten, blieben nicht lange aus. Saladin ging mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit über den Jordan, eroberte Scythopolis und besetzte das Land zwischen Jezraël und dem Berge Thabor. Unverzüglich brach nun der neue Regent mit dem bei der Quelle Sephoris versammelten Heere auf und rückte dem Feinde entgegen. Die Kriegsmacht der Christen war diesmal nicht unbedeutend, ihr Heer zählte über dreizehnhundert theils geharnischte, theils leichte Reiter, und das Fußvolk bestand aus mehr als fünfzehntausend Mann. Aber statt den Feind muthig anzugreifen, blieb das christliche Heer unthätig in seinem Lager bei der Burg Faba stehen. Gerne hätte Guido von Lusignan dem Saladin eine Schlacht geliefert; aber aus Groll und Neid gegen ihn weigerten die Fürsten und Barone sich des Kampfes, vorgebend, Saladins Stellung sey unangreifbar, und dessen Heer zu zahlreich, als daß ein glücklicher Erfolg von einer Schlacht zu erwarten sey. Gezwungen und gegen seinen Willen mußte also jetzt auch Lusignan eine Schlacht zu vermeiden suchen. Umsonst forderte Saladin die Christen einige-

mal zum offenen Kampfe heraus; umsonst verheerte er unter ihren Augen das Land und verbrannte Städte und Dörfer. Eine türkische Schaar drang bis Nazareth vor und ängstigte die Einwohner so sehr, daß sie, von Angst und Schrecken getrieben, in solcher Eile und Verwirrung in die Kirche flohen, daß mehrere unter dem Eingange derselben erdrückt wurden. Ein anderer Haufe von Saladins Heer besetzte den Thabor und belagerte das auf demselben gelegene Kloster zum heiligen Elias. Aber die unerschrockenen Mönche griffen muthig zu den Waffen und schlugen, mit Hülfe des vielen, in das Kloster geflüchteten Landvolkes, alle Angriffe der Muselmänner mit solcher Tapferkeit zurück, daß diese endlich von selbst wieder abzogen. Sogar als drückender Mangel an Lebensmitteln sich in dem christlichen Lager einstellte, ließen die Fürsten sich dennoch auch dadurch nicht bewegen, ihre Stellung zu verlassen und dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Da jedoch derselbe Mangel auch in Saladins Lager fühlbar ward, brach der Sultan dasselbe ab und zog sich nach Damascus zurück. Daß dieses kriegerische Abentheuer für die Christen einen so schmählichen Ausgang nahm, war um so mehr zu bedauern, da bei dem christlichen Heere sehr viele abendländische tapfere Herren und Ritter sich befanden, die, da sie jetzt ihre Pilgerfahrt vollendet hatten, nun vor ihrer Rückkehr nach Europa, durch thätige Theilnahme an einem Kampfe gegen die Ungläubigen, sich noch größeres Verdienst zu erwerben gesucht hatten. Aber auch der Haß und Neid gegen den Regenten fand jetzt wieder neuen Stoff und neue Nahrung. Nur aus Unverstand, schrieen jetzt Lusignans neidische Gegner, nur aus Unverstand, Feigheit und Unentschlossenheit habe er die Gelegenheit zu siegen aus den Händen gelassen. Aber trotz diesen lügen-

haften und boshaften Vorwürfen ist es doch wahr und vollkommen erwiesen, daß Lusignan nur deßwegen sich nicht schlug und nicht schlagen konnte, weil die Fürsten seinen Befehlen nicht folgen wollten und er daher mit Grund befürchten mußte, daß, wenn er trotz allem ihrem Einreden dennoch eine Schlacht liefern wollte, sie wahrscheinlich mitten im Kampfe ihn verlassen und der Schmach und dem Verderben preisgeben würden.

12. Saladin hatte sich zwar jetzt gegen Damascus zurückgezogen. Aber dessen ungeachtet brachten ausgesandte Kundschafter dem Fürsten Rainald von Chatillon, Herrn der Stadt und Festung Krack, die sichere Nachricht, daß des Sultans geheime Absicht sey, die Feste Krack plötzlich zu überfallen, sie zu umlagern und um jeden Preis sich ihrer zu bemächtigen. Dieß war auch wirklich zu erwarten, indem Krack längst schon ein Dorn in den Augen des Sultans war. Die Feste schnitt ihm die Verbindung zwischen Aegypten und seinen syrischen Staaten ab, oder erschwerte sie wenigstens ganz ungemein; auch hatte sie seit ihrer Wiederauferbauung unter dem Könige Fulco den Muselmännern, deren Handel wie auch den nach Mecca wallenden Pilgern oft sehr großen Schaden zugefügt. Aber Rainald achtete nicht dieser Warnung, glaubte im Gegentheil sich auf seiner Burg so sicher, daß er sogar den tollen Einfall hatte, die schon vor drei Jahren festgesetzte Vermählung seines Stiefsohns Honfroi mit des Königes jüngern Schwester Isabella jetzt auf seiner Burg Krack mit der größten Feierlichkeit zu vollziehen. Viele Ritter und ritterliche Frauen wurden zu den Festlichkeiten eingeladen. Eine Menge Gaukler, Musikanten, Sänger und Sängerinnen fanden sich ebenfalls ein. Lauter Jubel erscholl jetzt

in der Stadt. Aber auf einmal verwandelte sich die Freude in Jammer und Noth; denn als gerade Rainald und seine geladenen Gäste mit frohem und heiterm Sinne sich den Freuden einer im Ueberfluß besetzten Tafel überlassen wollten, erscholl plötzlich von den Thürmen herab der Ruf zu den Waffen. Wirklich erblickte man auch bald darauf des Sultans zahlreiche Schaaren, die nun unverzüglich die untere Stadt angriffen und nach kurzem Gefechte sie erstürmten. Alles, die Neuvermählten, die Gäste, die Musikanten, Gaukler, Sänger und Sängerinnen, nebst den Einwohnern der untern Stadt, floh auf die Burg; und auch diese wäre jetzt erstürmt worden, hätte nicht ein griechischer Ritter, mit Namens Iwan, mit heldenmäßiger Tapferkeit ganz allein den eindringenden Türken so lange Widerstand geleistet, bis man die Burgbrücke abgebrochen hatte. Einen ganzen Monat hindurch belagerte Saladin die Burg mit der größten Lebhaftigkeit. Da aber dieselbe mit Lebensmitteln im Ueberfluß versehen war, auch die Besatzung ihre Schuldigkeit that, und endlich das Heer der Christen zum Entsatz herannahete, hob Saladin die Belagerung auf und ging nach Damascus zurück. Jetzt hatten die Christen einige Zeit Ruhe; denn Saladins Angelegenheiten riefen ihn wieder nach Mesopotamien.

13. Aber nun brach neuer, nicht nur das königliche Haus, sondern auch das ganze Königreich verwirrender Streit und Hader wieder in Jerusalem aus. Die Fürsten, statt für das Wohl des Reiches zu sorgen, sannen nur darauf den Reichsverweser, den Grafen von Joppe, zu stürzen. Von dem letzten, wenig ehrenvollen Feldzug Anlaß nehmend, stellten sie dem König unaufhörlich vor, Guido sey der Regierung durchaus unfähig, und nicht nur die Verwaltung des Königreichs, sondern auch die Aussicht

auf die Krone von Jerusalem müßte ihm benommen werden. Balduin zürnte schon seit einiger Zeit seinem Schwager. Dieser hatte nämlich bisher sich dem Willen desselben nicht immer gefügt, ja sogar sich geweigert, ihm Tyrus für die Stadt Jerusalem, welche der König, wie wir wissen, sich vorbehalten hatte, zu überlassen. Diesen Tausch wünschte Balduin, weil er glaubte, in Tyrus theils wegen der größern Festigkeit ihrer Mauern und Thürme, theils auch wegen deren weitern Entfernung von den Gegenden, welche gewöhnlich der Schauplatz kriegerischer Ereignisse wären, größere Sicherheit und Ruhe zu finden. Um so leichter ging also jetzt der König, in seinem Unwillen gegen seinen Schwager, in die Vorschläge der Fürsten ein. In einer, obgleich nicht sehr zahlreichen Versammlung der Prälaten und Barone erklärte also Balduin, daß er die Regierung des Reiches wieder übernehme, ernannte auch zugleich den Sohn seiner Schwester von deren erstem Gemahl, den Markgrafen Wilhelm von Montferrat, zu seinem Nachfolger auf dem Throne von Jerusalem. Guido ward also seiner Würde als Reichsverweser entsetzt und Sibyllens und des verstorbenen Markgrafen Wilhelms kaum fünfjähriger Sohn Balduin V. zum König gesalbt und gekrönt *). Aber diese Verfügung des Königes vermehrte nur die Anzahl der Unzufriedenen; denn jeder Verständige wie Unverständige sah ein, daß

*) Guido von Lusignan wohnte sogar selbst dieser Versammlung bei, erhob aber nicht den mindesten Einspruch gegen die auf derselben genommenen Beschlüsse; jedoch nicht aus Schwäche, sondern weil er gute Gründe hatte zu glauben, daß seine eigene Gemahlin diesem Hergange nicht fremd sey, indem sie die Krone lieber auf dem Haupte ihres Sohnes, als ihres Gemahles sähe. Als aber nachher dieser ihr Sohn frühzeitig starb, zeigte sie, wie wir sehen werden, auch eine eben so warme und thätige Theilnahme an der Erhebung ihres Gemahls.

dem Königreiche nicht aufgeholfen werden könne durch zwei Könige, wovon der eine, wegen seiner Krankheit, der Regierung unfähig, und der andere noch ein bloses Kind sey. Der Wunsch nach einem Reichsverweser, der das Reich regieren und ein Heer zum Kampfe führen könnte, ward immer dringender und lauter, so daß der König endlich gezwungen ward, die Zügel der Regierung den Händen des Grafen Raimund von Tripolis zu übergeben. Aber dieser nahm die Verwesung des Reiches nur unter gewissen Bedingungen an, wovon folgende die bemerkenswerthesten sind. Der Graf forderte, daß die Regierung ihm auf zehn Jahre müsse bestätiget, auch die Stadt Berytus, als Einsatz für die Kriegsunkosten, die er aufzuwenden haben würde, sollte übergeben werden, und daß ferner, wenn der junge König in dieser Zeit sterben würde, ihm die Regierung des Reiches noch so lange bleiben sollte, bis die mächtigsten Monarchen des Abendlandes, nämlich der Papst, der Kaiser und die Könige von Frankreich und England über den erledigten Thron verfügt und einen Nachfolger ernannt haben würden. Endlich erklärte er noch, daß, im Falle der jetzige König während dieser Zeit mit Tod abgehen würde, die Fürsorge für den jungen König und dessen Erziehung nicht ihm, sondern dem Seneschall des Reiches, dem Grafen Joscelin, sollte übergeben werden. Alle diese Forderungen des Grafen wurden genehmiget, worauf zwischen ihm und dem König, mit Zuziehung der Prälaten und Barone des Reiches, ein feierlicher Vertrag darüber abgeschlossen ward.

14. Des Königes, man weiß nicht aus welchen Ursachen, gegen seinen Schwager immer leidenschaftlicher Haß hatte endlich einen solchen Grad erreicht, daß er sogar die Auflösung der Ehe seiner Schwester Sibylla mit dem Grafen von Joppe von dem Patriar-

chen forderte, auch schon einen Tag festsetzte, an welchem er als Kläger gegen den Grafen auftreten würde, und der Patriarch alsdann die Scheidung vollziehen sollte. Aber Guido erfuhr noch zu rechter Zeit die Absichten des Königes, und begab sich eilends mit seiner Gemahlin nach seiner Stadt Ascalon, auf deren Treue er sich vollkommen verlassen konnte. Als nun Guido der wiederholten königlichen Ladung, vor dem niedergesetzten Ehegericht zu erscheinen, keine Folge leistete, begab sich der, jetzt am Geiste eben so sehr wie am Körper kranke, und durch Zorn und Haß verblendete König mit einigen Baronen selbst nach Ascalon, um in eigener Person den Grafen vor Gericht zu fordern. Aber zu seinem großen Erstaunen fand er die Thore der Stadt geschlossen. Fruchtlos pochte er mit eigener Hand an die Thore, vergeblich forderte er den Grafen dreimal auf, ihm die Stadt zu öffnen. Die Thore blieben geschlossen, und Balduin war endlich gezwungen, mit Schmach wieder abzuziehen, und zwar unter den Augen eines zahlreichen Volkes, das, um den Ausgang dieses Scandals zu sehen, sich auf den Mauern der Stadt versammelt hatte. Von Ascalon begab sich Balduin nach Joppe. Hier ward er von den Einwohnern, die ihm sogar eine Strecke Weges mit der größten Ehrerbietung entgegen kamen, auf das freundlichste empfangen, worauf er seinen Schwager aller seiner Lehen verlustig erklärte, mithin die Stadt Joppe als ein königliches Lehen einzog, und einen Burgvogt allda anordnete. Aber nun war auch Guido's Geduld erschöpft; da er die Unversöhnlichkeit des Königes sah, setzte auch er alle Rücksichten bei Seite, griff zu den Waffen, fiel in das königliche Gebiet ein, und beraubte bei der Burg Darum einen arabischen Stamm, der dort für eine schwere Schatzung, mit Bewilligung des Königes, und unter dessen Schutz seine Heerden weidete. Darüber ward Balduin im höchsten Grade auf-

gebracht, und schon in ganz naher Aussicht stand dem Königreiche ein bürgerlicher Krieg bevor. Dieser ward jedoch durch die Bemühungen der Templer- und Johanniterritter wieder einigermaßen vermittelt; und völlig verschwanden endlich alle Besorgnisse, als Balduin IV. bald darauf seinen vieljährigen Leiden unterlag und am 16. März des Jahres 1185 starb, worauf der Seneschall den jungen Balduin mit sich nach Ptolemais führte.

15. Raimund nahm sich der Verwaltung des Reiches mit eben so vielem Eifer, als einsichtsvoller Thätigkeit an. Da Saladin jetzt die Feste Krack zum zweitenmale belagerte, rückte Raimund sogleich zum Ersatze derselben herbei, vermied jedoch sehr vorsichtig eine entscheidende Schlacht, wählte aber dafür mit großer Umsicht eine Stellung, die an sich unangreifbar, dennoch die Burg schützte. Ohne also daß die Feinde es verhindern konnten, versorgte er die Festung mit Lebensmitteln und warf auch eine bedeutende Verstärkung an Truppen in dieselbe. Saladin sah wohl ein, daß in Gegenwart eines ansehnlichen Heeres und eines wachsamen, kriegsverständigen Feldherrn eine Belagerung keinen glücklichen Erfolg haben könne, hob daher dieselbe wieder auf und verbrannte die fünfzehn, gegen die Burg schon aufgerichteten Kriegsmaschinen. Aber trotz dieser errungenen Vortheile fühlte doch Raimund sehr wohl, daß ein Waffenstillstand oder Friede mit Saladin für das Königreich jetzt das dringendste Bedürfniß sey. Eine außerordentliche Dürre, bei der kein Wachsthum irgend einer Frucht gedeihen konnte, ließ große Theurung, ja wohl Hungersnoth befürchten. Nach gepflogener Berathung mit den Großmeistern der beiden Orden und einigen Baronen schickte also Raimund Abgeordnete an den Sultan und ließ um einen

Waffenstillstand bitten, den der edelmüthige Saladin, dem die jetzt schon bei den Christen eingetretene Noth nicht unbekannt war, sogleich und sogar auf vier Jahre bewilligte. Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als auch der freie Verkehr zwischen Christen und Sarazenen wieder begann und bald überall Ueberfluß herrschte, jedoch größtentheils blos an Fleisch, weit weniger an Getraide, indem bei der, auch in den übrigen Theilen Syriens, obschon nicht in gleichem Grade, herrschenden Dürre die Ernten überall nur höchst mittelmäßig ausgefallen waren. Saladin selbst ermunterte seine Unterthanen, den Christen Lebensmittel jeder Art zuzuführen, auch schickte er ihnen sehr vieles Wasser in Schläuchen; denn der Mangel daran war überall sehr groß, besonders in Jerusalem, wo durch die anhaltende Dürre beinahe alle Brunnen vertrocknet waren. Die ärmere Volksklasse würde in dieser Stadt, ohne die Milde mancher reicher Einwohner, vor Durst verschmachtet seyn; besonders zeichnete sich durch seinen mildthätigen, wahrhaft christlichen Sinn ein wohlhabender Bürger, Namens Germanus, aus. Er besaß in verschiedenen Theilen der Stadt drei, mit Marmor ausgemauerte Brunnen, und bei jedem derselben ließ er zwei, an Ketten hängende, des Tages wie des Nachts mit Wasser gefüllte Becken zum Gebrauch der ärmern Volksklassen stehen. Als endlich sein Wasservorrath sich zu erschöpfen begann, erinnerte er sich von alten Männern gehört zu haben, daß außer der Stadt, unterhalb des Teiches Siloah, noch ein, schon von dem Erzvater Jacob gegrabener, aber längst schon verschütteter Brunnen vorhanden wäre, zwar sehr reich an quellendem Wasser, aber ungemein schwer, ihn jetzt wieder zu finden. Germanus begab sich in die Kirche zum heiligen Grabe und betete inbrünstig zu Gott, daß er sich des armen Volkes erbarmen und

ihn jenen Brunnen wieder möchte finden lassen. Er ging hierauf auf den Markt, dung Arbeiter, begann mit frohem Muthe, weil in vertrauungsvoller Hoffnung auf Gottes Beistand, die Nachgrabungen, und sah nun bald seinen sehnlichsten Wunsch vollkommen erfüllt. Der wiedergefundene Brunnen ward sogleich ausgemauert, und die Quelle spendete nun ihre Gaben in so reichlichem Maße, daß Germanus ohne Unterlaß, bei Tag wie bei Nacht, durch zwei Lastthiere und drei Knechte Wasser in die Brunnen der Stadt tragen ließ, und alles Volk, unbekümmert und ohne alle weitere Sorgen, sich daraus laben konnte, bis endlich wiederkehrender, segenvoller Regen dem Wassermangel ein Ende machte. Durch den zu rechter Zeit mit Saladin geschlossenen, und daher Mangel und Hungersnoth von dem Reiche abwendenden Waffenstillstand, so wie durch seine eigene thätige Fürsorge gleich im Anfang des eintretenden Mangels hatte Raimund sich die allgemeine Liebe des ganzen Volkes erworben. Auch bei den übrigen Fürsten und der ganzen Ritterschaft stand Raimund, seiner anerkannten Geistessuperiorität wegen, in großer Achtung. Indessen hatte er doch auch seine geheimen Feinde. Die ärgsten davon waren der tückische Seneschall Joscelin und der Großmeister der Templer, Gerhard von Bellfort, dem, als er noch ein gemeiner Ritter war und in dem Dienste des Königes stand, Graf Raimund eine vortheilhafte Heirath vereitelt hatte, wodurch derselbe auch nachher bewogen ward, in den Orden der Templer zu treten. Außer diesen hatte Raimund noch einige andere, obgleich nur wenige Gegner, zu denen auch der Patriarch von Jerusalem gehörte, die aber eigentlich nicht gerade seine Feinde waren, sondern deren persönliches Interesse ganz allein sie zu dem ehemaligen Reichsverweser, dem Guido von Lusignan und dessen Ge-

mahlin hinzog. Von diesen wie von jenem war jedoch keine Störung zu befürchten, und es war mit Grund zu erwarten, daß unter der weisen und kräftigen Leitung Raimunds das Königreich nun bald einer bessern und heiterern Zukunft würde entgegengeführt werden, als plötzlich ein ganz unerwartetes Ereigniß — leider zum größten Verderben des Königreiches — alle jetzt so glücklich bestehende Verhältnisse auf einmal wieder zerstörte.

16. Der junge König, Balduin V., erkrankte plötzlich, und unterlag bei seiner ohnehin sehr schwächlichen Constitution schon nach wenigen Tagen seiner Krankheit. Sogleich begab sich Graf Raimund nach Ptolemais, um die königliche Leiche nach Jerusalem, wo sie bestattet werden mußte, zu begleiten. Aber davon hielt ihn der tückische Seneschall ab, der ihm unter mancherlei Scheingründen vorstellte, daß es seinem Interesse angemessener wäre, in Tiberias zu bleiben, und das Beerdigungsgeschäft so wie die Anordnung der damit verbundenen Feierlichkeiten den Templern zu überlassen. Raimund folgte diesem trügerischen Rath. Aber kaum hatte er Ptolemais verlassen, als der schalkhafte Seneschall Eilboten an die Gräfin von Joppe und deren Gemahl sandte, und sie dringend ermahnte, mit allen ihren Rittern und Fußknechten nach Jerusalem zu eilen und sogleich nach dem Begräbnisse ihres Sohnes sich der Stadt und des Reiches zu bemächtigen. Diese Aufforderung gefiel der Gräfin zu sehr, als daß sie dieselbe nicht sogleich hätte befolgen sollen; und kaum war die Leiche des Knaben Balduin in der königlichen Gruft an dem Calvarienberge beigesetzt, als auch die Gräfin von dem Patriarchen und den Großmeistern der beiden Orden, als die nächste rechtmäßige Erbin, die Krone von Jerusalem, verlangte.

Weder der Patriarch noch der Großmeister der Templer machten die mindeste Einwendung, der Erstere aus Neigung zu der Gräfin, der er auch vorzüglich seinen Patriarchenstuhl zu danken hatte; der Andere aus altem Haß gegen Raimund. Aber desto kräftiger widersprach der Großmeister des Johanniterordens. Dieser bestand unerschütterlich auf Aufrechthaltung des, zwischen Balduin IV. und dem Grafen Raimund geschlossenen und von sämmtlichen Baronen des Reiches eidlich bestätigten Vertrages; dem zu Folge, wenn der junge König während seiner Minderjährigkeit sterben würde, sein Nachfolger auf dem Throne von den, in dem Vertrage genannten vier Hauptmächten des Abendlandes gewählt, und bis diese Wahl geschehen wäre, die Regentschaft und alle damit verbundenen Rechte in den Händen des Grafen Raimund bleiben sollten. Sibylla und ihr Anhang sahen sehr wohl ein, daß sie ohne Einwilligung des Großmeisters ihren Zweck nicht erreichen könnten, denn er hatte einen der drei Schlüssel zu dem Schatze, in welchem die Krone aufbewahrt wurde, und sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen, war, bei dem großen Ansehen, in welchem der reiche und mächtige Johanniterorden stand, durchaus nicht rathsam, konnte sogar gefährliche Folgen herbeiführen. Aber noch mißlicher ward die Lage der Gräfin von Joppe, als sie hörte, daß Graf Raimund, sobald er Joscelins schändlichen Verrath und Sibyllens und ihres Gemahls plötzliche Ankunft in Jerusalem vernahm, alsogleich einen allgemeinen Reichstag nach Neapolis ausgeschrieben hätte, und daß jetzt alle Prälaten und Barone des Reiches, nur mit Ausnahme jener wenigen, die sich in Jerusalem befanden, zu Neapolis versammelt wären, was natürlich für Sibylla ein höchst ungünstiges Zeichen war. In ihrer Verlegenheit wandte sie sich an den Grafen

Rainald von Chatillon, und ließ ihn durch einen Eilboten dringend einladen, sich schleunigst zu ihr nach Jerusalem zu begeben; und kaum war nun dieser, stets blos dem jedesmaligen Impuls seines Eigennutzes folgende keine Heiligkeit der Verträge achtende Fürst bei der Gräfin angekommen, als auch sogleich eine Botschaft an sämmtliche in Neapolis versammelte Fürsten und Barone mit der Aufforderung abgeordnet ward, sich ohne Verzug in Jerusalem einzufinden, der Krönungsfeierlichkeit der rechtmäßigen Erbin des Reiches beizuwohnen und ihr den schuldigen Huldigungseid zu leisten. Diese Aufforderung erwiederten die versammelten Herren ebenfalls durch eine Botschaft von zwei Cisterzienseräbten, welche dem Patriarchen und den beiden Großmeistern ein Schreiben überbrachten, in welchem sie sehr ernsthaft ermahnt wurden, daß sie, eingedenk des zwischen König Balduin IV. und dem Grafen Raimund abgeschlossenen Vertrages, von ihrem Vorhaben abstehen und keine weitern widerrechtlichen Schritte sich erlauben möchten. Aber dadurch ließ Sibylla und ihr Anhang sich nicht stören, gingen nur desto rascher zu Werke. Die Krönungsfeierlichkeit ward daher schon auf den folgenden Tag festgesetzt, und an diesem, nachdem man, um gegen einen feindlichen Ueberfall gesichert zu sein, sämmtliche Thore der Stadt geschlossen hatte, die Gräfin von Joppe von dem Patriarchen und dem Großmeister der Templer in feierlichem Zuge in die Kirche zum heiligen Grabe geführt. Da auch der Johanniter-Großmeister seinen Schlüssel zum Schatze endlich hatte verabfolgen lassen *), so wurden nun die

*) Der Patriarch und der Großmeister der Templer hatten ihn nämlich mit Bitten und Vorstellungen so lange bestürmt und gequält, daß er ihnen endlich den Schlüssel

beiden Kronen herbeigebracht. Der Patriarch übernahm sie, legte die eine davon auf den Altar und setzte die andere auf das Haupt der Gräfin. Hierauf trat er vor dieselbe, überreichte ihr auch die andere Krone, und sprach: „Königin! Ihr seyd eine Frau und bedürfet eines Mannes, der euer Reich regiere; setzet also diese Krone auf das Haupt Desjenigen, den Ihr für den würdigsten erachtet." Aber schon am Vorabend dieses Tages hatten der Großmeister der Templer, der Fürst Rainald und selbst der Patriarch in Verbindung mit den paar in Jerusalem anwesenden Großen die Gräfin mit Bitten bestürmt, daß sie von ihrem gegenwärtigen Gemahl, den sie sämmtlich der Regierung unfähig hielten, sich scheiden und einen andern, ihrer Hand Würdigern wählen möchte. Nach langem Weigern gab endlich die Gräfin nach, jedoch erst, nachdem jene auf Sibyllens Begehren sich durch einen schweren Eid verbindlich gemacht hatten, die Wahl der Gräfin zu ehren und den, welchen sie wählen würde, ohne weiters als König anzuerkennen und ihm die Huldigung zu leisten. Als nun jetzt der Patriarch und die übrigen Herren mit gespannter Aufmerksamkeit die Erklärung der Königin und deren neue Wahl erwarteten, rief Sibylle plötzlich aus: „Was Gott vereiniget hat, soll und darf der Mensch nicht trennen. Ich kenne keinen des Thrones würdigern, als meinen Gemahl;" sie rief hierauf den Guido zu sich. Dieser näherte sich, ließ sich vor der Königin auf ein Kniee nieder und empfing nun knieend aus den Händen seiner Gemahlin die Königskrone. Darüber waren nun freilich die Gegner nicht wenig bestürzt; da aber der, der Königin ohnehin sehr ergebene Patriarch sich diese unerwartete Wendung gefallen ließ, daher schwieg,

vor die Füße warf, hierauf aber auch sogleich sich entfernte und der Krönung nicht beiwohnte.

mahlin hinzog. Von diesen wie von jenen war jedoch keine Störung zu befürchten; und es war mit Grund zu erwarten, daß unter der weisen und kräftigen Leitung Raimunds das Königreich nun bald einer bessern und heiterern Zukunft würde entgegengeführt werden, als plötzlich ein ganz unerwartetes Ereigniß — leider zum größten Verderben des Königreiches — alle jetzt so glücklich bestehende Verhältnisse auf einmal wieder zerstörte.

16. Der junge König, Balduin V., erkrankte plötzlich, und unterlag bei seiner ohnehin sehr schwächlichen Constitution schon nach wenigen Tagen seiner Krankheit. Sogleich begab sich Graf Raimund nach Ptolemais, um die königliche Leiche nach Jerusalem, wo sie bestattet werden mußte, zu begleiten. Aber davon hielt ihn der tückische Seneschall ab, der ihm unter mancherlei Scheingründen vorstellte, daß es seinem Interesse angemessener wäre, in Tiberias zu bleiben, und das Beerdigungsgeschäft so wie die Anordnung der damit verbundenen Feierlichkeiten den Templern zu überlassen. Raimund folgte diesem trügerischen Rath. Aber kaum hatte er Ptolemais verlassen, als der schalkhafte Seneschall Eilboten an die Gräfin von Joppe und deren Gemahl sandte, und sie dringend ermahnte, mit allen ihren Rittern und Fußknechten nach Jerusalem zu eilen und sogleich nach dem Begräbnisse ihres Sohnes sich der Stadt und des Reiches zu bemächtigen. Diese Aufforderung gefiel der Gräfin zu sehr, als daß sie dieselbe nicht sogleich hätte befolgen sollen; und kaum war die Leiche des Knaben Balduin in der königlichen Gruft an dem Calvarienberge beigesetzt, als auch die Gräfin von dem Patriarchen und den Großmeistern der beiden Orden, als die nächste rechtmäßige Erbin, die Krone von Jerusalem verlangte.

Weder der Patriarch noch der Großmeister der Templer machten die mindeste Einwendung, der Erstere aus Neigung zu der Gräfin, der er auch vorzüglich seinen Patriarchenstuhl zu danken hatte; der Andere aus altem Haß gegen Raimund. Aber desto kräftiger widersprach der Großmeister des Johanniterordens. Dieser bestand unerschütterlich auf Aufrechthaltung des, zwischen Balduin IV. und dem Grafen Raimund geschlossenen und von sämmtlichen Baronen des Reiches eidlich bestätigten Vertrages, dem zu Folge, wenn der junge König während seiner Minderjährigkeit sterben würde, sein Nachfolger auf dem Throne von den, in dem Vertrage genannten vier Hauptmächten des Abendlandes gewählt, und bis diese Wahl geschehen wäre, die Regentschaft und alle damit verbundenen Rechte in den Händen des Grafen Raimund bleiben sollten. Sibylla und ihr Anhang sahen sehr wohl ein, daß sie ohne Einwilligung des Großmeisters ihren Zweck nicht erreichen konnten, denn er hatte einen der drei Schlüssel zu dem Schatze, in welchem die Krone aufbewahrt wurde, und sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen, war, bei dem großen Ansehen, in welchem der reiche und mächtige Johanniterorden stand, durchaus nicht rathsam, konnte sogar gefährliche Folgen herbeiführen. Aber noch mißlicher ward die Lage der Gräfin von Joppe, als sie hörte, daß Graf Raimund, sobald er Joscelins schändlichen Verrath und Sibyllens und ihres Gemahls plötzliche Ankunft in Jerusalem vernahm, alsogleich einen allgemeinen Reichstag nach Neapolis ausgeschrieben hätte, und daß jetzt alle Prälaten und Barone des Reiches, nur mit Ausnahme jener wenigen, die sich in Jerusalem befanden, zu Neapolis versammelt wären, was natürlich für Sibylla ein höchst ungünstiges Zeichen war. In ihrer Verlegenheit wandte sie sich an den Grafen

freundlich aufnahm und ihm mehr Land gab, als er in dem Königreiche verlassen hatte.

18. Alles hatte jetzt den König Guido in seiner Würde anerkannt. Nur Raimund von Tripolis allein wollte ihn nicht anerkennen, und da er allen vermittelnden Vorschlägen kein Gehör gab; so beschloß endlich Guido durch Waffengewalt ihn zur Unterwerfung zu zwingen. Auf Anrathen des Großmeisters der Templer entbot er alle seine Lehnsleute nach Nazareth; seine Absicht war, nach Tiberias zu ziehen und diese Stadt zu belagern. Als Raimund sich bedroht sah, suchte er Schutz bei Saladin, der ihm auch sogleich eine sehr ansehnliche Schaar Reiter sandte, die Raimund in Tiberias aufnahm; auch eine noch größere Anzahl von Truppen ließ der Sultan einige Meilen von Tiberias lagern, mit dem Befehle, dem Grafen von Tripolis, auf dessen Begehren, gegen seine Feinde Hülfe zu leisten. Dadurch geschreckt ließ nun König Guido von seinem Vorhaben ab, und suchte neue gütliche Unterhandlungen mit dem Grafen anzuknüpfen. Von den, unweit von Tiberias lagernden türkischen Schaaren hatte indessen das Königreich nichts zu besorgen; denn kurz vorher hatte König Guido von Saladin eine Verlängerung des Waffenstillstandes begehrt, und der Sultan sie auch sogleich bewilliget. Aber zum größten Verderben des, jetzt ohnehin schon in seinem Innern zerrütteten und verwirrten Königreiches, brach wieder der raubsüchtige Rainald von Chatillon treuloser Weise den kaum geschlossenen Waffenstillstand. Mit großen Schätzen und einer zahlreichen Begleitung zog Saladins Mutter, im Vertrauen auf den Waffenstillstand, durch die Länder der Christen aus Aegypten nach Damascus. Dieses erfuhr Rainald, und obgleich er selbst bei Saladin Friede gesucht und beschworen hatte, ließ er sich doch

von seinem, nie zu befriedigenden Durst nach Beute hinreißen, überfiel die reißende Fürstin jenseits des Jordans, raubte alle ihre Schätze, erschlug den größten Theil ihrer Begleiter, und nur mit vieler Mühe entkam Saladins Mutter den Händen des fürstlichen Räubers. Auf gleiche Weise behandelte er auch einige Caravanen nach Mecca pilgernder Muselmänner, plünderte sie rein aus, ließ sie in Fesseln legen, und als die Gefangenen, sich auf die Heiligkeit geschlossener Verträge berufend, über diese Gewaltthätigkeiten klagten, gab er ihnen spöttisch zur Antwort: „sie möchten sich von ihrem Mohamed helfen lassen.“ — Vergebens forderte Saladin die Gefangenen, so wie auch die geraubten Schätze und die den Pilgern abgenommenen Güter von Rainald zurück. Als diese Zurückgabe nicht erfolgte, wandte sich der Sultan an den König Guido, und verlangte von ihm, daß er durch christliche Fürsten und Rechtsgelehrten, nach den Gesetzen seines Reiches, über diese Frevel möchte erkennen lassen. Aber Guido, der den Fürsten Rainald, welcher zu seiner Erhebung so kräftig mitgewirkt hatte, schonen zu müssen glaubte, würdigte Saladins Begehren gar keiner Antwort. Saladin, ohne der Rückerstattung der geraubten Güter mehr zu erwähnen, begehrte jetzt blos die Freilassung der Gefangenen. Als aber auch diese so gerechte Forderung ohne Wirkung blieb, da schwur der, über diese mit so unbegreiflichem Stolz und Hohn verbundene Ungerechtigkeit mit Recht auf das höchste erzürnte Sultan, die Christen diesmal wegen ihres wiederholten Treubruches auf das empfindlichste zu züchtigen. Bald verbreiteten sich schreckende Nachrichten von Saladins außerordentlichen Kriegsrüstungen. Von allen Seiten, aus Arabien, Aegypten, Mesopotamien und den syrischen Ländern zogen zahlreiche, wohlgerüstete Schaaren sich in Eilmärschen bei Damascus

zusammen. Da zwischen dem Sultan und dem Fürsten Raimund ein Bündniß bestand, so begehrte der Saladin von demselben, für einen, ungefähr aus achttausend Reitern bestehenden Heerhaufen den freien Durchzug durch das Land des Fürsten. Raimund durfte seinem mächtigen Verbündeten diesen Durchzug nicht verweigern, wußte aber das Versprechen sich zu erwirken, daß die durch sein Land ziehenden Türken weder Städte noch Burgen angreifen, und nur mit dem, was sie auf offenem Felde finden würden, sich begnügen, auch nur einen Tag jenseits des Jordans herumstreifen und hierauf sich wieder über den Fluß zurückziehen sollten. Durch heimlich ausgesandten Boten benachrichtigte Raimund sogleich die Christen von der ihnen, jedoch nur auf kurze Zeit, drohenden Gefahr, wie auch von den Mitteln sich derselben zu entziehen; sie sollten nämlich sich blos in ihren Städten oder Burgen, und in den Dörfern in ihren Häusern eingeschlossen halten, und durch keine, wenn auch noch so beleidigende Herausforderung der Türken, sich zu einem Kampfe auf das freie Feld herauslocken lassen. Die Türken machten daher nirgends erhebliche Beute. Aber unglücklicher Weise zogen diese Straße jetzt gerade die, von dem König Guido an den Fürsten Raimund gesandten Großmeister der beiden Orden. Diese, die auch ihnen gegebene Warnung verachtend, riefen in aller Eile die in den nächst herumliegenden Städten befindlichen Ritter ihrer Orden zu sich, setzten hierauf mit siebenzig Templern, zehn Johanniterrittern und einigen hundert Mann Fußvolkes dem, um mehrere Tausenden weit stärkern, jetzt schon wieder sich zurückziehenden Feinde nach und griffen ihn, sobald sie ihn zu Gesicht bekamen, mit unbegreiflicher Tollkühnheit an. Natürlicher Weise konnte ein so ungemein ungleicher Kampf nur zu dem größten Ver-

derben der Christen sich endigen. Alle wurden erschlagen oder gefangen genommen, auch der Großmeister der Johanniter ward ein Gefangener der Türken. Nur der Großmeister der Templer, der Urheber dieses Unglückes, war der einzige, der sich rettete. Aber mit ewigem Ruhm krönte sich an diesem Tage ein französischer Ritter, Namens Jakelin von Maille. Als schon Alles um ihn her gefallen oder geflohen war, hielt er allein noch auf seinem weißen Rosse Stand, und kämpfte mit einer, selbst die Feinde in Erstaunen setzenden Tapferkeit. Den Türken hatten längst schon gefangene Christen bisweilen erzählt, daß bald in dieser, bald in jener Schlacht der heilige Georg auf einem weißen Pferde an ihrer Spitze gefochten, und ihnen den Sieg verschafft habe. Ganz außer sich vor Bewunderung über Jakelins beispiellose Kühnheit und Tapferkeit, glaubten die Türken jetzt, der französische Ritter müsse St. Georg selbst seyn. Voll der freudigen Hoffnung, den Beschützer der Franken jetzt in ihre Mitte zu bekommen, und ihn für ihre Sache zu gewinnen, hörten sie mit Schießen auf, und boten ihm ehrerbietig Leben und Freiheit an. Aber Jakelin von Maille sehnte sich nach dem Martyrertode, nahm also das Anerbieten der Feinde trotz deren inständigsten Bitten nicht an; und da ihm sein Pferd unter dem Leibe war getödtet worden, so warf er sich mitten unter die Erschlagenen, machte von deren Leichen sich eine Brustwehr, sammelte die auf der Erde umher zerstreuten Pfeile, und beginnt ganz allein auf das neue den Kampf. Aber auch jetzt erlaubten sich die Türken nicht, auf den vermeintlichen Ritter St. Georg zu schießen, sondern näherten sich ihm in geschlossenen Reihen, suchten ihn zu umringen und lebendig zu ergreifen. Aber gerade in diesem Augenblick sinkt der edle Jakelin, von seinem bisherigen großen Blutverlust völlig erschöpft, ebenfalls todt auf

einen Haufen von ihm erschlagener Feinde nieder. Aber nun machten die Muselmänner es sich zum bittern Vorwurfe, den heiligen Georg getödtet zu haben. Sie trockneten ihm aus Ehrerbietung den Schweiß ab, und rieben sich damit den Kopf und das Gesicht, in der Hoffnung, dadurch einen Theil der Stärke und Tapferkeit des Heiligen zu erhalten. Alle wollten wenigstens den Trost haben, ihn zu berühren; viele suchten kleine Stückchen von dem Gewand des Getödteten zu bekommen, und stritten sich um die Reste seiner zerbrochenen Waffen*). — Als aber am folgenden Tage die Sieger auf ihren Lanzen die Köpfe der erschlagenen Templer und Hospitaliter tragend und die gefangenen Christen mit Stricken gebunden führend bei Tiberias vorüberzogen, ward Graf Raimund von diesem Anblicke so sehr ergriffen, daß er augenblicklich sich entschloß, alle seine Ansprüche dem Wohl des Königreiches aufzuopfern, sich mit Lusignan auszusöhnen und ihm als seinem Könige zu huldigen. Die ihm von Saladin zu Hülfe geschickte und von ihm in Tiberias aufgenommene türkische Schaar schickte er daher jetzt dem Sultan wieder zurück und trat unmittelbar darauf die Reise nach Jerusalem an. Als der König durch Eilboten die Ankunft Raimunds erfuhr, ging er mit zahlreichem Gefolge ihm entgegen. Bei dem Josephsbrunnen bekamen beide einander zu Gesichte. Sogleich stieg der König vom Pferde, dasselbe that auch Graf Raimund, und der König und der Graf gingen zu Fuß einander entgegen. Aber nun fiel Raimund dem Könige zu Füßen und begrüßte ihn als seinen Herrn. Guido erhob ihn sogleich wieder von der Erde, und Beide umarmten sich auf das zärtlichste. Auch die dem Grafen in dem mit Balduin IV. geschlossenen Ver-

*) Marins Geschichte Saladins. Th. I. B. 6.

trage zuerkannten Städte Akka und Berytus, deren sich aber indessen der Seneschall, im Namen des Königes, verrätherischer Weise bemächtiget hatte, erhielt derselbe jetzt wieder zurück, und völlig versöhnt hielten nun Guido von Lusignan und Graf Raimund von Tripolis ihren Einzug in Jerusalem.

19. Indessen war Saladin mit seinem zahlreichen Heere in das Land der Christen eingefallen, und stand jetzt, da er Raimunds Uebertritt zu König Guido's Partei erfahren hatte, vor Tiberias, in welcher Stadt sich Raimunds Gemahlin mit ihren vier Söhnen erster Ehe befand. Aber auch das christliche Heer hatte sich in der Ebene von Sephorim versammelt. Da der König aus allen Städten und Burgen die Besatzungen herausgezogen, und überdieß noch eine Menge starker und waffenfähiger Jünglinge und Männer in sein Heer eingereihet hatte, so bestand dasselbe jetzt aus zweitausend geharnischten Rittern, und ohne die große Anzahl von Turkopulen zu zählen, aus beinahe zwanzigtausend Mann Fußvolkes; das heilige Kreuz trugen abwechselnd die beiden Bischöfe von Lidda und Ptolemais, denn der Patriarch Heraclius, den man dazu eingeladen hatte, sehnte sich nicht nach dem Märtyrertode, sondern zog es vor, ruhig in Jerusalem bei Frau und Kindern zu bleiben. Ein so ansehnliches Heer, das über dreißigtausend Krieger zählte, hatte bis dahin das Königreich noch nie in das Feld gestellt. In dem Lager auf der Ebene von Sephorim ward in Gegenwart des Königes ein großer, aus sämmtlichen Fürsten und Baronen bestehender Kriegsrath gehalten. Wie gewöhnlich herrschte in demselben statt Einigkeit nur gegenseitiges Mißtrauen. Aber nun entwickelte Graf Raimund den, seiner Ansicht nach nothwendig zu befolgenden Operationsplan, und unterstützte denselben mit solchen schlagenden Gründen, daß selbst widersträubende Ge-

müther sich der Ueberzeugung nicht erwehren konnten. Der Graf bestand darauf, daß man um keinen Preis die gegenwärtige Stellung verlassen dürfe, sondern hier den Angriff des Feindes erwarten müsse; indem das Land zwischen Sephorim und Tiberias für die Christen höchst ungünstig wäre, aber den Türken desto größere Vortheile darböte; die Wege dahin wären steil, felsig und ungemein schwierig besonders für die Ritter und deren Rosse; endlich führe die Straße durch eine völlig wasserlose Gegend, und der Sultan würde, sobald er die Annäherung des christlichen Heeres erführe, demselben entgegenrücken und es zu einer solchen Stellung nöthigen, in welcher es den Christen, bei der glühenden Hitze der Jahreszeit, an Wasser gebrechen und Mann und Pferd vor Durst verschmachten würden. Was dem Rathe des Grafen eine noch größere Kraft der Ueberzeugung gab, war, daß er dabei sein eigenes Interesse, seine eigenen Vortheile dem allgemeinen Besten aufopferte, denn da er die ganze Besatzung aus der Stadt und Burg von Tiberias herausgezogen hatte, so mußten beide nach kurzer Belagerung sich an Saladin ergeben; aber, setzte Raimund hinzu, eine eroberte Stadt kann man wieder erobern, und meine Gemahlin und meine Kinder kann ich wieder auslösen; verlieren wir aber unter den gegenwärtigen Umständen eine Hauptschlacht, dann geht das ganze Königreich verloren, und dieser Verlust ist nicht wieder zu ersetzen. Der ganze Kriegsrath fiel der Meinung Raimunds bei, und einstimmig ward beschlossen, mit dem Heere bei Sephorim zu bleiben, und die Stadt und Burg von Tiberias einstweilen ihrem Schicksale zu überlassen. Aber gleich in der folgenden Nacht schlich sich der Christen bisheriger böse Genius, nämlich der Großmeister der Templer, heimlich in das Zelt des Königes, suchte demselben den Rath des Grafen auf alle Weise zu verdächtigen, und wußte endlich den schwachen, von je-

dem Winde leicht zu bewegenden Lusignan so zu bethören, daß er noch in derselben Nacht den Befehl zum Aufbruch des Heeres gab. Alle Fürsten und Ritter, im höchsten Grade erstaunt über die schnelle Abänderung des erst am Vorabend allgemein genommenen Beschlusses, eilten nach dem königlichen Zelt, um dem Könige Gegenvorstellungen zu machen; aber Lusignan ließ keinen vor sich, und unter den bangsten Ahnungen brach am andern Morgen das Heer nach Tiberias auf. Alles, was Graf Raimund vorausgesagt hatte, ging nun in Erfüllung. Als das Heer, nach einem äußerst mühseligen Marsch über steinige, beinahe unwegsame Gegenden, von heftigem Durst geplagt, ungefähr auf der Hälfte des Weges von Sephorim nach Tiberias ankam, stieß es auf einen zahlreichen Haufen feindlicher Reiterei, die durch wiederholte Angriffe es noch mehr zu ermüden suchte, und deren Angriffe, obgleich sie stets zurückgeschlagen wurden, die Christen jedoch von dem wenigen Wasser, das in der Gegend zu finden war, völlig hinwegdrängten. Viele Barone und Ritter waren nun der Meinung, daß man den Feind unverzüglich angreifen müsse, weil jetzt noch eher ein günstiger Erfolg zu erwarten sey, als am folgenden Tage, wo die Kräfte der Ritter und Soldaten durch Hunger und Durst noch um vieles mehr vermindert seyn würden. Andere behaupteten jedoch, daß, da die Türken, die jetzt dem Heere gegenüberständen, nur ein schwacher Theil des feindlichen Heeres wären, mithin ein Sieg über sie keinen großen Nutzen bringen, daher auch die gefährdete Lage des christlichen Heeres nicht verbessern würde. Graf Raimund bemerkte, daß die Gefahr wachse, je weiter man sich von der ersten vortheilhaften Stellung bei Sephorim entferne, und daß ein Angriff auf die leicht entweichenden Reiter zu keinem Siege führen, vielmehr nur die Zerstreuung des Heeres zur Folge haben könne. Er rieth also zu augenblicklichem Rück-

zug, der jetzt noch möglich war. Aber der König, entweder fremdem Rath, oder auch seiner eigenen Einsicht folgend, verschob die Schlacht auf den folgenden Tag, und ließ das Heer auf der dürren, wasserlosen Höhe eines steilen Berges, auf welchem es stand, sein Lager aufschlagen. Indessen war auch Saladin mit seinem ganzen Heere herangerückt. Der Sultan entsendete sogleich eine starke Heerabtheilung, die das christliche Heer in seiner linken Flanke umging und demselben den Rückzug abschnitt. Schrecklich war nun für die Christen die einbrechende Nacht. Unaufhörlich von dem Feinde beunruhigt und dessen anhaltendem wilden Geschrei geschreckt, konnten die Christen sich nicht die mindeste Erholung gönnen, keinen Augenblick die Waffen aus den Händen lassen, und vermochten dabei doch nicht ihren immer quälender werdenden Durst nur einigermaßen zu stillen. Als am folgenden Morgen das Heer von der Anhöhe zum Angriff herabstieg, hatte sich Saladin schon wieder mit dem seinigen eine bedeutende Strecke zurückgezogen, und war noch immer im Rückzuge begriffen. Der Sultan hatte eine doppelte Absicht dabei. Er wollte dadurch die Christen durch einen äußerst beschwerlichen Marsch über ein felsiges, durchschnittenes Terrain erst noch recht ermüden, und dann auch die Schlacht so lange verzögern, bis die Sonne noch höher stünde, und deren glühende Strahlen alsdann den Christen den Kampf noch weit beschwerlicher machen, ihren Muth noch mehr schwächen würden. Auch ließ er alles dürre Gras, Gesträuch, Wurzeln nebst ganzen Haufen Stroh in Brand setzen, wovon der Rauch und Dampf den Christen von dem ihnen ebenfalls ungünstigen Wind entgegen getrieben wurde. Als nun die, von Rauch und Dampf halb erstickten, durch brennenden Durst ganz erschöpften, und durch die Mühseligkeiten dieses wie des vorhergehenden Tages völ-

lig ermatteten Christen endlich bei der feindlichen Linie ankamen, war für sie die Schlacht, bevor sie noch begann, schon völlig verloren. Eine aus mehreren tausend Fußgängern bestehende Herabtheilung war so völlig entkräftet, daß sie alle Kampflust verloren hatte, sich auch dazu ganz unfähig fühlte, daher viele davon ihre Waffen wegwarfen, und alle zusammen in wilder Unordnung auf den nahe liegenden steilen Hügel Hitbin sich flüchteten. Da die Ritter, des steinigen und durchschnittenen Terrains wegen, nicht mit eingelegten Lanzen und verhängtem Zügel auf den Feind sprengen konnten, durch welchen Angriff bisher stets die ihnen entgegen stehende Schaar war zurückgeworfen worden, so war ihr Angriff auch jetzt nur ganz matt. Indessen kämpften sie doch unverdrossen, obgleich ohne großen Erfolg. Graf Raimund rannte zwar an der Spitze seiner Ritterschaft auf das feindliche Mitteltreffen, aber dieses öffnete, seiner von Saladin erhaltenen Weisung gemäß, schnell seine Reihen und ließ die Ritter durchsprengen, warf sich aber dafür sogleich auf den, von seiner Reiterei nun entblößten rechten Flügel der Christen, und da auch das Fußvolk, der so ungünstigen Localität wegen, nicht in festgeschlossenen Massen, sondern nur in einzelnen Abtheilungen fechten konnte, so wurden diese von den zahllosen türkischen Reitern schnell von einander getrennt und völlig umringt, und da überdieß auch gar noch eine zahlreiche feindliche Schaar aus einem Hinterhalt plötzlich hervorbrach und den Christen in den Rücken fiel, so war auch deren Niederlage jetzt völlig entschieden. Beinahe die ganze Ritterschaft, die Blüthe und Stärke des Königreiches, fiel in der mörderischen Schlacht; viele tausend Christen wurden erschlagen oder gefangen genommen, oder gänzlich zerstreut; auch das heilige Kreuz, nachdem der Bischof von Ptolemais, der

es trug, war erschlagen worden, fiel in die Hände der Ungläubigen; und König Lusignan, Fürst Rainald von Chatillon, der alte Markgraf Bonifaz von Montferrat, der Seneschall Joscelin, der Connetable Aimerich, der Großmeister der Templer, Honfroi von Toron, und der Bischof Gottfried von Lidda, der, als jener von Ptolemais gefallen war, das heilige Kreuz getragen hatte, waren gezwungen, als Gefangene sich zu ergeben. Nur der Graf Raimund, Balian, Herr von Ibelin, Rainald von Sidon, der Sohn des Fürsten von Antiochien, entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft. Durch einen sie verfolgenden Haufen Türken bahnten sie sich mit ihren Lanzen einen Weg und kamen glücklich in Tyrus an. Von da begab sich Raimund nach Tripolis, wo er aber gleich nach seiner Ankunft an einem heftigen Seitenstechen erkrankte und wenige Tage darauf starb. Sein Tod war jedoch nicht eine Folge seiner Krankheit; was ihn in das Grab stürzte, war sein, seit der unglücklichen Schlacht ihn verzehrender Kummer und Gram über das Unglück der Christen und des christlichen Königreiches *). Der 4. Julius des Jahres 1187 war der Tag dieser für das Christenthum in Palästina so verhängnißvollen Schlacht. Die Christen nennen sie die Schlacht bei Tiberias oder Marescantia; aber bei den Muselmännern heißt sie die Schlacht bei Hittin.

*) Nach Raimunds Tod suchten dessen Gegner sein Andenken, so viel sie nur immer konnten, jedoch höchst ungerechter Weise, zu schmähen und zu lästern. Aber die Wahrheit ist, daß Graf Raimund, obgleich sein Leben nicht immer tadellos war, doch zu verschiedenen Zeiten dem Königreiche wichtige Dienste leistete, und daß er besonders in den letztern Jahren sich nicht nur als einen sehr einsichtsvollen Regenten, sondern auch persönlich tapfern und kriegskundigen Feldherrn erwieß. Die Histoire de Languedoc enthält eine, mit vielem Scharfsinn geschriebene Rechtfertigung des Grafen. (Zweite Not. 56.)

20. Den Saladin machte dieser Sieg nicht übermüthig. Mit gegen Himmel erhobenen Händen dankte er auf dem Schlachtfelde seinem Allah, legte diesem ganz allein alle Ehre des Sieges bei, und schrieb nach Damascus: „Nicht Ich und meine Waffen, sondern der Christen eigene Laster und Frevel haben sie besiegt und völlig überwunden; selbst das Kreuz, um welche sie sich stets so muthig schaarten, ist jetzt in unsern Händen." — Am folgenden Tage wurden dem Sultan sämmtliche Gefangenen vorgeführt. Saladin empfing sie nicht mit höhnender Verachtung, sondern mit der, dem Unglücke gebührenden Achtung und Schonung. Nur auf Rainald von Chatillon warf e einen wilden, furchtbar drohenden Blick. Den König ließ er niedersitzen, reichte auch dem Erschöpften einen kühlenden Trank. Als aber Lusignan, nachdem er getrunken, den Becher dem Fürsten Rainald von Chatillon reichte, ließ Saladin, sich des unter den Arabern herrschenden Gesetzes erinnernd, dem zu Folge derjenige, der einem gefangenen Feinde Speise oder nur einen Trunk Wassers gereicht hat, denselben auch sogleich als seinen Gastfreund betrachten und gegen jede Gewaltthätigkeit schützen mußte, durch seinen Dollmetscher dem Könige zurufen: „Nicht ich, sondern Du bist es, der diesem den Trunk gereicht hat. Er ist ein Ruchloser, ein Treuloser, der sein Wort, so oft er es gegeben, auch eben so oft wieder gebrochen. Mitten im Frieden wehrlose Muselmänner ermordet, deren Güter geplündert, dabei unaufhörlich unsern großen Propheten gelästert hat, und nur augenblickliche Annahme unserer Religion kann ihn von der so oft und so wohl verdienten Todesstrafe befreien." Als nun Rainald erklärte, daß er, da er in dem Glauben an Jesu gelebt, auch in demselben sterben wollte, dabei wieder einige den Propheten lästernde Worte hinzufügte, gerieth Saladin in so heftigen

Zorn, daß er von seinem Sitze aufsprang, den Säbel zog und mit einem gewaltigen Hieb dem Fürsten die Schulter spaltete, so daß derselbe zu Boden stürzte, worauf einige Trabanten herbeieilten und dem Unglücklichen den Kopf abschlugen, der nun sogleich, auf eine Lanze gesteckt, in dem Lager herumgetragen und dem ganzen Heere gezeigt ward. Bei dem Anblicke des auf der Erde rollenden blutigen Hauptes des Fürsten erschracken alle übrigen Gefangenen, selbst auch der König. Aber Saladin suchte sie sogleich zu beruhigen. „Nach der Sitte der Muselmänner," sagte er zu Lusignan, „darf kein König einen König tödten; übrigens haben nur Missethäter, wie jener Ruchlose, ein gleiches Schicksal zu erwarten; redliche, im Kampfe gefangene Krieger haben solches nicht zu befürchten. Indessen gibt es unter Euch noch mehrere, die, gleich dem Bestraften, ebenfalls Treubrüchige, Mörder, Räuber und Lästerer sind, und die nun sogleich dieselbe Strafe treffen wird, wenn sie sich nicht auf der Stelle zu Mohameds Lehre bekennen und dem großen Propheten noch in meiner Gegenwart huldigen." Diese Worte deuteten auf die Templer- und Johanniterritter. Aber alle diese drängten sich mit Freuden zu dem Märtyrertod herbei, und legten vor dem Sultan ein herrliches, ächt christliches Bekenntniß ab. „Jesus Christus," sagten sie, „der ewige Sohn des ewigen Vaters, Gott von Gott und, um die Menschen zu erlösen, Fleisch geworden durch den heiligen Geist, und geboren von Maria, der hochbegnadigten Jungfrau, ist unser Gott, den wir anbeten, lieben, loben und preißen, aber nicht deinen Mohamed, diesen Lügenpropheten, den wir eben so sehr verachten wie deine Drohungen." Kaum hatten sie dieses Bekenntniß abgelegt, als sie sämmtlich unter den Augen des Sultans enthauptet wurden. Alle übrigen

Gefangenen behandelte Saladin mit der ihm eigenen Großmuth und Milde.

21. Schrecklich waren die Folgen der unglücklichen Schlacht bei Tiberias. Schon nach wenigen Wochen nach derselben war Saladin Herr der ganzen Meeresküste und selbst der so bedeutenden Stadt Ptolemais. In dieser großen, durch blühenden Handel ungemein reichen, und mit den kostbarsten Waaren angefüllten Handelsstadt machten die Muselmänner eine ungeheure Beute. Auch mehrere Schiffe aus dem Abendlande mit Waaren und Pilgern liefen ein, als die Stadt schon in den Händen der Türken war, und wurden nun ebenfalls ein Raub der Ungläubigen; auch befreiete Saladin mehr als dreitausend gefangene Muselmänner aus der Knechtschaft. Da die Stadt ohne Schwertstreich war übergeben worden, so erlaubte Saladin den Einwohnern, mit aller ihrer fahrenden Habe frei abzuziehen, ließ jedoch dabei bekannt machen, daß die, welche in der Stadt zu bleiben Lust hätten, seines Schutzes versichert seyn könnten; wer aber Muselmann werden wollte, sollte mit einem köstlichen Kleide, einem trefflichen Pferde und mit Waffen beschenkt werden. Während seines Aufenthaltes in Ptolemais sandte Saladin zahlreiche Heerhaufen aus, welche das Land nach allen Richtungen durchziehen und aller Burgen, Städte und Schlösser sich bemächtigen sollten. Da aus diesen der König Guido alle Besatzungen und zum Theil auch die ganze waffenfähige Mannschaft herausgenommen hatte, so fanden die Türken nirgends Widerstand. Ueberall wurden ihnen die Thore freiwillig geöffnet, leistete aber eine Stadt, wenn auch nur kurzen Widerstand, so ward sie geplündert, verbrannt und deren Einwohner erwürgt. Was aber die Christen am meisten schmerzte, war die schreck-

liche Entweihung jener Orte, an welche sich so viele heilige Rückerinnerungen knüpften, und die der Mensch gewordene Sohn Gottes durch eine Menge wunderbarer Gnadenerweisungen vor allen übrigen so vorzüglich verherrlichet hatte. Als Saladin alle Angelegenheiten der Stadt Ptolemais und der Küstenstrecke geordnet hatte, zog er mit seinem Heere zu neuen Eroberungen aus. Anfänglich unentschlossen, ob er zuerst gegen Tyrus, oder Askalon, oder Jerusalem ziehen sollte, entschied er sich endlich für die Belagerung von Tyrus, ward aber durch die Tapferkeit des, dem Leser schon bekannten Markgrafen von Montferrat, der gerade in diesem Augenblicke aus Constantinopel nach Tyrus gekommen war, gezwungen, die Belagerung wieder aufzuheben. Askalon leistete einen fünfzehn Tage dauernden Widerstand, und ward erst durch Capitulation und gegen Freilassung des Königes Lusignan, dessen Bruders, des Bischofes von Lidda und noch einiger anderen Ritter dem Sultan übergeben. Auch die unbezwingbare Burg Krack fiel jetzt in seine Hände, wo wir abermals einem ungemein schönen Zuge in dem Character Saladins begegnen. Statt erbittert zu seyn über die Hartnäckigkeit der darin liegenden Ritter, welche die Burg, obgleich schon zwei Jahre eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten und von Hunger und Mangel jeder Art gequält, dennoch mit der größten Selbstaufopferung vertheidiget hatten, ehrte er vielmehr den ausdauernden Muth dieser Ritter und lobte öffentlich deren Beharrlichkeit, mit welcher sie diese ganze Zeit, auch ohne einen Herrn zu haben, dennoch ausgehalten hätten. Er beschenkte sie sämmtlich nicht nur sehr reichlich und gab ihnen sicheres Geleit in das Land der Christen, sondern kaufte auch noch die Frauen und Kinder los, welche mehrere von dem Volke für Lebensmittel

verkauft hatten, und gab sie den Ihrigen wieder zurück.

22. Mit geringer Ausnahme waren nun alle Städte Palästina's in den Händen Saladins, und ihm der Weg nach Jerusalem vollkommen geebnet. In dieser Stadt befehligte jetzt Balian von Ibelin. Er befand sich in der Stadt Berytus, als diese jetzt von Saladin erobert ward, gerieth daher in die Gefangenschaft des Sultans, erhielt aber sogleich wieder die Freiheit gegen die Uebergabe seiner Burg Ibelin, auch ertheilte ihm Saladin die Freiheit, aus dieser Festung seine Gemahlin und Kinder unter sicherm Geleite nach Jerusalem zu führen, jedoch unter der Bedingung, nicht länger als eine Nacht dort zu verweilen, auch in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr die Waffen gegen die Muselmänner zu führen. Als aber Balian in Jerusalem ankam, ward er sogleich von dem Patriarchen und allen Einwohnern mit Bitten bestürmt, die Regierung der sich selbst überlassenen Stadt zu übernehmen. Balian entschuldigte sich mit seinem dem Sultan geschwornen Eide. Aber diese Entschuldigung ward nicht angenommen. Man stellte ihm vor, daß er sich und seine ganze Nachkommenschaft mit Schande und ewiger Schmach bedecken würde, wenn er die heilige Stadt, deren Rettung ihm vielleicht noch möglich wäre, ihrem traurigen Schicksal überließ, und daß dieses eine weit größere Sünde sey, als die Verletzung eines, den Ungläubigen geleisteten Eides; und als endlich auch noch der Patriarch, vermöge seiner geistlichen Gewalt, ihn von dem Eide löste, so gab er endlich nach, ließ sich von den Bürgern huldigen und übernahm die Leitung ihrer jetzt so mißlichen, von allen Seiten so sehr gefährdeten Angelegenheiten. Indessen zögerte jedoch Balian nicht, dem Sultan, der ge-

rade mit der Belagerung von Askalon beschäftiget war, von dem, was er gethan hatte, zu benachrichtigen, und wie er wäre gezwungen worden, seinen Eid zu brechen. Was vielleicht wenige Fürsten, und gewiß nie ein Sultan würden gethan haben, that jetzt Saladin. Er nahm die Entschuldigung Balians ganz gütig auf, fand auch die Gründe vollkommen kräftig, die ihn bewogen hätten, seinen Eid zu brechen, und gewährte überdieß auch noch die von demselben an ihn gerichtete Bitte, nämlich einige türkische Reiter zu schicken, welche Balians Familie aus Jerusalem sicher nach Tripolis geleiten sollten. Jerusalem befand sich jetzt in einem äußerst traurigen Zustande. Die Menge des armen Landvolkes, das nach der unglücklichen Schlacht bei Tiberias sich mit Weib und Kind nach Jerusalem geflüchtet hatte, war so groß, daß es in den Häusern gar nicht untergebracht werden konnte, auch durch den jetzt weit größern täglichen Verbrauch der vorhandenen Lebensmittel bald Theuerung und Hungersnoth befürchten ließ. Zudem waren nur zwei Ritter in der Stadt, denn Jerusalems ganze Ritterschaft war in jener unglücklichen Schlacht gefallen. Endlich waren auch alle Kassen gänzlich erschöpft. Aber alles Dieses vermochte nicht den Eifer Balians zu erkalten, oder dessen Muth niederzuschlagen. Aus den tapfersten Söhnen der Bürger schlug er fünfzig zu Rittern, und sandte diese mit der übrigen streitbaren Mannschaft täglich aus, um aus der umliegenden Gegend alles Vieh zusammenzutreiben und mit allen übrigen Lebensmitteln, die man finden würde, nach Jerusalem zu bringen. Mit Genehmigung des Patriarchen nahm er auch aus der Kirche zum heiligen Grabe alles Silber und ließ Geld daraus prägen, um Ritter und Fußknechte damit zu bezahlen; kurz alle seine Vorkehrungen waren weise und klug, jedoch noch

lange nicht hinreichend, um eine von so vielem andern höchst Nöthigen völlig entblößte Stadt gegen ein zahlreiches Belagerungsheer, besonders bei der bekannten festen Beharrlichkeit seines siegreichen Feindes, mit Erfolg zu vertheidigen. Auch Saladin selbst war eine Belagerung Jerusalems im höchsten Grade zuwider, denn ihm, wie allen Muselmännern, war sie ebenfalls eine heilige Stadt. Er wünschte nichts sehnlicher, als sich ihrer durch Vertrag und auf friedlichem Wege zu bemächtigen. Saladin ließ also den Einwohnern sagen: „Er bewillige ihnen einen Waffenstillstand bis zum nächsten Pfingstfeste, überließ ihnen zugleich dreißigtausend Byzantinen zur Ausbesserung der Mauern ihrer Stadt, und endlich auch noch fünf Meilen Landes im Umkreise zur Bebauung und freiem Handel. Kömmt aber," setzte Saladin hinzu, „in dieser Zeit kein Entsatz (der freilich von keiner Seite, und selbst nicht aus dem Abendlande zu erwarten war), so übergebt Ihr mir eure Stadt, wogegen ich allen Einwohnern Sicherheit ihrer Person und ihrer Güter verspreche." Dieser Vorschlag ward jedoch von den Einwohnern Jerusalems nicht angenommen. Ihre Abgeordneten sagten dem Sultan: „ihre Pflicht erlaube es ihnen nicht, die Stadt zu übergeben; sie seyen daher entschlossen, dieselbe bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen;" worauf Saladin mit Lebhaftigkeit erwiederte: „nun so werde ich mit dem Schwert in der Hand eure Stadt gewinnen; und dann wird es euch reuen, daß Ihr meine Milde verschmähet habt."

23. Am 20. September des Jahres 1187 erschien Saladin mit seinen zahllosen Schaaren unter den Mauern von Jerusalem. Aber der Anblick des zahlreichen feindlichen Heeres schreckte nicht im minde-

sten die Christen: im Gegentheil schien neuer Muth und neue Zuversicht jede Brust zu beleben. Alles wollte an dem heiligen Kampfe Theil nehmen; Priester, Chor- und Stiftsherren, Mönche ꝛc. griffen zu den Waffen, besetzten die Mauern und erboten sich zu jeder kriegerischen Dienstleistung bei Nacht wie bei Tage. Aber auch jetzt wollte Saladin noch nicht mit Ernst zu Werke gehen. Er hatte daher sein Lager auf der östlichen Seite der Stadt aufschlagen lassen, wo ein erfolgreicher Angriff, wo nicht ganz unmöglich, doch äußerst beschwerlich war, und einen ungeheuern Aufwand von Zeit und Kraft erforderte. Der Sultan hoffte immer noch auf Uebergabe durch friedlichen Vertrag, ließ auch den Einwohnern wieder neue, sehr annehmbare Bedingungen antragen. Als aber diese ebenfalls nicht angenommen wurden, und die streitbare und kampflustige Mannschaft einen Ausfall über den andern machte, und den Türken weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließ, da sah der Sultan ein, daß seine schonende Zurückhaltung nur die Kühnheit der Einwohner noch höher steigere, beschloß also, die Stadt jetzt förmlich zu belagern, brach demnach sein Lager ab, und ließ es auf der nördlichen Seite aufschlagen, wo die weitere Entfernung der Berge von der Stadt und sanftere Abhänge des hügeligen Bodens die Annäherung der Wurf- und Kriegsmaschinen an die Mauer erlaubten. Schon an diesem Tage wurden zwölf große Wurfmaschinen aufgerichtet; und als am andern Tag der Sultan sein ganzes Heer, in drei Treffen getheilt, und mit großen Schilden gedeckt, gegen die Stadt anrücken ließ, entsank auf einmal wieder den Einwohnern ihr bisheriger Muth und die bangsten Ahnungen traten an dessen Stelle. Durch Furcht wie gelähmt, ließen sie es nun geschehen, daß die Türken ganz ungehindert all ihr Belagerungszeug den Mauern der Stadt nähern konnten, worauf die-

selbe auch sogleich auf das heftigste beschossen ward. Auch die Schanzer arbeiteten mit einer solchen Emsigkeit, daß sie nach zwei Tagen schon fünfzehn Klafter der Mauer untergraben und niedergestürzt hatten. Nun aber ward die Muthlosigkeit in der Stadt so groß, daß Balian, selbst gegen das Anerbieten von tausend Bizantinen, keine fünfzig Fußknechte finden konnte, welche die auf der Mauer des Nachts Wache haltenden Ritter unterstützen wollten. Jetzt gingen Balian und der Patriarch mit den vornehmsten Einwohnern zu Rathe, ob es nicht besser wäre, die Stadt, welche doch nicht gerettet werden könnte, unter billigen Bedingungen zu übergeben. Aber dagegen erhoben sich die Stimmen mehrerer Ritter und tapferer Bürger, die von Balian verlangten, gleich in der folgenden Nacht mit der ganzen streitbaren Mannschaft gegen die Ungläubigen geführt zu werden. „Wir können," sagten sie, „ja nichts dabei verlieren; denn wer in dem Kampfe fällt, erringet die Martyrerkrone, und wer dem Tode entgeht, wird dann für die Ehre Christi zu kämpfen noch ferner gewürdiget." Aber die Meinung der Erstern, zu der sich auch Balian und der Patriarch hinneigten, behielt die Oberhand, und der Erstere ward beauftragt, sich in das feindliche Lager zu begeben, und dem Sultan die Uebergabe der Stadt unter der Bedingung eines freien Abzuges sowohl für die wehrhaften, als wehrlosen Christen anzubieten.

24. Als Balian bei dem Sultan ankam, sprach dieser anfänglich sehr unfreundliche Worte: „Ihr habt," sagte er, „meine früheren Anträge verworfen und jetzt bindet mich ein Gelübde, indem ich geschworen habe, das Blut der Gläubigen zu rächen, welches eure Vorfahren bei der Eroberung Jerusalems einst vergossen haben. Auch ist es nicht mehr Zeit zum Handeln; denn siehe, unsere Fahnen wehen

schon auf euern Mauern, die Stadt ist in unserer Gewalt." Balian wandte sich um und erschrack nicht wenig, als er sah, daß der Sultan die Wahrheit rede. Wirklich war eine Schaar Türken von ungefähr zehn Fähnlein durch die Bresche in der Mauer eingedrungen, hatten sie erstiegen und Saladins Panier auf einem Thurme aufgepflanzt. Aber dieser kleine Sieg war von kurzer Dauer. Ein tapferer Ritter aus Deutschland sprang mit einigen seiner Waffengenossen herbei, griff die Türken mit unwiderstehlichem Ungestümm an, drängte sie schnell aus der Stadt hinaus, gewann ihnen auch den von ihnen eroberten Thurm wieder ab, und schleuderte Saladins auf demselben aufgerichtetes Panier auf die Erde. Diese tapfere That machte den Sultan schon etwas nachgiebiger, und als jetzt auch noch Balian in dem Tone fester Entschlossenheit zu ihm sagte: „Du willst uns nicht retten, und wir können uns nicht retten. Aber wir werden vorher die ganze Stadt von Grund aus zerstören, alle darin gefangenen Muselmänner erwürgen, hierauf unsere eigenen Weiber, Kinder und Greise tödten, und dir nichts mehr übrig lassen, als den furchtbaren Kampf mit der Verzweiflung, die, weil sie nichts mehr zu hoffen, auch nichts mehr zu befürchten hat." Da versprach Saladin, die Sache näher zu überlegen und beschied den Balian auf den folgenden Tag. Der Sultan befragte nun seine Geistlichen und Rechtsgelehrten: ob er unter den vorliegenden Umständen sein Gelübde brechen dürfe? Alle bejaheten die Frage, indem dadurch die heilige Stadt erhalten und mehreren Tausenden rechtgläubiger Muselmänner das Leben erhalten würde. Ungemein besser ward nun Balian, als er am folgenden Morgen wieder kam, von Saladin empfangen, und als dieser, auf Balians inständiges Bitten, verschiedene seiner Forderungen völlig

nachgelassen und andere sehr bedeutend gemildert hatte, kam endlich zwischen Beiden folgender Vertrag zu Stande: „Jerusalem wird, unbeschädiget in seinem gegenwärtigen Zustande, dem Sultan übergeben. Für den freien Abzug mit Hab und Gut zahlt der Mann zehn Goldstücke, die Frau fünf, und das Kind eins. Siebentausend Arme werden mit der runden Summe von 30,000 Byzantinen losgekauft, das heilige Grab bleibt verschont und gegen Erlegung eines Byzantinen kann jeder Christ es ungehindert besuchen. Innerhalb vierzig Tagen muß die ganze Lösungssumme abgeliefert seyn. Jene aber, die bis dahin ihr Lösegeld nicht bezahlt haben, bleiben in der Gefangenschaft und werden als Knechte verkauft."

25. Achtundachtzig Jahre nach Eroberung der heiligen Stadt hielt nun am 3. October des Jahres 1187 Saladin unter Pauken- und Trompetenschall seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, und begab sich hierauf sogleich in den Tempel. Aus diesem ward nun unverzüglich alles herausgeschafft, was den Christen heilig und ehrwürdig ist. Die Wände wurden mit Rosenwasser, das Saladin auf Kameelen von Damascus kommen ließ, sorgfältig gewaschen und mit Ambra geräuchert; auch die Glocken, welche die Christen bisher schon so oft zur Anbetung und zum Lobe des dreieinigen Gottes herbeigerufen hatten, wurden auf Saladins Befehl sämmtlich zertrümmert. Als aber das große goldene Kreuz, das bisher siegprangend auf der Höhe des Tempels stand, von den Türken herabgeschleudert und zerbrochen ward, da erhoben die Christen ein so furchtbares, Mark und Bein durchschneidendes Klagegeschrei, daß, wie ein morgenländischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, sogar der Boden davon erbebte. Das Kreuz und die beiden Königskronen schickte Sa-

ladin dem abassidischen Kaliphen, der das Erstere an einem der Thore Bagdads eingraben ließ, jedoch so, daß ein kleiner Theil davon etwas über der Erde hervorragte, damit jeder Muselmann darauf treten und speien könnte. Als man endlich mit den Reinigungsceremonien zu Ende und auch ein Predigerstuhl errichtet war, ward nun in der, dem Sohne des lebendigen Gottes geheiligten Kirche, statt des Evangeliums, seit beinahe hundert Jahren zum erstenmale wieder der Koran vorgelesen. Einer der vornehmsten Imams und Gottesgelehrten bestieg hierauf die Kanzel und hielt eine Rede, so schön und passend, wie solche nur immer ein gewandter und wohlbesoldeter Hofprediger zu halten im Stande seyn möchte. Zuerst ermunterte er in wenigen Worten die Versammlung zum Dank gegen Allah, der ihnen den Sieg verliehen und die heilige Stadt wieder in ihre Hände geliefert hätte. Umständlicher verbreitete er sich hierauf über die glorreichen Thaten Saladins, erhob dessen Tugenden bis an die Sterne und schloß endlich damit, daß er seine Zuhörer sehr ernstlich zu blinder Unterwürfigkeit unter den Scepter eines so weisen und erhabenen Beherrschers ermahnte. Nicht minder entweihet wurden auch die andern Kirchen, in denen, statt der beseligenden Wahrheiten des Christenthums, nun Mohameds traurige und öde Einheitslehre verkündiget ward. In der Kirche außerhalb der Mauern, an dem Ort, wo Christus das heilige Abendmahl einsetzte, hielt Maleck, des Sultans Bruder, zum Hohn der Christen und ihres heiligen, anbetungswürdigen Geheimnisses, mit mehrern seiner Emirs ein, vorsätzlich recht geräuschvolles, lärmendes Gelag. Nur die Kirche zur Auferstehung ward in keine Moschee verwandelt. Aber so groß auch die Schmach war, mit welcher Saladin Alles, was den

Christen heilig war, zu besudeln suchte, und wie schmerzhaft und unheilbar dadurch jedes christliche Herz verwundet ward, so bemühete sich doch Saladin, selbst nach dem einstimmigen Zeugniß christlicher Berichte, die materiellen Leiden der Ueberwundenen, so viel er konnte, zu lindern. Er wachte mit Sorgfalt über fester Handhabung der Ruhe und Ordnung in der Stadt. In jeder Straße war eine Wache von zehn Mann Soldaten, welche nach einigen Stunden von andern zehn wieder abgelößt wurden, und welche die Einwohner gegen Räuberei und jede andere Gewaltthätigkeit treulich schützten. Indessen zeigte es sich doch bald, daß es unmöglich sey, die für die Armen, deren Anzahl ganz außerordentlich groß war, nöthige Lösungssumme herbeizuschaffen. Zwar wurden, nach der Anordnung Balians und des Patriarchen, aus jeder Pfarrei zwei Bürger gewählt und beauftragt, die Armen ihres Kirchsprengels aufzuzeichnen und von den wohlhabenden Bewohnern, um bestimmen zu können, wie viel sie zum Besten der Armen beisteuern sollten, sich eine, mit einem Eide bekräftigte Angabe ihres Vermögens geben zu lassen. Aber damit war wenig oder nichts gewonnen; die Reichen verheimlichten und verbargen ihr Vermögen, und ihre Beiträge flossen nur äußerst sparsam. Aber desto freigebiger und mildthätiger zeigten sich die Ungläubigen. Maleck-al-Adel, ein Bruder Saladins, bat sich von demselben tausend gefangene arme Christen aus, und als sie ihm waren bewilliget worden, schenkte er ihnen sogleich die Freiheit ohne alles Lösegeld. Malecks Beispiel folgten mehrere Emirs, erbaten sich von dem Sultan die aus ihren Statthalterschaften gebürtigten syrischen Christen und gaben diese ebenfalls ohne Lösegeld frei. Als Saladin dieß sah, sagte er: „Es wäre ungeziemend, wenn ich mich von meinem Bruder und den Emirs

an Wohlthätigkeit wollte übertreffen lassen;" schenkte daher nicht nur sogleich vierzehnhundert unvermögenden gefangenen Christen ihre Freiheit, sondern gebot auch noch, daß am folgenden Tage, von Sonnenaufgang bis zum Abend, ein Thor offen stehen sollte, aus welchem alle Armen frei fortziehen könnten, denen auch das zu ihrer Reise nöthige Geld nicht abgenommen werden durfte; und als die Frauen und Töchter der Ritter und Bürger, welche in der Schlacht bei Tiberias waren getödtet oder gefangen worden, um die Loslassung der Ihrigen zu ihm fleheten, ward Saladin bis zu Thränen gerührt, gewährte ihnen sogleich ihre Bitte und suchte die, deren Angehörigen in der Schlacht waren getödtet worden, durch reiche Geschenke, so viel er vermochte, zu trösten. Des Sultans wohlthätiger Sinn umfaßte alle Bedürfnisse der unglücklichen Christen. Da die Zahl der Abziehenden so groß war, daß sie nicht alle dieselbe Straße ziehen konnten, so theilte er sie in mehrere Haufen und wieß jedem derselben eine besondere Straße an. Auch gab er jedem dieser Haufen eine starke Bedeckung türkischer Reiter mit, wovon der eine Theil den Vortrab, der andere den Nachzug bilden, auch des Nachts abwechselnd unaufhörlich um die Caravane herumreiten sollten, um sie gegen herrenloses Raubgesindel zu schützen. Die türkischen Reiter erfüllten nicht nur sehr treu ihren Auftrag, sondern gaben auch bei jeder Gelegenheit Beweise warmer Theilnahme an dem Schicksal der durch das Unglück so tief gebeugten Christen. Die Kinder, für die der Marsch oft viel zu beschwerlich war, nahmen sie auf ihre Pferde, und wenn bisweilen Männer oder Frauen so sehr ermüdeten, daß sie nicht weiter fortkommen konnten, stiegen sie von ihren Pferden ab und ließen die völlig Ermatteten bis zur nächsten Herberge darauf sitzen, und behan-

delten überhaupt die Auswandernden auf der ganzen Reise mit der größten Schonung und Milde. Auch die Einwohner des Landes, bei welchen man Herberge nahm, labten und erquickten die Christen im Ueberfluß mit Speise und Trank, und gaben ihnen gewöhnlich auch noch Brod und Fleisch für ihre Reise auf den folgenden Tag mit. Aber desto größer ward die Noth und das Elend dieser Unglücklichen, als sie das Land der Christen betraten, wo nur Härte, kalte Theilnahmlosigkeit, ja selbst Grausamkeit ihrer harrten. Der Graf von Tripolis weigerte sich sie aufzunehmen und verschloß ihnen die Thore seiner Stadt. Viele der darin wohnenden Pullanen, unwürdig des christlichen Namens, den sie trugen, überfielen sogar tückischer Weise ihre unglücklichen Glaubensgenossen, beraubten sie und mißhandelten besonders die armen Weiber. Eine Frau, der sie Alles, selbst die wenigen Lebensmittel, welche sie mitbrachte, geraubt hatten, warf in voller Verzweifelung unter den Augen dieser Unholde ihr Kind in das Meer. Die, welche noch Mittel hatten, ihre Reise fortzusetzen, zogen nach Antiochien, wo sie eine etwas bessere Aufnahme fanden, weil die Königin Sibylla, obgleich ohne ihren Gemahl, der erst später ihr folgte, aber doch mit dem Patriarchen von Jerusalem und einigen Templern- und Johanniterrittern allda angekommen war. Aber am schönsten und edelsten benahm sich der türkische Statthalter von Alexandrien gegen die dahin gekommenen, aus Jerusalem auswandernden Christen. Er nahm sie auf das freundlichste auf, sorgte in reichem Maße für ihre Verpflegung, und als die pisanischen, venetianischen und genuesischen Schiffsherren sich weigerten, die Armen, die das Ueberfahrtsgeld nicht bezahlen konnten, in ihre Schiffe aufzunehmen, da sprach der menschenfreundliche, die Christen beschä-

mende Muselmann: „Es sey ferne, daß die, welche mein großer Sultan hatte retten wollen, nun durch die Hartherzigkeit ihrer eigenen Glaubensgenossen zu Grunde gehen sollten.“ Er bezahlte also das verlangte Geld, sorgte dann dafür, daß alle gehörig eingeschifft wurden, drohete aber auch noch diesen wälschen Schiffern, daß, wenn den eingeschifften, bemitleidswerthen Auswanderern auf der Reise das mindeste Leid zugefügt würde, er an den Handelsschiffen ihrer Landsleute, die jedes Jahr in großer Anzahl in dem Hafen von Alexandrien einliefen, schwere und gerechte Rache nehmen würde.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht von dem Falle der heiligen Stadt über den ganzen christlichen Erdkreis; und wie sehr man bis dahin in Europa jedem kriegerischen Zuge nach dem Orient abgeneigt war, so ward dieser dennoch der gemeinsame Wunsch und das gemeinsame Verlangen aller christlichen Völker und deren Beherrscher; und schon im Anfange des Jahres 1189, also kaum ein Jahr nach dem Verluste Jerusalems, erhob sich abermals beinahe das ganze Abendland, und an dessen Spitze der große Kaiser Friederich I. zu einem neuen Kreuzzuge, dessen umständliche Geschichte der Gegenstand des folgenden Bandes seyn wird.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Lehrbuch
der
katholischen Dogmatik.

Von
Dr. F. X. Dieringer,
ordentlichem Professor der Theologie in Bonn.

gr. 8. br. fl. 4. 40 kr. oder Rthlr. 2. 20 Sgr.

Statt einer Empfehlung, deren die Schriften des berühmten Verfassers nicht mehr bedürfen, erlauben wir uns hier eine Stelle aus der Vorrede mitzutheilen, in welcher er selbst Rechenschaft über den von ihm eingenommenen Standpunct ablegt. „Bei der Abfassung dieses Lehrbuches, sagt er, bin ich von dem Gedanken ausgegangen und habe mich durchgehends von demselben bestimmen lassen, daß die Dogmatik eine positive theologische Wissenschaft sey und zwar die Wissenschaft der Construction des kirchlichen Lehrbegriffs, wie derselbe von der Kirche selbst festgestellt oder doch aus den Quellen der Kirchenlehre mit Sicherheit zu ermitteln ist. Diesem Gedanken gemäß konnte es mir keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß die Wissenschaft der Dogmatik ihre Aufgabe verfehle, wenn sie entweder in Dogmengeschichte, oder in Apologetik, oder in speculative Philosophie auslaufe. Diese sämmtlichen Wissenschaften haben ihre Berechtigung, aber eine mindestens ebenso begründete hat die Dogmatik als wissenschaftliche Darstellung des kirchlichen Lehrbegriffs, und je weniger sie vor ihrer eigentlichen Aufgabe die Flucht ergreift und etwas Anderes zu seyn trachtet, als sie eigentlich von Hause aus seyn soll und will, um so entschiedener wird sie auch ihre Eigenthümlichkeit zur Geltung bringen können, ohne darum dem apologetischen, geschichtlichen und philosophischen Interesse sich zu entfremden.

Wenn ich daher aus der Einleitung in diese Wissenschaft eine Masse dessen beseitigte, was an diesem Orte sonst mit der behaglichsten Umständlichkeit erörtert wird, und es sorgfältig vermied, die innere Wahrheit des einzelnen Dogma's von der Ueberwundbarkeit irgend einer wunderlichen Gegenrede abhängig zu machen, so wird man darin nur die Folgerichtigkeit erkennen, mit der ich dem eingenommenen Standpunct sein Recht zu wahren suchte. Nicht minder aber auch dürfte hiedurch das Bemühen gerechtfertigt seyn, jedes einzelne Dogma, ungeachtet der Beschränktheit des Raumes für ein Lehrbuch eines so umfangreichen Faches, in der ganzen Fülle seines Inhaltes zu ermitteln; den Abgang positiver Lehrbestimmungen der Kirche durch ergänzende Zusammenfassungen im Systeme weniger fühlbar zu machen; vom gewonnenen Mittelpuncte aus das ganze Gebiet zu beschreiben und zu beherrschen; Materien in den Bereich der Darstellung hereinzuziehen, welche die an ihre Rubriken gewohnte Dogmatik nirgends unterzubringen weiß und darum vorwortlich oder unter dem Titel des Generellen abhandelt, oder aber aus Gründen mit Stillschweigen übergeht, über welche sie Niemanden Rechenschaft zu schulden glaubt. Was die sonstige Einrichtung dieses Werkes betrifft, so möchte dieselbe darin ihre Rechtfertigung suchen, daß das Buch bestimmt ist, akademischen Vorträgen zu Grunde gelegt oder für ein übersichtliches Studium der Dogmatik verwendet zu werden."



Lehrbuch
der
katholischen Dogmatik.

Von
Dr. F. X. Dieringer,
ordentlichem Professor der Theologie in Bonn.

gr. 8. br. fl. 4. 40 kr. oder Rthlr. 2. 20 Sgr.

Statt einer Empfehlung, deren die Schriften des berühmten Verfassers nicht mehr bedürfen, erlauben wir uns hier eine Stelle aus der Vorrede mitzutheilen, in welcher er selbst Rechenschaft über den von ihm eingenommenen Standpunct ablegt. „Bei der Abfassung dieses Lehrbuches, sagt er, bin ich von dem Gedanken ausgegangen und habe mich durchgehends von demselben bestimmen lassen, daß die Dogmatik eine positive theologische Wissenschaft sey und zwar die Wissenschaft der Construction des kirchlichen Lehrbegriffs, wie derselbe von der Kirche selbst festgestellt oder doch aus den Quellen der Kirchenlehre mit Sicherheit zu ermitteln ist. Diesem Gedanken gemäß konnte es mir keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß die Wissenschaft der Dogmatik ihre Aufgabe verfehle, wenn sie entweder in Dogmengeschichte, oder in Apologetik, oder in speculative Philosophie auslaufe. Diese sämmtlichen Wissenschaften haben ihre Berechtigung, aber eine mindestens ebenso begründete hat die Dogmatik als wissenschaftliche Darstellung des kirchlichen Lehrbegriffs, und je weniger sie vor ihrer eigentlichen Aufgabe die Flucht ergreift und etwas Anderes zu seyn trachtet, als sie eigentlich von Hause aus seyn soll und will, um so entschiedener wird sie auch ihre Eigenthümlichkeit zur Geltung bringen können, ohne darum dem apologetischen, geschichtlichen und philosophischen Interesse sich zu entfremden.

Wenn ich daher aus der Einleitung in diese Wissenschaft eine Masse dessen beseitigte, was an diesem Orte sonst mit der behaglichsten Umständlichkeit erörtert wird, und es sorgfältig vermied, die innere Wahrheit des einzelnen Dogma's von der Ueberwundbarkeit irgend einer wunderlichen Gegenrede abhängig zu machen, so wird man darin nur die Folgerichtigkeit erkennen, mit der ich dem eingenommenen Standpunct sein Recht zu wahren suchte. Nicht minder aber auch dürfte hiedurch das Bemühen gerechtfertigt seyn, jedes einzelne Dogma, ungeachtet der Beschränktheit des Raumes für ein Lehrbuch eines so umfangreichen Faches, in der ganzen Fülle seines Inhaltes zu ermitteln; den Abgang positiver Lehrbestimmungen der Kirche durch ergänzende Zusammenfassungen im Systeme weniger fühlbar zu machen; vom gewonnenen Mittelpuncte aus das ganze Gebiet zu beschreiben und zu beherrschen; Materien in den Bereich der Darstellung hereinzuziehen, welche die an ihre Rubriken gewohnte Dogmatik nirgends unterzubringen weiß und darum vorwortlich oder unter dem Titel des Generellen abhandelt, oder aber aus Gründen mit Stillschweigen übergeht, über welche sie Niemanden Rechenschaft zu schulden glaubt. Was die sonstige Einrichtung dieses Werkes betrifft, so möchte dieselbe darin ihre Rechtfertigung suchen, daß das Buch bestimmt ist, akademischen Vorträgen zu Grunde gelegt oder für ein übersichtliches Studium der Dogmatik verwendet zu werden."







